This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Ger [illegible] 97

Harvard College
Library

FROM THE BEQUEST OF

FRANCIS BROWN HAYES

Class of 1839

OF LEXINGTON, MASSACHUSETTS

Harvard C
Librar

FROM THE BEQ
FRANCIS BROW
Class of 18
OF LEXINGTON, MASS.

PAUL ROHRBACH

DER DEUTSCHE GEDANKE IN DER WELT

A. B. 202

KARL ROBERT LANGEWIESCHE
VERLAG
DÜSSELDORF UND LEIPZIG
1912

Ger 2395.97
HARVARD COLLEGE
AUG 12 1912
LIBRARY
Hayes fund

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten. Copyright 1912 by Karl Robert Langewiesche. — Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig

EINLEITUNG

In der Auffassung der Völker- und Menschheitsgeschichte streiten Idealismus und Materialismus gegeneinander. Formell könnten sie sich beide auf den Satz einigen, daß alles Geschehen die Auslese der Tüchtigsten zur Folge hat; inhaltlich aber wird bei ihnen das Verständnis dieses Gedankens ein sehr verschiedenes sein. Die materialistische Geschichtsauffassung wird ihn so begreifen, daß diejenigen die Sieger sind, die im Kampfe um ihre Existenz die Hilfsmittel aus der Welt der materiellen Kräfte auf das vollkommenste ausgestalten und auf das rücksichtsloseste für sich benutzen. Alle sogenannten Ideen und führenden Persönlichkeiten, alle Spannungen und Katastrophen, sie sind dem historischen Materialisten nur Folgeerscheinungen des ökonomisch-stofflichen Entwicklungsvorganges, in dem sich die Geschichte erschöpft. Von diesem Standpunkte aus zu einer sittlichen Wertung des deutschen oder irgendeines andern nationalen Gedankens zu gelangen, ist unmöglich, denn wenn das Sittliche selbst kein objektives Dasein hat, sondern nur eine aus dem Gebrodel ideenlosen Geschehens aufgestiegene Blase ist, von der man nicht weiß, wie lange sie sich halten und das menschliche Denken beeinflussen wird, so kann eine beliebige vorüber-

gehende Erscheinung in der Geschichte erst recht nicht unter idealistischen Gesichtspunkten betrachtet werden. Wir aber bekennen uns gleich am Anfang unserer Arbeit zu dem Glauben, daß die Idee des Sittlichen als absolute, ja als die für unsere Erkenntnis allein absolut existierende Größe, das Ziel und die Norm des Menschheitsfortschritts bildet. Da indes dieser Fortschritt sich nicht zuerst an der Menschheit im ganzen, sondern zuerst in den Nationen vollzieht, so ist es unmöglich, ihm anders zu dienen, als indem jedermann Arbeit innerhalb seines Volkes tut. Wollen wir also vom deutschen Gedanken in der Welt reden, so meinen wir den sittlichen Idealgehalt des Deutschtums als gestaltende Kraft im gegenwärtigen wie im zukünftigen Weltgeschehen, und gehen dabei mit Bewußtsein von der Überzeugung aus, daß wir dazu in das Spiel der Weltkräfte hineingestellt sind, um sittliche Tüchtigkeit nicht nur für uns, sondern auch für die ganze Menschenwelt zu erarbeiten und zu bewähren.

Nach diesem Prinzip also glauben wir, und nach keinem andern, geschieht die dauernde Auslese der Tüchtigsten unter den Völkern, die dazu gelangen, ein Stück Menschheitsfortschritt zu verwirklichen, indem sie der Welt den Stempel ihrer nationalen Idee aufdrücken. Die Geschichte lehrt uns, daß es dazu durchaus nicht immer einer überwältigenden politischen Machtfülle bedurft hat. Die Griechen sind zu einer solchen nur vorübergehend im Alexanderreich und die Juden sind nie zu ihr gelangt. Umgekehrt haben die Araber und die Mongolen riesenhafte politische Gebilde ins Leben gerufen, ohne den positiven Werten der Kulturentwicklung aus Eignem etwas hinzugefügt zu haben. In unmittelbarer Verbindung miteinander haben eine Volksidee von innerlich weltgestaltender Kraft und eine absolute politische Machtfülle bisher nur im römischen Reich gestanden. Roms Geist

konnte nicht, wie der Griechenlands oder Israels, für die kommenden Zeitalter bestimmend werden, wenn das Volk, in dem er lebte, auf einen Winkel der Mittelmeerwelt beschränkt blieb. Nur indem das Machtgebiet des römischen Volks zu gewaltiger Größe heranwuchs, war auch die römische Idee imstande, ihre Größe zu entfalten. Erst Rom als die Herrin des Erdkreises konnte die Denkformen für das politische und rechtliche Dasein der späteren Menschen bestimmen.

Von der deutschen Idee braucht nicht, wie von der römischen, gesagt zu werden, daß sie nur als Weltherrscherin oder überhaupt nicht sein wird, aber so weit kann man den Vergleich führen, daß man sagt: nur als Mitbeherrscherin der Weltkultur wird sie sein, oder sie wird nicht sein. Die Gründe dafür sind leicht erkennbar. Das Angelsachsentum hat heute eine so gewaltige Ausdehnung gewonnen, daß es, gestützt auf die Zahl seiner Angehörigen, seine Machtmittel und seine innere Kraft, im Begriffe erscheint, die kulturelle Weltherrschaft anzutreten. Rußland, an räumlicher Ausdehnung und Menschenzahl das größte der nicht-angelsächsischen politischen Gebilde, steht durch innere Unkultur und Brüchigkeit seiner früheren weltpolitischen Hoffnungen beraubt vor uns. Frankreich, das im XVIII. Jahrhundert diesseits und jenseits des Ozeans mit England rivalisierte und es an allgemeinem Einfluß auf die Weltkultur weit übertraf, hat durch den moralischen Niedergang seines sich selbst zur Kinderarmut verurteilenden Volks freiwillig darauf verzichtet, am Wettbewerb der Weltvölker zukünftig noch teilzunehmen. Nur die deutsche Nation hat sich neben den Angelsachsen so entwickelt, daß sie zahlreich und innerlich stark genug erscheint, um auch für ihren Volksgedanken Anspruch auf ein entscheidendes Mitgestaltungsrecht am kommenden Weltalter zu erheben. Diesen Gedanken verstehen wir

aber allein dann recht, wenn wir einsehen, daß wir unsere Kraft nur durch immerwährende Ausbreitung der deutschen Idee zu erhalten imstande sind. Es gibt für uns kein Stillstehen oder Innehalten, keinen selbst nur vorübergehenden Verzicht auf Ausdehnung unserer Lebenssphäre, sondern wir haben nur die Wahl zwischen dem Zurücksinken auf die Stufe der Territorialvölker oder der Erkämpfung eines Platzes an der Seite der Angelsachsen. Wir sind wie der Baum, der im Felsspalt wurzelt. Entweder wir drücken das Gestein auseinander und wachsen weiter — oder der Widerstand ist so groß, daß wir verkümmern, weil wir nicht genug Nahrung bekommen. Undenkbar ist es, zu sagen: entfaltet eure Kultur, mehrt euren Reichtum, steigert euer wissenschaftliches, technisches, künstlerisches Können, aber verzichtet darauf, als Kaufleute und Fabrikanten immer neue Länder zu bearbeiten, neue Schiffe zu bauen und neues Kapital in die Weltwirtschaft hineinzuwerfen, eure Söhne in die Ferne zu schicken und von den Enden der Erde den Ertrag eurer Arbeit nach eurem Lande zusammenzuschaffen! Wie sollen wir darauf verzichten, wenn wir so schnell wachsen, daß wir in drei Jahren um so viel Menschen zunehmen, wie es Schweizer gibt, in sechs Jahren uns um die Menge sämtlicher Bewohner Hollands oder Schwedens vermehren und in einem Menschenalter ein zweites Volk, so zahlreich wie die Spanier und Portugiesen, zu unserer früheren Zahl hinzuerzeugt haben! Unser Wachstum ist ein Vorgang von elementarer Naturkraft. Nur ein Verdorren des natürlich-sittlichen Empfindens, wie die Franzosen es an sich erlebten, oder eine furchtbare äußere Katastrophe, die uns so arm macht, daß wir die Kinder nicht mehr aufziehen können, die uns geboren werden, wäre imstande, unsere Vermehrung zum Stillstand zu bringen.

Wir wachsen und mehren uns, aber nicht in einem weiträumigen Lande, das Überfluß an allem hat, was man zum

Leben braucht: an Feldfrucht, Bodenschätzen und Rohstoffen, sondern wir sind in enge und keineswegs günstige Grenzen gepreßt und müssen von Jahr zu Jahr mehr Gut aus der Ferne herbeischaffen, um satt zu werden und unsere Maschinen in Gang zu halten. Mit jedem Jahre wächst derjenige Teil unseres Volkes, der sein Dasein nur fristen kann, wenn Materialien eingeführt und Fabrikate ausgeführt werden, fast um eine Million. Unser Schulwissen und alle sonstige Bildung, unsere Technik, Erfindungsgabe und Kunst, unsere Gründlichkeit und Exaktheit, hier und da vielleicht auch schon etwas freien Geschmack, legen wir in den Verwandlungsprozeß hinein, der amerikanisches Holz und spanisches Metall, ägyptische Baumwolle und australisches Mohair, Kautschuk vom Kongo und Ochsenhäute vom La Plata bei uns zu Fabrikaten für den Weltmarkt umschafft. Den Weltmarkt! — ihn brauchen wir jetzt schon für unsere Existenz ebenso nötig wie unsere eigene Scholle, und unerbittlich kommt der Tag näher, an dem wir ihn noch nötiger brauchen werden als sie. Nur aber, wenn mit unserem eignen Wachstum auch Anteil und Ertrag an Weltmarkt und Weltwirtschaft für uns zunehmen, können wir gesund bleiben; nur dann vermögen wir die inneren Werte, die aus unsrer nationalen Idee herauswachsen, auch sich entfalten, aufblühen und als gestaltende Faktoren der Weltkultur wirken zu lassen. Aufhören des Wachstums wäre für uns die Katastrophe nach außen wie nach innen, denn es könnte unter unsern heutigen Verhältnissen auf keine Weise ein freiwilliges oder natürliches sein, sondern erst dann sich ereignen, wenn ein anderes Volk oder eine Vereinigung von Völkern uns derartig zu Boden geworfen hat, daß wir auf lange Zeit hinaus siech werden.

Die deutsche Idee also kann nur lebendig bleiben und zunehmen, wenn ihre materielle Grundlage, d. h. die Zahl der Deutschen, der Wohlstand Deutschlands, die Menge und Größe der

dem deutschen Wirtschaftsleben dienstbar gemachten weltwirtschaftlichen Beziehungen sich fort und fort erweitern. Indem sie das tun, nötigen sie aber den Angelsachsen den Zwang auf, sich zu entscheiden, ob sie sich mit ihren Interessen in der Welt zugleich den unsrigen anpassen und sich gemeinsam mit uns über ihren und unsern Anteil verständigen, oder ob sie das Ziel ihrer Alleinherrschaft gegen uns mit Gewalt verteidigen wollen. Wählen sie das erstere, so tun sie es, weil sie den Kampf um unserer Stärke willen für gefährlich halten. Entscheiden sie sich für den Waffengang, so wird es von unserer Stärke abhängen, ob wir siegen, unterliegen oder uns behaupten.

Das Schicksal Deutschlands ist also England. Wer die Entwicklung der Welt in den letzten hundert Jahren verfolgt hat und dazu aus eigener Anschauung etwas von ihrem heutigen Aussehen kennt, für den gibt es unter allen nationalpolitischen Zukunftsfragen nur eine von schlechthin überragender Bedeutung: ist der angelsächsische Typus dazu bestimmt, allein zur Herrschaft in denjenigen Teilen der Erde zu gelangen, wo die Entwicklung der Dinge noch im Fluß ist, oder wird außerdem auch noch für das deutsche Wesen soviel Spielraum verbleiben, daß es mit als konstituierender Faktor des zukünftigen Kulturganzen diesseits wie jenseits des Ozeans erscheint? Daraus folgt, daß wir uns klar machen müssen, was wir imstande sind einzusetzen, um den deutschen Gedanken in der Welt auf die Höhe zu führen — und als notwendige Ergänzung steckt hierin die zweite Frage: welche Minuswerte belasten die nationalen Aktiva, mit denen wir politisch rechnen dürfen?

Der Versuch, auf beides eine Antwort zu finden und danach die Zukunft unseres Volkes zu werten, soll den Inhalt dieses Buches bilden.

ERSTES KAPITEL

GESCHICHTLICHE LASTEN

Das erste Gefühl, das uns überfällt, wenn wir an die Inventur unseres nationalen Vermögens herantreten, ist das des Schmerzes über unsere politische und religiöse Zertrennung. Von dem Gebiet, das vor einem halben Jahrtausend Deutsches Reich war und das die deutschen Stämme, der Idee nach in einem staatlichen Organismus geeint, bewohnten, fehlt Deutschland heute mehr als ein Drittel: die deutschen Länder Österreichs, die Niederlande und Belgien und die Schweiz. Rechnet man noch die livländischen Territorien von der Memel bis zum Finnischen Meerbusen hinzu, wo die Masse des Bauernstandes zwar undeutsch war, Bürger und Ritter aber deutsch und die Fürsten und Landesherren Stände des Römischen Reichs deutscher Nation, so schrumpft der Umfang des heutigen Deutschland gegen das, was zu Ausgang des Mittelalters Deutschland war, auf die Hälfte zusammen. Dabei aber lassen wir diejenigen Gebiete, die am Ende des XIV. und zu Beginn des XV. Jahrhunderts nur noch ganz lose mit dem Reich zusammenhingen und national zu Frankreich und Italien gehörten, wie die Freigrafschaft Burgund, die Herzogtümer Savoyen, Mailand, Mantua, Verona usw. außer Betracht, und beschränken uns erstens

auf die Länder, die von alteingesessenen deutschen Stämmen bewohnt waren und zweitens auf die in der Kolonisierung begriffenen Slawengebiete im Osten. Zu diesen gehörte damals auch Böhmen, dessen Eindeutschung erst durch die Gegenreformation zum Stillstand kam. Nur gegenüber dem Königreich Polen wich ums Jahr 1400 die deutsche Grenze weiter nach Westen zurück, als heute gegenüber Rußland. Posen und ein Stück von Westpreußen, dazu Schleswig, bilden, wenn auch zum Teil nicht von Deutschen bewohnt, den einzigen territorialen Gewinn, den das jetzige Deutsche Reich gegen das alte zu verzeichnen hat. Was will das aber gegen die Ländermasse besagen, die, geschlossen um die Grenze unseres jetzigen Deutschland herumliegt und die von mehr als 20 Millionen Menschen deutschen Stammes bewohnt wird, denen das politische und teilweise sogar das nationale Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem deutschen Gedanken fremd geworden ist! Dabei sind sich diese nächsten Angehörigen und Verwandten des Deutschtums, wie die Niederländer, die Vlamen, die Deutsch-Schweizer und sogar vereinzelte Elemente unter den österreichischen Deutschen, viel zu wenig darüber klar, daß sie als politische und kulturelle Sondergebilde großenteils nur soweit existenz- und entwicklungsfähig sind, wie die deutsche Kultur als Ganzes lebt, wie sie durch den Aufstieg des Deutschen Reichs mit in die Höhe getragen wird und intensiver auf die übrige Welt einzuwirken beginnt. Um ein Beispiel für diesen Zusammenhang zu nennen: die Menge des wissenschaftlichen Stoffes ist heute im Vergleich zu früher eine so ungeheure, daß nur eine große Nation imstande ist, sie zu bewältigen. Die wissenschaftlich lebendigen deutschen Kreise, die außerhalb unserer politischen Grenzen ihr Dasein haben, dazu die Holländer, und unsere entfernteren Verwandten, die Skandinavier, müssen sowohl für Zwecke der wissenschaftlichen Erziehung

als auch auf dem Gebiet der reinen Forschung eine Art Betriebsgemeinschaft mit der deutschen Wissenschaft eingehen, weil sie nicht zahlreich genug sind, um selbst für alle Disziplinen wissenschaftliche Größen und Unterrichtsmittel ersten Ranges hervorzubringen. Zwar gibt es in Holland wie in Schweden Gelehrte von internationaler Bedeutung, von deren Leistungen Deutschland so gut profitiert wie die übrige Welt; aber je mehr die Wissenschaft sich spezialisiert, desto schwieriger wird es für die kleineren Nationen, auf allen Einzelgebieten Vollkommenes zu leisten. Es vollzieht sich daher in steigendem Maße eine Anlehnung an die deutsche Wissenschaft. Für gewisse physikalische Einzeldisziplinen, darunter solche, auf deren Entwicklung der Fortschritt unserer ganzen Naturerkenntnis beruht, gibt es innerhalb eines kleineren nationalen Rahmens zu wenig Interessenten, als daß eine selbständige Bearbeitung des Stoffes auf die Dauer möglich wäre. Und dies Beispiel gilt auch noch für andere Gebiete. Ebenso, wie es den kleinen Staaten unmöglich geworden ist, eine Flotte von modernen Linienschiffen zu bauen, weil die Kosten eines einzigen solchen ihren ganzen Etat umstürzen würden, ebensowenig können sie noch eine von der Wurzel bis zur Spitze selbständige Kulturleistung zustande bringen, weil die Voraussetzungen dafür zu umfassende geworden sind.

Trägt also auf diese Weise Deutschland einen ganz erheblichen Teil der Kosten zur kulturpolitischen Existenz der vom Körper des alten Reichs losgesprengten und mit dem neuen Reich nicht wieder vereinigten Teile seines Volkstums bei, so sind die Kräfte, die ihm von dorther zufließen, nur gering. Bei Deutsch-Österreich und auch bei der Schweiz kann noch von einer wechselseitig befruchtenden Kulturgemeinschaft wenigstens auf dem Gebiet der Kunst und Literatur gesprochen werden. Auf dem der Wissenschaften ist das österreichische Deutschtum,

abgesehen vielleicht von Volkswirtschaft und Historie, ungleich mehr der empfangende als der gebende Teil gegenüber dem Reich, und unser politisches Bundesverhältnis zu Österreich-Ungarn ist zwar nicht unabhängig von der langen Geschichte des dynastisch-nationalen Zusammenhanges zwischen den Ländern diesseits und jenseits der Sudeten und der bayrischen Alpen, aber dieses ganze Kapitel gehört prinzipiell auf ein andres Blatt. Was die Niederlande und das vlämische Belgien betrifft, so ist die Scheidung zwischen ihnen und Deutschland dauernd größer geworden: so sehr, daß man heute fast sagen kann, das niederländische Geistesleben habe kaum noch unmittelbare Bedeutung für uns. Zur Zeit der großen holländischen Maler, Physiker und Staatsrechtslehrer im XVII. Jahrhundert und noch ein halbes Jahrhundert später durch die oranisch-brandenburgischen Beziehungen war das anders. Niemand vermöchte zu bezweifeln, und die Holländer, wenn sie es sich recht überlegten, am wenigsten, daß ihr Leben in jeder Beziehung einen gewaltigen Aufschwung nehmen würde, wenn sie sich wieder an das Reich anschlössen, dem sie formell durch den Westfälischen Frieden, tatsächlich seit Philipp II., entfremdet sind; aber weder kann hier grundsätzlich von einem Zwange unsrerseits die Rede sein, noch ließe sich praktisch das Wagnis einer Annexion Hollands befürworten. Die Störung der politischen Gleichgewichtslage in Europa zugunsten Deutschlands würde eine so starke sein, daß alle übrigen Staaten mit Recht sich dagegen erheben würden. Etwas ähnliches gilt von unserm Verhältnis zur Schweiz, wo sich der Deutsche aus dem Reich bekanntlich der Gefahr unzweideutig gestörter Freundschaft aussetzt, wenn er für deutsche und deutsch-schweizerische Dinge die gemeinsame Bezeichnung „deutsch" ohne die Versicherung gebraucht, daß sie sich nur auf die Sprache und was damit zusammenhängt, beziehe.

In diesem unterstrichenen Verzicht auf ein intimeres allgemeines Verhältnis zu uns spiegelt sich zwar die natürliche Eigenbrödelei der Kleinstaaten und das uralte, hier durch eine lange politische Trennung noch verhärtete und verschärfte Sonderbewußtsein der deutschen Stämme, aber es wäre falsch von uns Reichsdeutschen, wenn wir mit dieser Erklärung die Sache erledigt glaubten. Der gleiche Anteil an der vorhandenen Entfremdung muß auf das Konto des Unvermögens der im neuen Deutschen Reich zur Hegemonie gelangten norddeutschen Art geschrieben werden, in der Welt das zustande zu bringen, was man moralische Eroberungen nennt. Die starre Beschränktheit des norddeutschen und speziell des preußischen Wesens, die nur mit ihresgleichen gepaart imstande ist, einen guten Klang zu geben, ist geschichtlich wohl erklärbar. Sie hat große, vielleicht entscheidende Verdienste um die Entwicklung Preußens zur Großmacht und dadurch indirekt um die Zusammenschmiedung wenigstens der meisten Teile des alten Deutschland zum neuen Reich. Trotzdem wird jetzt jene Seite des Preußentums je länger desto mehr zu einer Gefahr für unsere nationale Zukunft, zumal in ihren stets weniger erfreulich sich entwickelnden modernen Variationen. Das prinzipiell anzudeuten, war schon an dieser Stelle nötig.

Diese Betrachtung hat die Deutschen, die nicht mehr in geschlossenem räumlichen Zusammenhang mit uns, sondern in isolierten Siedelungen durch Ungarn und Rußland zerstreut wohnen, bewußtermaßen beiseite gelassen. Sie ist sogar an dem baltischen Deutschtum vorbeigegangen, obwohl dieses nicht eine von fremden Herren gerufene deutsche Kultursiedlung in auswärtigen Ländern bedeutet, die notwendig auf den politischen Zusammenhang mit dem Mutterlande verzichten mußte, sondern organisch durch die kolonisierende Angliederung

Livlands an das alte Reich entstand und dreieinhalb Jahrhunderte lang diese Stellung behauptet hat. Das Verhängnis Livlands war nur, daß keine Germanisierung der lettischen und esthnischen Eingeborenen stattfand. Der deutsche Ritter, Priester und Bürger, sie kamen nach Livland und gründeten deutsches Regiment und deutsches Städtewesen samt dem germanisch-katholischen Kirchentum, wie diese drei Faktoren im Reich bestanden. Aber der deutsche Bauer ging im Mittelalter noch nicht übers Meer, und den Weg zu Lande sperrte Littauen, das zu stark war, um von den „Brüdern vom Deutschen Hause" niedergerungen zu werden. So kam es, daß das preußische und das livländische Stück des Deutsch-Ordensritter-Gebiets eigentlich nur durch den Heerweg an der Küste von Schamaiten zusammenhingen, und dieses Band war zu dünn und zu schwach, um Livland beim Reiche zu halten, als sich in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts Russen, Schweden und Polen darauf stürzten. Trotzdem seit dieser Zeit kein äußerer Zusammenhang zwischen den baltischen Deutschen und dem Reich bestanden hat, sind doch starke Wechselbeziehungen zwischen ihnen und der deutschen Urheimat lebendig geblieben, und sie sind herüber wie hinüber kräftiger, als man im Verhältnis zu der geringen Zahl der Deutschen erwarten sollte, die in den drei jetzigen russischen Ostseeprovinzen wohnen. Der Grund ist der, daß sie sich auch nach dem Verlust ihrer selbständigen politischen Herrschaft, gestärkt durch fortdauernde Einzelzuwanderung aus dem Reich überwiegend in einer sozialen Herrenstellung erhielten und die daraus sich ergebenden Eigenschaften ihres Charakters ausbildeten.

Im Gegensatz hierzu sind die vielen Millionen deutsche Auswanderer, die im Lauf der Jahrhunderte in weitere Fernen gezogen sind, für die Weiterentwicklung der deutschen Idee so gut wie verloren. Zwar im Innern von Rußland bilden die

Deutschen ein Kulturelement von einer gewissen, wenn auch nicht übermäßigen nationalen Lebenskraft, ein Element jedoch, von dem keine Wirkungen mehr auf Deutschland selbst ausgehen. In den Ländern der ungarischen Krone und ihren Nachbargebieten könnten die Deutschen freilich unter einer andern innerungarischen Konstellation, als sie vorläufig noch besteht, ein tragender Pfeiler für das Bündnis des Habsburgischen Gesamtstaates mit dem Deutschen Reiche werden, aber die hieraus entstehende Wirkung für den deutschen Volksgedanken als Ganzes würde doch nur eine sehr indirekte sein. Was von Deutschen nach Amerika gegangen ist — man berechnet den Teil der Bevölkerung der Vereinigten Staaten, der in Deutschland geboren ist oder von den im Laufe des XVIII. und XIX. Jahrhunderts dorthin ausgewanderten Deutschen abstammt, auf 12 bis 15 Millionen — das ist für die deutsche Idee ohne Rettung verloren, verloren deshalb, weil die überwältigende Mehrzahl dieser deutschen Elemente den unteren, kulturarmen Schichten des heimatlichen Deutschtums entstammte. Wir haben gerade die gegenteilige Erscheinung vor uns, wie bei den baltischen Deutschen. Mit Ausnahme der politischen Emigration während der achtundvierziger Epoche, die nicht nur Charaktere, sondern auch geistige Größen aus Deutschland nach Amerika brachte, und daher auch sofort deutsche Persönlichkeiten an führende Stellen des amerikanischen Lebens hob, waren es meist arme und ungebildete Menschen, oder gescheiterte Existenzen, die nach Amerika hinübergingen. Vielleicht konnte dieser und jener für sich selber den starken Wirkungen des angelsächsisch-amerikanischen Kulturlebens noch einen gewissen passiven Widerstand entgegensetzen; seinen Kindern aber vermochte er keine der deutschen Idee entstammenden kulturellen Eigenwerte mehr vor Augen zu halten, um sie vor der sprachlichen und geistigen Amerikanisierung zu

bewahren. Es ist ein unendlich trauriges Los, das die deutsche Nation in der Gestalt ihrer ausgewanderten Kinder gezogen hat. Sie hat im wahren Sinn des Wortes mit ihnen das Feld düngen helfen, auf dem, als Schößling von England hinüberverpflanzt, der kraftstrotzende Riesenbaum des angelsächsischen Amerika emporgewachsen ist.

Diese ganze Umschau hat uns gezeigt, daß unter allen Völkern der Welt die Deutschen höchst ungünstig gestellt sind, was das Verhältnis ihrer Gesamtzahl zu demjenigen Teil ihres Volkes betrifft, auf dem die Fortentwicklung der nationalen Idee beruht. Einzig die Polen sind in einer noch viel schlimmeren Lage als wir, weil sie die staatliche Grundlage für ihr Dasein als Volk ganz und gar verloren haben. Vergleichen wir uns mit den andern Völkern Europas, so finden wir, daß die Franzosen bis auf einen sehr kleinen abgesprengten Splitter in Lothringen restlos zu einer politischen Einheit zusammengeschlossen sind. Vielleicht könnte man auch noch sagen, daß die französisch sprechenden Schweizer in ähnlichem Sinne Franzosen sind, wie ihre deutsch oder italienisch redenden Landsleute Deutsche und Italiener. Ganz identisch ist das völkische Verhältnis hier nicht, und noch weniger bei den Wallonen. Diese bilden nicht einen durch historisches Schicksal vom französischen Körper losgelösten ursprünglich französischen Stamm, wie das bei den Vlamen und Niederländern dem Deutschtum gegenüber der Fall ist, sondern sie sind eine eigne romanische Nation, die sich erst vom XVII. Jahrhundert ab sprachlich und kulturell dem benachbarten und nahe verwandten Franzosentum angeglichen hat. Selbst aber wenn man die ganze Bevölkerung des französischen Sprachgebiets in der Schweiz wie in Belgien der Rasse nach als Franzosen betrachten wollte, was wie gesagt, kaum möglich ist, so würden wenig über drei Millionen Franzosen außerhalb Frankreichs leben. Das wäre

immer noch ein sehr viel günstigerer Stand als bei uns. Nicht mitgerechnet werden können die zirka zwei Millionen französischer Kanadier, die zwar ihre Sprache und ihren Volkscharakter bewahrt haben, im übrigen aber sich vollständig als Eingeborene Kanadas und ohne Sentiments für das französische Mutterland fühlen.

Rußland vermißt innerhalb seiner staatlichen Grenzen etwa vier Millionen Kleinrussen, die sogenannten Ruthenen in Galizien, der Bukowina und Ungarn. Zahlenmäßig fällt dieses Defizit gegenüber der immensen Masse des Russentums, das zudem innerhalb der russischen Grenzen noch so viele fremde Völker und Volksteile beherrscht, kaum ins Gewicht. Die Italiener sind es, die das Schlagwort von der „Italia irredenta", dem unerlösten Italien, erfunden haben. Sie rechnen dazu Welsch-Tirol und das Gebiet von Triest, die zu Österreich gehören. Sie zählen merkwürdigerweise n i c h t dazu Savoyen, Nizza und Korsika, die Frankreich annektiert hat. Unter österreichischem Zepter leben nicht ganz eine Million Italiener; unter französischer Herrschaft, einschließlich Korsika, ungefähr ebensoviel. Gegenüber den 35 Millionen Einwohnern des Königreichs macht das zusammen nur wenig über 5 Prozent aus.

Spanien und Portugal sind völlig geschlossene Nationalstaaten, die in Europa überhaupt keine Angehörigen ihres Volkstums außerhalb ihrer politischen Grenzen und unter fremder Herrschaft zählen. Dagegen haben beide Völker große Tochternationen jenseits des Ozeans gegründet, und in den früheren Kolonien Spaniens, auf den Philippinen und Puerto Rico (Cuba ist Republik unter dem Protektorat der Vereinigten Staaten) leben insgesamt nur einige Zehntausende wirklicher Spanier in einer fremden Staatszugehörigkeit.

Von England endlich haben wir schon zur Genüge gesprochen. Es gibt überhaupt nirgends auf der Welt einen Engländer, der

nicht Untertan des Königs von England wäre. Ebenso könnte es nur zu den seltensten Ausnahmen gehören, daß einem Engländer, sei es unter welchen Umständen auch immer, sein Nationalgefühl abhanden käme. Etwas anderes ist es natürlich mit den Tochternationen, die sich aus dem politischen Engländertum heraus gebildet haben oder sich zu bilden im Begriff sind. Der Kanadier, der Australier, der englisch redende Südafrikaner — sie sind nicht mehr in demselben Sinne Engländer, wie der Engländer in der Heimat oder in den Tropenkolonien, wo er als Beamter, Soldat, Kaufmann nur vorübergehenden Aufenthalt nimmt. Die bodenständige Einwurzelung in einem überseeischen Siedlungsgebiet, und das dort rasch vor sich gehende autogene Wachstum der Kolonistenbevölkerung bringen im Verein mit dem freiheitlichen Prinzip des angelsächsischen Self-Government verhältnismäßig schnell völkische Neubildungen zustande, die anfangs noch ganz nahe Verwandtschaft mit dem Stamme zeigen, aus dem sie entsprossen sind, allmählich aber sich verselbständigen müssen. Das ist kein politischer Kräfteverlust für das Mutterland, weil der Kulturinhalt der nationalen Idee in die Neubildungen übergeht und in ihnen lebendig bleibt, auch wenn politische Trennungslinien entstehen.

Von den kleineren Völkern Europas ist es in diesem Zusammenhange kaum nötig zu sprechen, weil sie keine selbständigen Machtfaktoren in der Weltpolitik bilden. Es ist allerdings nicht ausgeschlossen, daß die Spannungen, die namentlich am Balkan von den bestehenden und schmerzlich empfundenen Trennungslinien bei Serben, Rumänen, Griechen usw. ausgehen, politische Konflikte erzeugen, in die auch die großen Nationen hineingezogen werden, aber eine solche Wirkung der Kleinen auf die Großen ist doch nur eine indirekte. An sich können die Verhältnisse nicht miteinander verglichen werden.

Das Deutschtum also ist unter allen Völkern der Welt am schwersten durch die Abspaltung vieler seiner Angehörigen von dem Staatswesen, in dem die Mehrheit ihre politische Einigung gefunden hat, geschwächt. Außer der staatlichen Scheidung geht aber noch eine kaum weniger verhängnisvolle, geistige durch das Deutschtum hindurch: das Auseinanderfallen in einen evangelischen und einen katholischen Volksteil. Innerhalb des Deutschen Reiches ist das Verhältnis etwa so, daß zwei Drittel protestantisch sind, ein Drittel katholisch; die 10 Millionen Deutsch-Österreicher sind fast rein katholisch; die 5,5 Millionen Niederländer zu etwas über zwei Dritteln Evangelische, der Rest Katholiken; die 2,5 Millionen Deutsch-Schweizer zur größeren Hälfte Evangelische. Innerhalb des gesamten Deutschtums ist das Verhältnis der Protestanten zu den Katholiken ungefähr wie 4:3, und es verschiebt sich nicht sehr, wenn man die Niederländer und die Schweizer wegen ihres zum Teil gelockerten Kulturzusammenhanges mit uns und wegen der starken politischen Trennung beiseite läßt.

Was bedeutet diese religiöse Spaltung für die Kraft und für die Entwicklungstendenz des deutschen Gedankens? Von gut katholischer Seite wird man geneigt sein, schon die Fragestellung, vielleicht sogar mit einem gewissen Unwillen, prinzipiell abzulehnen, als ob es eine Kränkung des nationalen Empfindens unter den katholischen Deutschen sei, Unterschiede solcher Art zwischen ihnen und den Evangelischen zu machen. Es ist aber für den Katholiken in Deutschland schwer, dieses sehr heikle Problem mit so objektiver Ruhe zu erfassen, wie es erfaßt werden muß. Zwischen dem Katholizismus und der Idee des Nationalstaats besteht ein tiefgehender Widerspruch nicht nur ideeller, sondern auch praktisch-geschichtlicher Natur. Der einzelne Katholik braucht sich dieser Tatsache nicht be-

wußt zu sein, und in Wirklichkeit gibt es ja auch rein katholische Völker, wie die Spanier, bei denen sowohl das Nationalgefühl als auch die politische Geschlossenheit des Volkstums besonders stark sind. So hat es auch deutsche Katholiken gegeben, die zu den Führern der politischen Einheitsbewegung in Deutschland und zu den kräftigsten Vertretern der deutschen Idee gehört haben. Man braucht dabei nur an Männer wie den bayrischen Ministerpräsidenten und späteren Reichskanzler Fürsten Hohenlohe zu denken. So kräftig aber und so glücklich mitunter auch die Konsequenz der Idee durch den Charakter der Persönlichkeiten korrigiert werden mag, so lassen sich die Wirkungen, die aus dem innern Wesen eines großen Prinzips entspringen, doch nicht auf diese Weise ganz und gar aufheben. Zum Daseinsprinzip der katholischen Kirche gehört die Idee des Universalismus, die in geistiger Beziehung keine Völkergrenzen kennt, und wenn wir recht zusehen, so hat die Kirche die Völker mit dem stärksten Nationalgefühl — wir erinnern uns wieder an Spanien — am wirksamsten dazu zu brauchen gewußt, den kirchlichen Universalismus zu verbreiten. Wo sie, wie jetzt in Österreich und unter den Polen, sich als Vorkämpferin nationaler Sonderexistenzen gibt, da tut sie das in der Hauptsache, um durch Pflege eines nationalen Volksgutes festeren Einfluß zu gewinnen und die Menschen an sich zu ketten. Katholisch-kirchliche Nationalpolitik kann nie Zweck sein, sondern immer nur Mittel zum Zweck, und wenn wir den wahren Prinzipienstandpunkt des Katholizismus gegenüber der Idee des Volkstums erkennen wollen, so brauchen wir nur die Reihe der katholischen Autoritäten von der Civitas Dei des Augustinus über Thomas von Aquino bis zu den Statuten des Ignatius von Loyola zu durchmustern, und wir werden überall bestätigt finden, daß der nationalen Idee unter den Faktoren der geistig-sittlichen Erziehung des Menschengeschlechts nicht nur keine positive

Bedeutung beigemessen, sondern daß sie — hier direkt, dort indirekt — als schädlich abgewiesen wird. Am schärfsten ist das bei der geistigen Kerntruppe des heutigen Katholizismus der Fall: im Orden der Gesellschaft Jesu, der unter den Dingen, die für seine Angehörigen nicht existieren dürfen und durchaus zu bekämpfen sind, auch das Gefühl irgendwelcher nationalen Sonderzugehörigkeit nennt. Wir dagegen sind der Überzeugung, daß die Verkümmerung der nationalen Idee immer und überall auch eine Verschlechterung in der sittlichen Leistungsfähigkeit eines Volkes im ganzen bedeutet. Damit wird weder geleugnet, daß große geistige Leistungen Einzelner auch in Zeiten möglich sind, wo das Sonderbewußtsein eines Volkstums schlummert, noch soll damit jenem barbarischen kulturfeindlichen Chauvinismus das Wort geredet werden, der überall dort sich einstellt, wo die nationale Idee aus dem Tempel geflüchtet und statt ihrer die nationale Phrase eingezogen ist. Die Völker und die Menschen leben in Wahrheit davon, wofür der Einzelne zu sterben bereit ist, und wenn ein so großes Gebiet menschlicher Seelenregungen, wie dasjenige, das mit Volkstum und Vaterland zusammenhängt, aus dem Kreise der Güter ausscheidet, mit denen für unser Gewissen die Notwendigkeit der Selbstaufopferung verbunden ist, so muß das schlechthin von schädlichen Folgen für den inneren Gehalt des Volkscharakters begleitet sein.

Die zweite Tatsache, die es dem deutschen Katholizismus erschwert, Vollgiltiges für das äußere und innere Wachsen der deutschen Idee zu leisten, ist seine Gebundenheit durch Rücksichten auf eine außerdeutsche Macht. Man hat dafür die Bezeichnung Ultramontanismus geprägt. Wiederum versichern unsere katholischen Volksgenossen, in der Regel ebenso ehrlich wie leidenschaftlich, daß sie den Papst, auch wenn er jenseits der Alpen wohne, nur als das gemeinsame Oberhaupt der gan-

zen katholischen Christenheit und als den Statthalter Christi auf Erden verehrten. Daß aber das Papsttum als eine durchaus internationale oder interkatholische Einrichtung gleichmäßig über allen Völkern schwebe, ist nur dem Gedanken, nicht der Wirklichkeit nach richtig. Das Papsttum ist eine Würde, die seit Jahrhunderten nur innerhalb des romanischen, und speziell innerhalb des italienischen Volkstums, vergeben wird. Der letzte deutsche Papst war der Niederländer Hadrian VI. (1522 bis 1523); seitdem sind nur noch Italiener auf den päpstlichen Stuhl gelangt, und auch vorher waren Nichtitaliener die Ausnahme. Ebenso überwiegt in dem Kardinalskollegium, das den Papst wählt, die italienische Nationalität durchaus. Von dieser Seite her betrachtet, ist das Papsttum eine Institution, durch die ein Ausschuß des italienischen Episkopats, unter monarchischer Spitze, mit Assistenz einer mäßigen Anzahl hinzugewählter Vertreter der nichtitalienischen Katholiken, die katholische Kirche regiert. Natürlich ist neben diesem Sachverhalt noch eine Fülle allgemeiner Ideen, politischer, religiöser und superstitiöser, innerhalb des Kirchenorganismus und der römischen Kurie am Werk. Man kann das aber ohne Einschränkung zugeben und darf sich andrerseits doch nicht davor verschließen, daß in der Papstherrschaft der romanisch-italienische Einschlag gerade um der immanenten Gewalt einer jeden nationalen Idee willen, die sich auch dort geltend macht, wo man sie bewußtermaßen austreiben will, nicht nur gelegentlich, sondern dauernd und kräftig mitwirkt. Geschieht das nicht in bewußter, so geschieht es doch ebenso spürbar in unbewußter Weise. Schon daß das Papsttum nur Italienern zugänglich ist und daß kein Deutscher Papst werden kann, gibt dem Papsttum einen in nichtdeutschem Sinne besonders gefärbten Charakter. Dieser faktische Zustand tritt auch da zutage, wo eine Aktion des Papstes zugunsten der universalen

päpstlichen Machtvollkommenheit sich speziell gegen nationalpolitisch wirkende Besonderheiten innerhalb des deutschen Katholizismus richtet. Wir können unmöglich unsere Augen davor verschließen, daß die deutschen Katholiken gerade jetzt in einem Konflikt zwischen ihrem Wunsche nach allgemein geistiger und deutsch-innerpolitischer Selbständigkeit und der Tendenz Roms stehen, diese Selbständigkeit auszulöschen. Nicht unmittelbar, aber mittelbar handelt es sich bei diesem Streit auch um die deutsche nationale Idee. Das außerdeutsche römische Papsttum und die das höhere Recht jedes Volkstums verneinende Kirchenidee vereinigen sich in dem Bestreben, ihre vom deutschen Gedanken teils abseits gelegenen, teils ihm entgegengesetzten Interessen für einen großen Teil des deutschen Volkes noch maßgebender zu machen als bisher und die katholischen Deutschen zum Verzicht auf politische Betätigungsformen zu nötigen, in denen ihr geistiger Zusammenhang mit den übrigen Deutschen sich äußert.

Es ist also falsch, wenn man den Unterschied oder den Gegensatz zwischen Deutschen evangelischen und katholischen Bekenntnisses auf die Glaubenslehre im engern, unmittelbar religiösen Sinn beschränken und von hier aus die Einwirkung des Katholizismus auf das Maß von Hingabe bestreiten will, das dem einen und dem andern Teil als Ganzem der deutschen Idee gegenüber möglich ist. Es gibt keinen neutralen, sondern es gibt nur einen römischen Katholizismus; wo auch immer im Lauf der Jahrhunderte nicht-römisch gefärbte katholische Regungen aufgetaucht sind, vom byzantinischen Schisma bis zum Gallikanismus und Altkatholizismus, sind sie von der römischen Kirche, wo ihre Kraft ausreichte, mit Gewalt niedergeschlagen, und wo sie nicht ausreichte, abgestoßen worden. Die deutschen Katholiken sind also nicht nur A n h ä n g e r einer bestimmten Art, an göttliche und menschliche Dinge zu glauben, sondern

sie sind auch Angehörige einer umfassenden geistlichen Organisation, die ihren Zentralsitz außerhalb Deutschlands hat, deren Verwaltung ganz überwiegend in nichtdeutschen Händen ist, an deren Spitze Deutsche überhaupt nicht mehr gelangen und deren geistiges Prinzip die Verneinung des autonomen Eigenwerts der nationalen Idee in sich schließt. Wenn man sich das alles vergegenwärtigt, so kann man nur darüber staunen, wieviel Widerstandskraft im nationalen Sinne unsere katholischen Volksgenossen solchen Einwirkungen gegenüber sich bewahrt haben. Aber es leuchtet auch ein, wie unmöglich die Behauptung ist, daß gar keine Einwirkung stattfände. Um nur ein ganz an der Peripherie des Gedankens liegendes praktisches Beispiel heranzuziehen: welch einen verschiedenen Wert für den Aufstieg unsrer nationalen Idee hat der katholische und der evangelische geistliche Stand! Der katholische Klerus ist während einer bestimmten Periode der deutschen Geschichte der vorwiegende Träger der Kultur unter den Deutschen gewesen. Aber diese Zeit liegt weit zurück. Seit unsere Kultur sich von der Kirche emanzipiert hat, haben Priesterzölibat und Ordenswesen Millionen und Abermillionen von Männern, die als einzelne für sich persönlich zu höherer Bildung und Schulung emporgestiegen waren, durch die erzwungene Ehelosigkeit dazu veranlaßt, für die Zukunft des Volkes unfruchtbar zu bleiben, denn an ihren Aufstieg konnte sich keine weitere Folge gehobener Generationen knüpfen. Wie groß ist demgegenüber die Bedeutung des evangelischen Pfarramts für die Erhebung latent in der Tiefe des Volkes enthaltener geistlich-sittlicher Tüchtigkeit an die führenden Stellen gewesen! Auf der katholischen wie auf der evangelischen Seite ist das geistliche Studium dasjenige, durch das sich dem unbemittelten, aber begabten Sohn kleiner Leute am ehesten der Eintritt in die gebildete Oberschicht des Volkes ermöglicht. Während aber

beim katholischen Priester dieser Anfang des Aufsteigens zugleich das Ende des Prozesses bildet, brauchen wir nur an all die Namen führender geistiger Größen der deutschen Nation zu erinnern, deren Träger in evangelischen Pfarrhäusern geboren oder in weiterer Folge Pfarrersnachkommen gewesen sind.

Wir fassen also die Bedeutung der Tatsache, daß fast die Hälfte der Deutschen in und um Deutschland dem Katholizismus angehört, zusammen und sagen: die aus dem katholischen Prinzip und der Herrschaft der römischen Kurie folgenden Wirkungen tragen in einer dem einzelnen Katholiken kaum bewußten, nicht selten durch die natürlichen Instinkte des nationalen Empfindens auch glücklich abgewehrten, aber trotzdem durch die unendliche Summierung der Fälle wirksamen Weise dazu bei, daß im katholischen Teil unseres Volkes die Gesamtleistung für den Fortschritt der deutschen Idee verhältnismäßig geringer ausfallen muß, als auf der evangelischen. Der Katholizismus wirkt im ganzen als Hemmungsfaktor dagegen, daß die natürliche Bereitschaft des Menschen zur Aktivität nach der idealen Seite hin im gegebenen Falle sich der scharfen Ausprägung des nationalen Ideals zuwendet. Er mag dafür andere an sich wertvolle ideale Triebe lebendig machen, aber diese führen dann in eine andere Richtung als in die nationale.

Bei all dem sind wir noch gar nicht auf die Schäden eingegangen, die aus der religiösen Zerspaltenheit des Deutschtums insofern hervorgegangen sind, als die Verschiedenheit des Bekenntnisses feindliche Gegensätze zwischen den Bekennern selbst erzeugte und noch erzeugt. Ist es nötig, an den Dreißigjährigen Krieg zu erinnern und an die Schwächung, die Deutschland durch den gegenseitigen Kräfteverbrauch von Protestanten und Katholiken auch ohne den bewaffneten Kampf der Parteien bis heute erleidet, und an alle Folgen, die aus der Umsetzung der

religiösen Meinungsverschiedenheit in politische Reibungswiderstände im Fortschritt unseres Gesamtorganismus entstehen? Wer die katholische Polemik gegen den Protestantismus kennt, begegnet in ihr allerdings der umgekehrten Argumentation, wonach nicht die Katholiken, sondern die Protestanten dadurch, daß sie die Urheber der großen Religionstrennung im XVI. Jahrhundert gewesen seien, auch mit der Verantwortung für alle daraus entstandenen Schäden belastet erscheinen. Diese Behauptung ist objektiv schon aus dem Grunde nicht haltbar, weil die Reformation ursprünglich nichts anderes war, als eine Reaktionserscheinung innerhalb der katholischen Kirche, hervorgerufen durch den immer stärker anwachsenden innern Widerstand bei den Katholiken germanischen Stammes gegenüber dem römisch-fremdländischen Element im katholischen Kirchentum. Dieses trug in erster Linie die Schuld an den Auswüchsen, die zur Spaltung führten. Der Protestantismus als kirchentrennendes und kirchenbildendes Prinzip hat den großen geistigen Scheidungsprozeß, in dem das Mittelalter zur Neuzeit sich wandelte, lange nicht erschöpft oder beendet, sondern er ist nur eine Teilerscheinung in der Entwicklung des Gesamtgeistes unserer Rasse von der Gebundenheit unter Autoritäten des Dogmas zur Gebundenheit unter die Autorität des urteilenden Gewissens. Bei diesem mit der Notwendigkeit eines Naturprozesses eintretenden Vorgang haben die Germanen, und unter ihnen wieder die Deutschen, die Führung übernommen; unser Unglück war nur, daß der Riß nicht glatt zwischen Germanen und Romanen, sondern mitten durch das Deutschtum hindurchging.

Wir haben die äußere Verstümmelung und die religiöse Spaltung des Deutschtums als die beiden schweren Schäden aufgezeigt, durch die wir den andern großen Völkern gegenüber bei der Aufgabe beeinträchtigt werden, unsere nationale Idee

zu entfalten und durchzusetzen — denn auch kirchlich religiös erscheinen die Engländer, die Franzosen, die Russen, die Italiener, und ebenso jenseits des Ozeans die Amerikaner, uns gegenüber durch ihre größere Einheit weit im Vorteil. Könnten wir es ihnen in bezug auf jene beiden Grundvoraussetzungen für die Entwicklung nationaler Volkskraft, politische Geschlossenheit und innere Einheit des Empfindens, annähernd gleichtun, so würde plötzlich unsere Wagschale im Verhältnis zu der der andern sich zu unseren Gunsten senken.

Immer noch sind wir aber nicht am Ende in der Aufzählung der Momente, die uns zur Schwäche und darum indirekt den andern zur Stärke ausschlagen. Jedes Volk ist im Verhältnis zu seinen Mitbewerbern mit seinem schließlichen Erfolge innerhalb der Geschichte davon abhängig, wann und unter welchen Umständen es zuerst dazu gelangt ist, seine volle Kraft nach außen hin zu sammeln, und in welchem Maße bei ihm innere Krisen kraftverzehrend gewirkt haben. Wie verwüstend in dieser letzteren Beziehung die Religionsstreitigkeiten der Deutschen gewesen sind, wurde schon erwähnt. Noch schwerer sind wir durch die ungeheuer lange Dauer des nationalen Einigungsvorganges im Vergleich zu unsern Nachbarn geschädigt. Nur die Italiener, die noch den Beweis dafür zu erbringen haben, daß sie unter die großen Völker der Gegenwart gehören, haben erst mit uns zusammen, aber gleich viel gründlicher als wir, das Ziel der politischen Einigung ihrer Kräfte erreicht. England, Frankreich, Rußland sind uns weit voraus. Auch wenn man Rußland aus diesem Vergleich ausscheidet, so bleibt doch das Beispiel der Engländer und Franzosen übrig, damit wir daran lernen, welche niederdrückende Last jener große Fehler unseres Gesamtcharakters als Volk, die Sucht zur Zersplitterung, uns von der Vergangenheit her für die vorwärtsstrebende Gegenwart aufgebürdet hat.

Allerdings dürfen wir dabei nicht das heutige französische und das heutige deutsche Volk gegeneinander halten, denn Frankreich erhält sich gegenwärtig noch durch seinen alten Reichtum, durch die Fülle der Talente, die ihm die Demokratisierung seines politischen Lebens liefert, und durch die nationale Energiequelle der Niederlage von 1870/71 auf einer Höhe, die es nicht behaupten könnte, wenn auch nur einer jener drei Faktoren fehlte. Die Wurzeln seiner Kraft hat das französische Volk aber selbst vergiftet, als es beschloß, kinderarm zu sein. Von da an, wo seine natürliche Volksvermehrung aufhörte, zehrt Frankreich von seinem Kapital. Was die Franzosen treiben, ist moralische Anleihewirtschaft der gefährlichsten Art. Sie borgen und borgen bei dem Fonds, den ihnen ihre geschichtliche Vergangenheit an inneren Vermögenswerten hinterlassen hat, aber weil ihnen nicht genug Kinder zuwachsen, kann die Verwendung jener Anleihebeträge nicht als Anlage in werbenden Werten, sondern nur als Vermögensverzehrung ohne Ersatz betrachtet werden. Wenn jemand von unserer älteren Generation, der 1870/71 als Soldat in Frankreich war, die Städte heute wiedersieht, die er damals betrat, so erschüttert ihn unwillkürlich das Bild des Stillstandes, das seinem Auge sich darbietet: dieselben Häuser, Straßen und Plätze, derselbe Umfang des Weichbildes jetzt wie fast vor einem halben Jahrhundert! Wir in Deutschland mit der gewaltigen Zunahme unsrer großen und mittleren Städte, mit der reißenden Entwicklung unseres Verkehrswesens, mit dem Anschwellen unsrer Produktion an Gütern und Menschen können uns so etwas kaum noch vorstellen. Das ist das äußere Bild des Anhaltens auf dem Wege der nationalen Entwicklung; im Innern aber geht das Doppel-Gespenst des französischen Hauses um: die Furcht vor dem Kinde und die verderbliche Lebensversicherung, die dem normalen Nachkommenpaar mit der Rente des

Elternpaars in die Wiege gelegt wird. Dadurch erwächst von Jugend auf im französischen Volk jene saft- und kraftlose Lebensauffassung, die den idealen Daseinsinhalt für den Einzelnen darin erblickt, daß ihm der Kampf ums Dasein erspart bleibe. Diese moralische Folge des Zweikindersystems ist noch schlimmer, als der bloß zahlenmäßige Stillstand der Bevölkerung.

Auf der Höhe ihrer Kraftleistung sind die Franzosen während der zwei Jahrhunderte von Ludwig XIII. bis zu Napoleon I. gewesen, und diese Periode der französischen Geschichte müssen wir gegen unser damaliges Elend halten, um die Überlegenheit zu würdigen, die aus der 300 Jahre vor uns erfolgten staatlichen Einigung Frankreichs floß. Nachdem diese geschehen war, stieg die französische Macht auf dem Festlande von Europa beinahe dauernd. Frankreich stand nach allen natürlichen Voraussetzungen für die Entfaltung politischer Macht weit an der Spitze der romanischen Völker, und es konnte den ersten Platz in Europa erringen, weil das an sich schon damals stärkere deutsche Volk staatlich zersplittert und bald genug auch konfessionell zerrissen war. Hätte Deutschland gleichen Schritts mit Frankreich die Einigung erreicht, so wäre damit Jahrhunderte früher im Herzen Europas ein politisch-nationaler Körper von solchem Schwergewicht und solcher Anziehungskraft entstanden, daß die Hegemonie Frankreichs und der französischen Kultur in der Welt sich nie hätte verwirklichen können. Diesen unermeßlichen Vorsprung der Franzosen haben wir voll zu kosten bekommen: durch kriegerischen Druck und durch die Überschwemmung unseres Kulturlebens mit dem französischen Schaum des 18. Jahrhunderts, während das deutsche Wesen fast als Barbarei erachtet wurde. Durch ein Geschick, dessen innerer Ursprung für uns trotz aller vorgebrachten Erklärungen noch zu den Rätseln im Wer-

den und Vergehen der Völker gehört, scheinen die Franzosen jetzt aus der Zahl der Weltnationen ausscheiden zu sollen, und man kann daher vielleicht sagen, daß die Geschichte selbst unter das, was sie uns kraft ihres früheren Vorsprungs haben antun dürfen, einen Strich gezogen hat. Auch in der Schwächung, durch die sie für sich allein uns ungefährlich geworden sind, werden sie aber noch auf lange hinaus für antideutsche Koalitionen unter englischer Führung einen schwerwiegenden Faktor gegen uns bilden können. Hier liegt der Punkt, wo uns die verspätete und unvollkommene Verwirklichung unserer nationalpolitischen Einheit nachträglich zum Verhängnis werden kann. Bildet sich irgendwo auf der Welt ein Kristallisationszentrum für uns feindliche Völker, denen wir einzeln vollauf gewachsen, ja überlegen sind, und verdichten sich dort die antideutschen Gegensätze zu einheitlichem Handeln mit dem Ziel, unsere spät, überraschend und für die andern höchst störend gekommene Entwicklung einer gewaltsamen Revision nach rückwärts zu unterziehen, so werden wir einen schweren Stand haben. Es bedarf keiner weiteren Darlegung, daß ein solches Zentrum in England bereits gegeben ist.

Vergleichen wir unser Schicksal als Gesamtnation mit dem der Engländer, so sehen wir, wie die Entwicklung des Deutschtums und mit ihm die deutsche Idee hätten fortschreiten können, wenn wir ebenso früh zur nationalen Konsolidierung gelangt wären, wie unsere Vettern. Das kommt nach zwei prinzipiell verschiedenen, einander aber sehr nahe bedingenden Seiten hin zum Ausdruck. Die eine Seite ist die materielle. England hat seine Industrie, seinen Handel, seinen Reichtum, seine Kolonien, sein ganzes Weltreich mit all den Klammern, die es zusammenhalten, gründen können, während wir auf jedem einzelnen dieser Lebensgebiete in vollkommener Ohnmacht und im Verfall dahinlebten. Deutschland gehörte früher einmal schon

zu den wohlhabendsten und gewerbemächtigsten Ländern Europas; vielleicht war es um die Mitte des XVI. Jahrhunderts, wenn man nicht allein auf den baren Kapitalumlauf, sondern auf die Gesamtheit des Volksvermögens sieht, das reichste. Ganz ohne Zweifel stand es in industrieller Beziehung an der Spitze der damaligen Kulturwelt. Ein Jahrhundert später war das alles gestürzt und in sein Gegenteil verkehrt — gerade zu der Zeit, als England den ersten Aufstieg zu seiner heute erreichten Höhe begann. Wären wir politisch ein einiges Volk geworden, statt uns bis zur Hoffnungslosigkeit zu zerreißen und zu zerstückeln, so wäre es auch für uns ein leichtes gewesen, mit den Engländern Schritt zu halten.

Am Ausgang der ersten napoleonischen Ära liegt Deutschland völlig verarmt da. Kaum daß hier und da ein deutsches Schiff die Flagge eines deutschen Landes, dürftig und fast unbekannt, an entfernteren Gestaden zeigt. Hier und da gibt es nur zu bescheidene Ansätze einer Industrie, aber sie sind winzig gegenüber dem Gewerbe Englands, selbst Frankreichs. Kapital ist in deutschen Landen so gut wie nirgends vorhanden. Wo auch der Deutsche jenseits des Meeres hinkommen mag — nirgends begegnet ihm Achtung, höchstens herablassendes Wohlwollen gegen den armen Verwandten und kräftige Ausnützung seiner durch keinerlei Selbstbewußtsein geadelten Fähigkeiten. Es ist die Zeit, wo jenes Wort vom Deutschen als vom „Kulturdünger der Länder" in Geltung tritt. Und bei all dieser Kläglichkeit unsrer äußeren Verhältnisse gab es schon damals kein zweites Volk in ganz Europa, das den Deutschen an Zahl gleich gekommen wäre! Wir besaßen vermutlich mehr Menschen als die Russen, mehr als die Franzosen, viel mehr als die Engländer. Trotzdem standen wir an politischem Können, an ökonomischer Entwicklung oder auf beiden Gebieten zugleich hinter jenen zurück. Welche gewaltigen materiellen Kräfte

in wirtschaftlicher Beziehung durch den politischen Einigungsvorgang selbst nur des größeren Teils der Deutschen entbunden worden sind, das lehrt uns unsere Industrie- und Handelsgeschichte seit der Gründung des Reichs. Niemand aber wird behaupten wollen, daß wir dadurch ein anderes Volk geworden sind. Wir sind nach unserer nationalen Begabung dieselben Deutschen geblieben, die wir im XVIII. und die wir im XVI. Jahrhundert waren, aber das beweist, mit wie furchtbarem Erfolge wir in der Zwischenzeit gegen uns selbst gewütet haben.

Nun haben wir in einem Menschenalter Fortschritte gemacht, die nach außen hin den Glauben erwecken müssen, daß ein Jahrzehnt für uns hinreicht, um den Verlust eines Jahrhunderts wettzumachen — aber wird uns dabei nicht bange, wenn wir den schwindelnd steil in die Höhe schießenden, und nur auf der schmalen Basis des europäischen Deutschlands ruhenden Bau der deutschen Volkswirtschaft von heute mit der so viel breiteren und tieferen Verankerung des englischen oder des amerikanischen Lebens über Weltmeere und Kontinente hin vergleichen? Hier lauert der Abgrund, in den unsere neue Größe wieder hinabgeschleudert werden kann, wenn wir sie nicht durch Pfeiler aus besserem Stoff als Eisen und Gold stützen. Damit aber sind wir bei der nicht ernst und nicht schwer genug zu nehmenden Tatsache angelangt, daß es keineswegs nur jene äußeren Faktoren sind, Kapitalreichtum, Kolonialbesitz, Seeherrschaft, industrieller Hochstand u. dgl., auf denen die Weltmacht des Angelsachsentums beruht, sondern daß diesen wägbaren und zählbaren Größen auch ein Erwerb an Charaktereigenschaften, an innerem Wachstum und Reichtum der angelsächsischen Idee entspricht, der jenem Volk mit den Fähigkeiten auch das Recht gegeben hat, nach der Weltherrschaft zu greifen.

Daraus entsteht für uns die Frage, ob sich nicht während der Zeit, die wir den Angelsachsen gaben, uns zu überholen,

dem deutschen Sinn gewisse Folgeerscheinungen unseres wirtschaftlichen und politischen Kümmerdaseins eingeprägt haben und mit alten nationalen Fehlern Verbindungen eingegangen sind, die eine Gefahr für die Zukunft des deutschen Gedankens bedeuten? Zu der dreifachen äußeren Belastung, die uns drückt: nicht voll zustande gekommene nationale Einigung, religiöse Spaltung und Verspätung unseres Eintritts unter die aktiven Weltvölker — tritt also als viertes Stück auf der Debetseite in der Bilanz unseres Volkstums die Summe der Hemmungen, die sich dem Fortschritt der deutschen Idee infolge der inneren Mängel unseres Wesens entgegenstellen — Mängel, die, wie wir bereits angedeutet haben, zum Teil angeboren, zum Teil aber erst während der Periode unseres nationalen Niederganges erworben sind. Die Untersuchung dieser Frage soll uns im folgenden Kapitel beschäftigen.

ZWEITES KAPITEL

HEMMUNGEN VON INNEN HER

Für die Völker wie für die einzelnen Menschen gilt gleichmäßig die Erfahrung, daß der nutzbare Wert der ihnen zu Gebote stehenden Kräfte nicht gleich ist dem summierten Effekt der einzelnen Fähigkeiten, sondern bloß gleich dem Überschuß der positiven über die negativen Größen. Wie Napoleon I. seine Beurteilung der Menschen in das Wort zusammenfaßte: um den Wert eines Mannes festzustellen, müsse man erst seine Eitelkeit von seiner Begabung subtrahieren, und nur mit dem, was übrig bleibt, dürfe gerechnet werden, so steht es auch mit den Nationen. Das geschichtliche Schicksal, das sie erleben und die teils von dorther bedingte, teils an sich vorhandene Psychologie ihres Charakters bilden Kräfte und Gegenkräfte in ihnen aus, und je nachdem, wieviel Kraft mit sittlich bejahendem Vorzeichen dazu verbraucht wird, um die Faktoren zu paralysieren, die mit dem verneinenden behaftet sind, verbleibt ein großer oder ein kleiner Rest zur Arbeit an der nationalen Idee.

Unter uns Deutschen hat sich als die stärkste der negativen, auf die Zerstörung des Volksgedankens hinwirkenden Gewalten im staatlichen wie im sozialen Leben der Mangel an Gefühl für große und gemeinsame Dinge erwiesen. Wir sind

unvermögend, der Lockung des politischen und gesellschaftlichen Sonderinteresses standzuhalten. Positiv ausgedrückt: es ist der übermächtige Trieb, die Besonderheit — sei es des Einzelnen, sei es des Stammes oder irgendeiner anderen Gruppe innerhalb des ganzen Volkstums — zur Geltung zu bringen, der verwüstend unter den Deutschen gewirkt hat, solange es eine deutsche Geschichte gibt.

Woher solche Veranlagungen bei den Völkern stammen, ist eine schwer zu entscheidende Frage; daß sie aber vorhanden sind, lehrt uns die Erfahrung in der Geschichte. Man hilft sich dann meistens damit, daß man von „Instinkt" spricht. Erklärt ist hierdurch nichts, aber wir nehmen das Wort auf, weil es eine Erfahrungstatsache auf allgemein verstandene Weise bezeichnet und ohne weiteres auch für die Charakteristik des Volksbewußtseins gebraucht werden kann. Es liegt also in der Mangelhaftigkeit des Gemeinschaftsgefühls bei den Deutschen ein ursprünglicher Defekt oder eine Beschränktheit ihres nationalen Instinkts vor, wodurch die Entwicklungsfähigkeit des deutschen Volksgedankens von vornherein mit einem Schwächekoëffizienten behaftet erscheint. Seine verderbliche Wirksamkeit offenbart sich von Beginn der deutschen Geschichte an.

Die ersten, durch die wir etwas Unmittelbares über unsere Vorfahren hören, sind die Römer. Ihnen verdanken wir die erste Charakteristik der Germanen, und schon damals, als es noch nichts Unnatürliches war, daß das politische Leben allein in den einzelnen Stämmen pulsierte, erkannten sie die innere Einheit des ganzen germanischen Volkstums. Das zeigt uns die berühmte Stelle bei Tacitus: So möge ihnen denn, ich flehe darum, wenn nicht die Liebe zu uns, dann doch um so sicherer der Haß untereinander verbleiben, weil, sobald Not das Imperium bedrängt, das Schick-

sal ihm Größeres nicht zu gewähren vermag, als die Zwietracht des Gegners! Diese prophetischen Worte des Römers verkünden nicht nur das Schicksal Roms durch die Germanen, sondern auch das Schicksal der Deutschen durch sich selbst. Daß in Wirklichkeit schon zur Zeit Hermanns des Cheruskers die Stämme der Deutschen sich als ein Volk hätten fühlen und begreifen sollen, so, wie sie von der römischen Kulturwelt aus betrachtet erschienen, das war nicht möglich. Die starke Gesondertheit der alten germanischen Völkerschaften setzte sich aber auch in die eigentlich deutsche Geschichte hinein fort, und jeder einzelne von den Stämmen, die seit Ludwig dem Deutschen das deutsche Königtum umfaßte, fühlte sich im Grunde allein für sich schon als die höchste der zu erstrebenden politischen Einheiten. Nur widerwillig war man bereit, sich mit den anderen durch ein zusammenzwingendes Band zum Ganzen vereinigen zu lassen, und kein Teil wollte für diesen Zweck etwas von der Willkürlichkeit seiner Selbstbestimmung opfern. Nie hätten die deutschen Stammesherzöge und später die einzelnen Territorialfürsten so erfolgreich gegen die Idee des deutschen Einheitsstaats ankämpfen können, wenn sie nicht Träger des tief in den Stämmen, ja in den Unterabteilungen und Splittern der Stämme, wurzelnden Dranges gewesen wären, der Befriedigung des Selbstgefühls am meisten in der erkämpften Absonderung und im Sieg über den Zwang zur Einheit suchte. Von der furchtbar zerstörenden Sprengkraft dieses dem Deutschen eingepflanzten Triebes sind die Heldengeschichte wie das Leidensschicksal der deutschen Nation ein zusammenhängendes Zeugnis, und wenn wir uns von der Vergangenheit zur Gegenwart wenden, so gewahren wir, daß jener Wille zur gruppenweisen Absonderung sich nicht verloren, sondern nur seine Wirkungsweise geändert hat. Das Parteigetriebe des modernen Deutschland, die soziale Zerklüftung der Nation, das genuin deutsche

Stände- und Kastenwesen: sie sind jetzt das Feld, auf dem er wirkt, und wo sein Wirken einen großen Teil unserer Volkskraft in ziellosem Hader und unfruchtbarer Reibung zunichte macht.

Die Völker um uns — warum waren sie zeitweilig die Stärkeren, obwohl sie alle weniger zahlreich waren und manche unter ihnen auch weniger begabt sind, als wir? Nur darum, weil sie in höherem Grade als wir die Fähigkeit besaßen, das Trennende hinter dem Einigenden zurückzustellen. Darin liegt alle Kunst politischer Kraftentwicklung beschlossen. Summieren wir nun dagegen die Schäden und Nachteile, die aus jener Naturveranlagung der Deutschen für sie entsprungen sind, mit den psychologischen Wirkungen des Niederganges unserer Kultur, unseres Reichtums, unserer Bildung, unseres Selbstgefühls während der Periode vom Beginn der Religionskriege bis zur Wiederaufrichtung des Reichs! Wie konnte es da anders kommen, als daß sich die Kraftfülle, die immer noch in der alten deutschen Zerrissenheit steckte, ins Verzerrte wandelte, das Heroische in das Groteske, das Triebhaft-Natürliche ins Lächerliche?

Unter den Deformierungen des nationalen Selbstbewußtseins, die sich aus dem Zusammenwirken dieser Einflüsse ergeben haben, leiden wir heute, und das Leiden ist gefährlicher, als die meisten unter uns ahnen. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß trotz der vielen und großen Worte, die heutzutage unter uns über das Deutschtum, sein Recht und seine Würde gemacht werden, das gewöhnliche Selbstgefühl, dessen der Deutsche fähig ist, sich zuerst auf die Zugehörigkeit zu seiner Klasse oder Kaste, zu seinem Stand oder Beruf, kurz zu irgendeiner Gruppe innerhalb der Volksgesamtheit bezieht, und danach erst auf die nationale Idee ihrem wahren Gehalte nach. Daran ändert das Dröhnen der „nationalen" Phraseologie bei offiziell-patriotischen

oder sonstigen Gelegenheiten nichts. Solange ein Deutscher den andern darum als etwas Geringeres ansieht, weil jener einen minderen Titel hat, als Student nicht irgendein buntes Band trug, keine Qualifikationen besitzt, kann allem nationalen Reden nur ein sehr bedingter Wert beigemessen werden. Ein Nationalgefühl, das die Angehörigen des eigenen Volkes nach Wertklassen sondert, entbehrt der vollen Aufrichtigkeit.

Natürlich wird es keinem Vernünftigen einfallen, von jedem einzelnen Deutschen zu behaupten, daß er diesen Fehler deutlich ausgeprägt an sich trage. Ebensowenig aber läßt sich ehrlicherweise bestreiten, daß die Hinneigung zu ihm eine Durchschnittseigenschaft der Deutschen ist, und zwar wird die Tendenz dazu um so bestimmter, je höher die soziale Schicht ist. Das Aufsteigen von unten nach oben bedingt, wenn nicht schon in der ersten, so doch in der zweiten Generation die geistige Einkapselung in irgendeins der Sonderfächer, in die sich die mittleren und oberen Stände bei uns zerlegen. Die Zahl derer, bei denen die nationalethische Seite der Persönlichkeit so kräftig entwickelt ist, daß ihnen jedes Fach zu eng erscheint, ist leider nur klein; bei den meisten reicht der Horizont des Gruppenbewußtseins so nahe an die vorhandene Gesamtweite des Gesichtskreises, daß die darüber hinausgehende Größe eines allgemein nationalen Selbstbewußtseins fast nur noch in der Einbildung existiert. Dementsprechend scheinen den Angehörigen jeder Gruppe ihre beschränkten Sonderinteressen wichtiger und größer zu sein, als die nationale Idee, und wenn sich jemand über das Verhältnis dieser beiden Faktoren überhaupt prinzipielle Gedanken macht, so reichen sie höchstens bis zu der oberflächlichen Selbsttäuschung, dem wahren Interesse des Vaterlandes könne nicht besser gedient werden, als durch die vollkommene Hingabe an den allein seligmachenden Parteiklüngel.

Vielleicht wird jemand, der sich durch diese Charakterisierung beschwert fühlt, dagegen fragen: steht denn das alles bei andern Völkern um so viel besser, daß es solcher Bußpredigt über den politischen Charakter der Deutschen bedarf? Wer nicht scharf hinsieht, könnte allerdings meinen, anderwärts seien die Zustände eher noch schlechter, als bei uns Deutschen. Zum Teil sind sie es auch, aber den sozialen Mißständen, die zum Beispiel in Frankreich, Rußland oder England herrschen, ist lange nicht in so ausgeprägter Weise wie bei uns ein besonders gefährlicher Zug eigentümlich: jene Nichtachtung des Volksgenossen darum, weil er zu einer Kaste von geringerer Exklusivität gehört. Diese Sinnesart, die bei uns nicht im Abnehmen begriffen ist, sondern sich verschärft und vermehrt, zerstört innerhalb der Nation das einheitliche Bewußtsein, daß alle Schichten solidarisch zum Dienst am Volksgedanken verpflichtet und verbunden sind. Solche Art von Schrumpfung des moralischen Gewissens gegenüber den Geboten der nationalen Idee ist auch eine Folge der drei Jahrhunderte nationaler Kümmerexistenz, die wir durchgemacht haben. In dieser Zeit konnten die krankhaften Triebe unseres Volkscharakters nicht den Weg nach außen finden, und sie wirkten daher um so verderblicher nach innen.

Die Franzosen haben während der Periode ihres absolutistischen Königtums ein Auseinanderfallen des Volks in eine schmale Oberschicht, die sich höheren Rechts dünkte, und in eine Masse mit gemindertem nationalen und sozialem Recht, aus der es kein Aufsteigen gab, erlebt. Die Folge davon, daß oben das Gefühl der Einheit und Verantwortlichkeit nach unten hin fehlte, war die Revolution. Jene Fragestellung des Abbé Sieyès: Was bedeutet heute der dritte Stand? nichts; was ist der dritte Stand? alles, denn er ist die Nation; — sie formulierte im Sinne des Volks das Revolutionsproblem in seiner vollen Schärfe, und

sie blieb das innere Leitmotiv der ganzen Umwälzung, durch die sich das französische Volk von den unerträglich gewordenen Zuständen befreite. Die Revolution hat Frankreich aber den inneren Zusammenhang seiner historischen Entwicklung gekostet. Seitdem die deklassierten Massen in so furchtbaren Gewaltakten nach oben hin durchbrachen, hat die Nation ihre innerpolitische Gleichgewichtslage noch nicht wiederfinden können. Es scheint, als ob sie nicht fähig ist, innerhalb der in der Revolution errungenen demokratisch-republikanischen Staatsform das Autoritätsprinzip zu verwirklichen, das jede Regierung gegenüber den anarchischen Instinkten der Tiefe geltend machen muß. Die sozialen Zersetzungsvorgänge in Frankreich sind daher weniger der Ausfluß von Krankheit im Staatskörper, als die Folge schlechten politischen Regiments.

Auch in dem heutigen Rußland gähnt eine Kluft, die das Volk in zwei kulturell kaum in Verbindung stehende Schichten trennt: die Bauern und die Gebildeten. Von diesen hat man gesagt, daß sie die Kultur tragen, von jenen, daß sie sie ertragen, ohne in Lebensgemeinschaft mit ihr zu treten. Daß hier eines der verhängnisvollsten Momente der staatlichen und moralischen Schwäche Rußlands liegt, ist sicher, und ebenso bedarf es keiner besonderen Beweise für die barbarische Brutalität, die den sozialen Zuständen Rußlands, den Beziehungen zwischen hoch und niedrig, Mächtigen und Gedrückten oft eigen ist. Trotzdem ist das Verhältnis zwischen den Angehörigen der verschiedenen Stände, einschließlich des Bauerntums, ein natürlicheres als bei uns, denn es ist so gut wie frei von dem entsittlichenden Wesen einer gesellschaftlichen Ausschließlichkeit, die ihrer Wirkung nach die Einheit des nationalen Gedankens verneint.

Was endlich die Engländer betrifft, so gleicht ihnen sicher kein Volk an praktischem Verständnis dafür, daß Politik und Wirtschaft gleichermaßen auf einer gesunden Ordnung des Ver-

hältnisses von Führenden und Geführten beruhen. Aber nie könnte innerhalb des englischen Wesens bei allem Gefühl für die Natur sozialer Unterschiede das deutsche System der nationalen Wertklassen zur Herrschaft gelangen. Was der Engländer Snobismus nennt, ist etwas anderes, als unser Kastenhochmut, und wenn vielleicht etwas davon in früherer Zeit auch auf englischem Boden vorhanden war, so sehen wir doch, daß die gegenwärtige Entwicklung Englands die Masse des Volks im Einverständnis mit den oberen Schichten zu steigendem Einfluß auf die Lenkung der nationalen Geschicke führt. Das ist es, wodurch die Reste jenes Exklusivitätsbegriffs zum Verschwinden gebracht werden.

All dem gegenüber könnte jemand sagen, daß sich gerade in Deutschland das Gefühl einer sozialen Verantwortung der Regierenden für die Regierten am ehesten geregt und am großartigsten bestätigt hat: in unserer Gesetzgebung für die Alten, Kranken und Invaliden. Trotzdem sehen wir, daß bei uns die innere Schärfe der Klassenfeindschaft doch größer ist als anderswo. Nirgends in der Welt ist das Gefühl der sozialen Geschiedenheit imstande gewesen, so weit zum Siege über die nationale Idee zu gelangen, wie beim deutschen Sozialismus. Theoretisch soll zwar die Sozialdemokratie aller Völker international gesonnen sein, und die Beschränktheit des besonderen Vaterlands- und Volksbewußtseins nach Möglichkeit abstreifen; wirklich am Boden liegt der Glaube an die nationale Idee aber wohl nur bei den deutschen Sozialdemokraten. Woher kommt das? Etwa nur daher, daß auch unsere Sozialdemokratie Geist vom deutschen Geist hat, dem die Sondergruppe mehr wert ist als die Nation? Nein, es geschieht auch darum, und hauptsächlich darum, weil bei uns das Kastenideal der oberen Schichten als Gegenwirkung in das Ringen der unteren um ihre Befreiung jenen Zug tödlicher Feindschaft von

Klasse zu Klasse hineingebracht hat, den anderwärts nur der wilde, in Wirklichkeit gesetz- und vaterlandslose Anarchismus, der entartete Bodensatz der Völker, an sich trägt.

Wir haben behauptet, daß die innere Scheidung zwischen den Ständen bei uns im Zunehmen begriffen sei. Wer das bestreiten will, möge sich die Frage in der andern Form vorlegen: wächst oder mindert sich das Verständnis der oberen Schichten für die Denkweise, für die Bedürfnisse und für die allgemeine Lage in der Masse des Volkes? Darauf kann die Antwort niemandem zweifelhaft sein, der sich um diese Dinge je Mühe gegeben hat. Die einen sagen aber zur Erklärung: die weltfremde klassische Bildung auf unseren höheren Schulen ist schuld daran; in England und Amerika, wo ein natürlicheres Bildungssystem besteht, verstehen sich die Volksklassen auch besser. Das ist darum verkehrt gesagt, weil bei unsern Großeltern und Urgroßeltern der klassische Stoff im Verhältnis zu den übrigen Fächern einen noch viel größeren Raum im Betriebe des Unterrichts einnahm, als jetzt, wo alle möglichen „Realien" hinzugekommen sind. Von anderer Seite wiederum heißt es: die Entwicklung der modernen Verkehrsmittel hat das Volk entwurzelt! Die Unterschicht ist in eine flutende Bewegung geraten, von der Scholle hinweg in die großen Städte, und die Führer und Unternehmer, das Beamtentum, die Industriellen, die freien Berufe, Kaufleute und Techniker — alles wirbelt durcheinander; jedermann kann seinen Betrieb, seine Praxis mit Leichtigkeit dorthin verlegen, dort aufnehmen, wohin ihn Absicht oder Zufall treiben. Früher, als die jetzige Leichtigkeit, seinen Ort zu verändern, nicht bestand, blieben die Leute mehr beieinander, jeder am Ort seiner Väter und ein Stand in Fühlung mit dem andern, weil jeder auf dem heimatlichen Boden gewachsen war. Jetzt aber schleudert die Eisenbahn Leute vom einen Ende des Reiches irgendwo am anderen heraus; sie be-

ginnen ihr Gewerbe oder treten ihr Amt an, wo keinerlei Vertrautheit zwischen dem ansässigen und dem zugewanderten Teil besteht. Aus den Landbezirken des Ostens strömen die Massen in die Industriewelt des Westens. Fabriken, Banken, Kaufgeschäfte werden an tausend Stellen im Lande von wenigen Zentralen aus mit Telegraph und Telephon regiert; ortsfremde Menschen stehen an der Spitze der Filialbetriebe; statt lebendiger Persönlichkeiten reißen Aktiengesellschaften immer mehr die Führung des Wirtschaftslebens an sich, und die destruktiven Einflüsse des modernen Zeitungswesens tun das Letzte, um der Bodenständigkeit des Volks ein Ende zu bereiten! Woher soll da noch Fühlung und Verständnis zwischen den Ständen kommen?

Man kann einiges von diesen Klagen gelten lassen — aber sie im ganzen für berechtigt erklären, hieße zugeben, daß von allen Völkern gerade das unserige seiner jetzigen Struktur nach den Anforderungen einer neuen Kulturepoche nicht gewachsen gewesen sei. Warum hat denn das Eisenbahn- und Maschinenzeitalter die früher in mehr als einer Beziehung wenig erfreulichen inneren Zustände in England, national-ethisch betrachtet, nicht schlechter, sondern besser gemacht? Nicht nur die materielle Lage des englischen Arbeiters, sondern auch sein aktives Verständnis für die nationale Idee hat sich gehoben, und ebenso hat, infolge der Verbreiterung der politischen Grundlagen der englischen Verfassung, durch die ganze Nation ein starkes Wachstum der Hingabe an den einheitlichen Staats- und Volksgedanken stattgefunden. Dabei ist die Revolutionierung der englischen Kulturzustände heute im Vergleich zum eisenbahnlosen Zeitalter Großbritanniens sicher eine noch größere, als sie bisher in Deutschland gewesen ist. Nicht also den Wechsel der Zeit darf man anklagen, sondern nur die mangelnde Fähigkeit eines Volks, durch Anspannung seiner moralischen Energie die Lockerung der altgewohnten Verhältnisse in national-ethi-

scher Beziehung gefahrlos zu machen. Sicher ist es für die oberen Stände jetzt schwieriger, als es früher war, innerlich in lebendiger Berührung mit dem Volkstum zu bleiben. Aber es ist schlimm, wenn diese Schwierigkeiten Folgen zeitigen, wie wir sie vor Augen haben. Wir sehen, daß innerhalb der sogenannten regierenden Schichten, derjenigen Stände aus denen sich das politische Beamtentum und die soziale Führerklasse des Volks ergänzen, eine Lebensanschauung herrschend wird, die mit mehr oder weniger offnem Eingeständnis den Erfolg zum Maßstabe der Dinge macht. Im Sinne dieser Menschen ist aber Erfolg nichts weiter, als der Eintritt in die Welt der sozial Privilegierten. Die glückliche Selbstbehauptung in ihr und das Aufsteigen zu höheren Stufen von Einkommen, Ansehen und Einfluß sind das Entscheidende. Diesem Ziele gegenüber erscheint das Volk nicht mehr als der Urboden, in dem jede Einzelexistenz wurzelt und aus dem sie ihre Kraft empfängt, sondern es wird als seelenloses, fremdes Betätigungsobjekt für das kalte Strebertum behandelt, das jene Lebenskreise erfüllt und beherrscht. Nicht nur das Empfinden, sondern auch das Denken gerät in Abhängigkeit von dem äußeren Erfolg. Die Arbeit, die jedermann darauf verwendet, auf der gesellschaftlichen Stufenleiter an einen möglichst hohen Platz zu kommen und aus weniger exklusiven in immer exklusivere, immer sorgfältiger eingezäunte Kreise zu gelangen, verliert die innere Beziehung zur gemeinsamen Haftpflicht aller Volksangehörigen gegenüber der nationalen Idee. Ein kalter Schematismus des Urteilens stellt sich ein; das Prinzip der sittlichen Autonomie eines jeden denkenden Einzelwesens wird verschlungen von der gedankenlosen Hypnose des Standes- und Klassenurteils.

Unter solchen Verhältnissen muß notwendig eine fortschreitende negative Auslese der selbständigen Persönlichkeiten an allen den Stellen vor sich gehen, wo es der Anpassung

an äußerlich normierte Denk- und Handlungsformen bedarf, um eine erfolgreiche Laufbahn zurückzulegen. Die Folgen, die sich daraus für unser staatliches Leben ergeben, werden wir an anderer Stelle noch genauer zu schildern haben. Alles aber, was wir bisher über die unerfreuliche Entwicklung unserer inneren Verhältnisse unter dem Gesichtspunkt der Klassensonderung sagen mußten, stellt sich als notwendiges Ergebnis jenes ursprünglichen Defektes im deutschen Volkscharakter dar, den wir am Eingang dieses Kapitels als Beschränktheit des nationalen Instinkts bezeichneten. Dieser von Natur bei uns vorhandene Mangel hat sich durch die geschichtlichen Nöte, die unser Volk auszustehen hatte, in seinen Erscheinungsformen auf eine Weise verschärft, die uns mit wahrhafter Besorgnis für die Zukunft des deutschen Gedankens erfüllen muß. Unsere Sorge wird aber noch größer, wenn wir bedenken, daß der einen bisher gekennzeichneten Schwäche des nationalen Instinkts im deutschen Innenleben eine ebenso gefährliche Mangelhaftigkeit des Empfindens nach außen hin zur Seite steht! Auch hierbei wirken Fehler der Veranlagung und Folgen des ausgestandenen langen äußeren Drucks zusammen.

Die Stärke, mit der ein Volk imstande ist, den Inhalt seines nationalen Gedankens in der Welt wirksam zu machen, ist außer von der Summe seiner physischen und geistigen Kräfte von seinem lebendigen Bewußtsein für die Wahrheit jenes Wortes uralter Weisheit abhängig, daß der Kampf der Vater der Dinge ist. Damit steht notwendig in unmittelbarster Verbindung das instinktive Interesse an der Welt um uns her, nicht unter dem Gesichtspunkt primitiver Neugier oder objektiv kühler Wissenschaft, sondern unter dem des politischen Begreifens. Nur wo diese Teilnahme vor-

handen ist, kann der Volksgedanke einen glücklichen Flug ins Weite tun.

Einem großen Volke muß es Natur und Bedürfnis sein, alles Weltgeschehen im Spiegel des eignen nationalen Interesses zu erblicken und zu erkennen. Uns Deutschen fehlt aber viel zu sehr das Bewußtsein, daß es sich bei den Zuständen und Vorkommnissen nicht nur in der Nachbarschaft, sondern auch in Gebieten überseeischer Ferne mit um unsere nationalen Angelegenheiten handelt. Für jeden Engländer ist die Überzeugung selbstverständlich, daß alles was auf der Welt geschieht — es möge sich ereignen in welchem Staat und bei welchem Volk auch immer — eine unmittelbare Beziehung zum englischen Interesse hat, und darnach aufgefaßt, beeinflußt und korrigiert werden muß. Diese Denkweise ist für ein Weltvolk das Selbstverständliche. Nirgends auf dem Meere, hat einst ein englischer Staatsmann gesagt, darf ohne die Erlaubnis Englands ein Kanonenschuß abgefeuert werden. Heute kann man dies Wort im Sinne der englischen Politik dahin erweitern, daß nicht nur die Meere, sondern auch alle Länder jenseits des Ozeans derselben Kontrolle gemäß den englischen Wünschen und Bedürfnissen unterstehen sollen. Wir Deutsche entrüsten uns über diese englische Anmaßung. Dazu liegt aber gar kein Grund vor. Was die Engländer zeigen, ist nicht Anmaßung im moralisierenden Sinne des Worts, denn von einer solchen kann immer nur dort die Rede sein, wo keine innere Berechtigung hinter einem erhobenen Anspruch steht. Niemand, der das Gebäude der englischen Weltmacht kennt, vermag aber zu bestreiten, daß eine immense Summe sittlicher Volkskraft und Tüchtigkeit notwendig gewesen ist, um es zu errichten. Daß es dabei an vielen Stellen sehr menschlich zugegangen ist und noch zugeht, versteht sich von selbst. Das ist bei allen großen Reichen der Fall, denn es ist eine Eigentümlichkeit aller mensch-

lichen Dinge, daß keine große Idee sich rein von Unvollkommenheiten und von Gewalt verwirklichen kann. Das Entscheidende sind die treibenden Kräfte, in denen das Leben des politischen Organismus aktiv hervorbricht, und als die Grundkräfte der englischen Reichsgründung Habgier, Heuchelei und Vergewaltigung bezeichnen zu wollen, wäre eine ungeheuerliche Torheit. Wer sich eine Welt von lebendigen Interessen geschaffen hat, so groß wie die wirkliche Welt der Erde, für den versteht es sich von selbst, daß er sie immer fester zu gründen und immer mehr zu erweitern sucht. Es kann nicht zugegeben werden, daß für die Entwicklung der Menschheit gleich viel am Erhaltenbleiben irgendwelcher kleinen und unerheblichen Volkseinheiten gelegen ist, wie an der Entwicklung der die Kultur tragenden Weltnationen. Den kleinen Völkern wird in Zukunft nichts übrig bleiben, als sich gutwillig denjenigen Kulturkreisen anzuschließen, zu denen sie sich am meisten hingezogen fühlen, oder auf die ihre geographische Lage sie verweist. Will also ein Volk neben einer solchen Riesenmacht, wie sie das englische Reich und die englische Kultur bedeuten, als selbständige Eigengröße sich behaupten, aus eigenem Recht und eigener Kraft über die Weltkultur und die Entwicklung der Menschheit mit bestimmen, so hat es seinen Anspruch durch die Tat zu bewähren. Die Grenzen Englands liegen nicht am Himalaya oder an der Antarktis, sondern sie liegen dort, wo ein anderes Volk stark genug ist, die Fahne seines nationalen Gedankens aufzupflanzen. Nicht England sollen wir daher wegen Anmaßung tadeln, sondern vielmehr dafür sorgen, daß, was wir englische Anmaßung nennen, so gut eine Lebenserscheinung des deutschen Gedankens wird, wie heute des englischen.

Was ist denn unser eigentliches Unglück nach außen hin? Daß unser nationaler Instinkt es nur so wenigen von uns sagt, wie „anmaßend" wir in Wirklichkeit schon

sein dürfen und müssen. Warum sind die Engländer anmaßend? Weil sie wissen, wie und wovon sie existieren. Zu keinem Teil der Welt können sie der Beziehungen entbehren, wenn sie ihre nationale Lebenshöhe aufrecht erhalten wollen. Auch für sie gilt das Gesetz, daß die Entwicklung eines Volkes keinen Stillstand kennt, sondern nur Aufstieg oder Niedergang. Das englische Volk wächst nicht so schnell wie das deutsche, es vermehrt sich etwa um eine halbe Million Menschen im Jahr und zählt jetzt etwa 20 Millionen weniger, als wir. Muß es sich ausdehnen, um sich zu erhalten, so ist also diese Notwendigkeit für uns eine noch größere. Mag jetzt noch nicht nur der Prozentsatz, sondern auch die absolute Zahl der Volksangehörigen, deren Dasein auf dem überseeischen Wirtschaftsverkehr beruht, in England größer sein als in Deutschland — wie lange kann es denn noch dauern, bis wir annähernd ebensoweit sind, wie heute die Engländer? Wir zählen 65, die Engländer 45 Millionen. Angenommen, daß unter den jetzigen Verhältnissen Deutschlands wie Englands bei uns zwei Drittel, bei jenen nur noch ein Drittel der Nation imstande sind, unabhängig vom überseeischen Verkehr zu existieren, so wären wir doch schon im Laufe eines halben Menschenalters auf dem Stande angekommen, daß nur noch die Hälfte von uns vom Brot der Heimat leben kann. Dann werden unsere Knaben, die jetzt zur Schule gehen, eben als geschulte Männer ins praktische Leben hinaustreten. Es handelt sich also um eine Zeitspanne, die so kurz ist, daß sie im Leben eines Volkes nur als ein Moment bezeichnet werden kann, und noch eine Generation weiter, dann werden doppelt soviel Deutsche ihr Gut und Nahrung von ferne her haben, als von deutscher Erde.

Das alles sollten wir wissen! Und trotzdem tragen wir gegenüber den Dingen dieser Welt eine Teilnahmlosigkeit zur Schau, als ob es sich draußen in der Ferne nur um fremde, nicht

auch um unsere eignen Angelegenheiten handelte. Der Durchschnittsdeutsche beschränkt sein Interesse immer noch auf denselben engen Kreis politischer Vorgänge, wie seine Großväter und Urgroßväter: auf die Völker direkt um uns, mit denen wir uns in den letzten Jahrhunderten geschlagen und vertragen haben: Österreich, wenn es nicht gerade jenseits von Prag oder Salzburg liegt, Frankreich, etwas Rußland; seit dem Burenkrieg auch England. Die wirklichen Kenntnisse und Vorstellungen, die geographischen sowohl wie die politischen und wirtschaftlichen, die man selbst von diesen nächsten Ländern für gewöhnlich bei uns hat, sind überdies noch höchst unvollkommen. Wahrscheinlich kann man mit Recht sagen, daß in England oder Frankreich das Wissen von deutschen Dingen noch geringer sein wird, als in Deutschland das von englischen und französischen. Für die Engländer und Franzosen kann das unter Umständen fatal werden; warum wir es aber freiwillig ebenso machen wie jene, ist darum doch nicht einzusehen. Wie steht der gewöhnliche Deutsche vollends gar solchen politischen und ökonomischen Vorgängen gegenüber, die sich in Ostasien oder Persien, in der Türkei, in Südamerika oder sonst am Gestade des Stillen Ozeans abspielen? Wenn er überhaupt etwas über sie denkt, so denkt er: erstens ist das ungeheuer weit weg und geht uns glücklicherweise nichts an; zweitens, wenn es uns etwas angehen sollte, wird die Regierung schon für die Sache sorgen; drittens ist es auch einmal eine behagliche Sache, als Zuschauer da sitzen zu können und auf die Engländer zu schimpfen, die sich überall in Dinge mischen, die sie nichts angehen.

Das ist die Art, die uns sicher und nicht einmal langsam um unser Erbe in der Welt bringen wird, wenn wir uns nicht ändern. Sie ahnt nicht, daß durch die reißend schnelle Ausbreitung des Weltverkehrs während der letzten 40

oder 50 Jahre alle politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Erdballs so in Bewegung geraten sind, daß die Menge und die Intensität der Wechselwirkungen zwischen den Völkern und Kulturen zu einem Vielfachen gegen früher angeschwollen ist. Das heißt, äußerlich, schematisch glaubt man es zu wissen, aber was man nicht weiß, ist, daß die hunderttausend Dampfer, die seit der Eröffnung des Suezkanals diese neue Wasserstraße durchfahren haben, die Milliarden von Telegrammen, die über den Ozean geflogen sind, die unendliche Menge der Menschen, die von den modernen Verkehrsmaschinen über Länder und Meere getragen sind, noch anderes und mehr bedeuten, als die Ziffern der Statistik, in die wir sie fassen. In ihnen steckten die Vorstellungen und Gedanken, die Pläne und Leidenschaften von Völkern und Welten. Sie berührten sich, wirkten aufeinander, durchdrangen sich; sie schufen nicht nur neue Industrien, neue Handelswerte, neue Bedürfnisse, sondern auch neue geistige Verbindungen und Reaktionen. Wir brauchen den Blick nur auf Vorgänge hinzulenken wie die Katastrophe in China oder die Umwandlung des türkischen Staats. Mit Recht hat einer der besten deutschen Kenner der chinesischen Dinge gesagt, das, was in China jetzt geschehe, sei eine Art Weltuntergang! Die vier Jahrtausende alte Kultur eines Volkes, das um die Zeit der Entdeckung Amerikas mehr als die Hälfte der Menschheit umfaßte und heute noch mehr als ein Viertel, beginnt in einer Krisis von gewaltigen Dimensionen ihre Auseinandersetzung mit der abendländischen Zivilisation. Niemand vermag zu sagen, welche Folgen für die weitere Entwicklung der Menschheit dieser Vorgang haben wird, aber das wissen wir, daß die Wirkungen unendliche sein werden.

Von der politisch-militärischen Reform aus, die in der Türkei begonnen hat, beginnt auch für die 300 Millionen-Welt des gesamten Islam nichts Geringeres als die Krisis ihres ganzen

bisherigen Religions- und Kultursystems. Was die Jungtürken unternehmen, ist der Versuch, den islamischen Staat zu modernisieren, d. h. das Recht, die Sitte und die Kultur eines mohammedanischen Gemeinwesens mit den Zugeständnissen auszugleichen, die es dem fremden, abendländischen Kultursystem machen muß, um seine politische Selbständigkeit weiter zu behaupten. Nur ein Blinder könnte meinen, daß der Kampf zwischen den verschiedenen Ideenwelten, der von hier aus in der Türkei entstehen muß, ohne innere und äußere Rückwirkungen auf die übrige islamische Menschheit bleiben kann. Es ist die Pflicht politischen Verstandes, bereits in den Anfängen einer Bewegung die Summe der realen Möglichkeiten und Folgen zu erblicken, die in ihrem Fortschreiten enthalten sind. Die Folgen aber, die über kurz oder lang von der jetzigen türkischen Krisis über drei Erdteile sich ausbreiten werden, können ähnlich unabsehbare werden, wie die von China her kommenden.

Wiederum ein gewaltiges Stück Menschheit ist in Indien durch den Kontakt mit der europäischen Kultur in Bewegung geraten. Was die Engländer die „Indische Unruhe" nennen, und was ihnen so schwere Sorge macht, ist der Beginn des Wandlungsprozesses in einer dritten Welt von Hunderten von Millionen Menschen, die seit den Anfängen ihrer Geschichte ein besonderes geistiges Dasein gelebt, eigentümliche Denkformen und Lebensprinzipien ausgebildet haben und nun durch die Wirkungen unseres in sie hineingetragenen Kultursystems in eine mächtige geistige Gährung zu geraten anfangen. Seit etwa zwei Jahrzehnten ertönte erst leise, dann immer lauter aus der englisch-indischen Welt hervor der Ruf: Indien für die Inder! und was ihn erzeugt hat, sind die mannigfaltigen Wirkungen, die auf Indien von der Herrschaft eines westlichen Kulturvolk ausgingen. Mehr und mehr haben sie sich in das

Innere des indischen Wesens hinabgesenkt, erst in der Stille, ohne daß man viel davon merkte, dann offenbarer und intensiver — und nun ist die elementare Bewegung da.

Als letztes der modernen großen Welt- und Menschheitsprobleme erhebt sich das der afrikanischen Rasse. Erst seit zwei oder drei Jahrzehnten kann ernsthaft davon die Rede sein, daß der weiße und der schwarze Teil der Menschheit in eine breite und tiefgehende Berührung miteinander treten. Noch sind überall die großen Verkehrslinien im Entstehen, die von den Küsten des afrikanischen Kontinents nach innen dringen und die einigermaßen bevölkerten, mit selbständigen Negerkulturen ausgestatteten Teile Afrikas unter den kräftigen Einfluß der Europäer bringen werden. Das Rassenproblem ist eines der schwierigsten und verwickeltsten, die es gibt, und am härtesten ist seine Natur auf afrikanischem Boden. Was für Wirkungen davon ausgehen werden, daß eine so gewaltige Masse physischer menschlicher Kraft, wie sie die 100 oder 150 Millionen Neger repräsentieren, eine Masse, der geistige Potenzen nicht annähernd in demselben Maße die Wage halten wie bei uns, gewaltsam in Bewegung gesetzt, zur Dienstleistung gezwungen wird, sich dagegen aufbäumt und innerlich sich allmählich verändert — das alles können wir nur unbestimmt ahnen. Daß aber auch von hier Erschütterungen ausgehen und ihre Wellen über die übrige Welt hinwerfen werden, das ist sicher.

Nichts anderes, als jene Ausdehnung des Weltverkehrs, jene unbeschreiblich großartige Bewegung von Menschen, Gütern und Gedanken, von der wir am Anfang dieser Betrachtung sprachen, hat die neue Entwicklungsepoche in der Gesamtkultur der Menschheit heraufgeführt, deren Beginn wir hier zu skizzieren versuchen. Was aber weiß der Durchschnittsmensch im deutschen Volke von diesen Dingen? Was ahnt er davon, daß es die Zukunft des deutschen nationalen Gedankens in der Welt

ist, um die es jetzt geht? Nicht irgendwelche abstrakte europäische Menschheitskultur wird als Legierungsmetall in die kolossalen Schmelzfeuer hineingeworfen, die an allen Enden der Erde in Fluß geraten, sondern nationale Kultur — vor allen Dingen angelsächsisch-nationale Kultur. Jenes stolze Wort des Briten: die Welt wird reißend schnell englisch! es erhält sein volles Gewicht und seinen letzten Sinn erst dann, wenn wir uns die grandiose Erweiterung seines Inhalts durch die Anteilnahme der englischen Kultur an der inneren Umgestaltung der Weltkultur vorstellen! Jedem Engländer ist das ein selbstverständlicher, allezeit als lebendig und gegenwärtig empfundener Bestandteil seines nationalen Bewußtseins. Kein Vorwurf wird häufiger gegen das englische Wesen erhoben, als der der Heuchelei. Auf Heuchelei soll es beruhen, wenn der Engländer überall dort, wo es sich um die Einbeziehung fremder Gebiete in den Machtbereich Englands handelt, diesen Vorgang mit der Ausbreitung der Zivilisation an sich gleichsetzt und die angelsächsische Kultur als die vollkommenste Gestalt der menschlichen Gesittung ansieht, die es auf der Welt gibt. Daß sie die vollkommenste sei, werden die übrigen großen Kulturnationen bestreiten, aber wer kann leugnen, daß sie den machtvollsten, den geschlossensten und den wirksamsten Typus repräsentiert, zu dem sich je ein Volksgedanke seit dem römischen Imperium entwickelt hat! Wo ist denn heute die Leistung, die sich neben der des englischen Volkes sehen lassen könnte, was politische und damit auch kulturelle Einwirkung auf die übrige Menschheit anbetrifft? Von allen Kräften gestaltender Art, die unter den Völkern verteilt sind, ist die staatenbildende die großartigste und die edelste, denn jede andere geistige Leistung eines Volkes, mag sie für sich noch so ideal sein, ist dazu verurteilt, frucht-

los zugrunde zu gehen, wenn ihr Muttervolk nicht selber den tragenden Körper eines großen Staates hervorzubringen imstande ist, oder wenn nicht der staatliche Organismus eines anderen Volkes die geschaffenen Ideenwerte in sich aufnimmt, um ihnen Dauer und Wirkung im Großen zu verleihen.

Das englische Imperium als Schöpfung des englischen nationalen Gedankens und als der Träger und Verbreiter dieses Gedankens in der Welt, ist etwas so Großes, daß nicht anders als mit höchster Bewunderung von ihm gesprochen werden kann. Wenn wir von dem Angelsachsentum in Amerika absehen, das kulturell fast eine Einheit mit ihm bildet, so ist der Wille, sich neben England nicht nur zu behaupten, sondern es auch zur Anerkennung eines Mitanspruchs auf die Entwicklung der Weltkultur zu nötigen, angesichts seines Vorsprungs in der Welt ein Vorhaben von so großer Kühnheit, daß die äußerste Entschlossenheit dahinterstehen muß. Ob ein Volk solche Entschlossenheit des politischen Willens besitzt, das hängt von der Schärfe seiner Erkenntnis in der Richtung aufs Ziel und von seiner Opferbereitschaft um dieses Zieles willen ab. Was heißt aber Erkenntnis in diesem Falle? Ist es Schulwissen? O nein, die englische Schulgeographie wird wahrscheinlich noch ein ganzes Teil schlechter sein als die deutsche — aber was jeder Engländer weiß und was der Deutsche nicht weiß, ist, daß die Welt dazu da ist, das Ausbreitungsfeld nicht nur seiner Schiffe und Waren, sondern auch seines nationalen Gedankens zu sein. Und was heißt Opferbereitschaft? Ist es der mühsam erbettelte Pfennig für den Verein zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande oder ist es die erhandelte und erredete Bewilligung von ein paar Regimentern oder Schiffen im Reichstag? O nein, diese Art Kollektivopferwilligkeit, bei der auf den Einzelnen äußersten Falls eine geringe Steigerung seiner staatlichen Beitragsleistung trifft und

bei der die Interessentengruppen das wirkliche Zahlen fürs Vaterland auf einander abzuschieben suchen, hat nur einen geringen moralischen Wert im Verhältnis zu der Bereitschaft jedes Deutschen, von seinem persönlichen Gut Opfer für den nationalen Gedanken zu bringen.

Wiederum müssen wir auf das Beispiel der Engländer verweisen. Der tief in das Wesen des englischen Charakters eingeprägte Zug vornehmer Gesinnung kommt am stärksten in der Selbstverständlichkeit zum Ausdruck, womit der Engländer einen angemessenen Teil seiner Kraft und seines Vermögens in den Dienst der nationalen Idee stellt. In England ist es nicht nur dem Namen, sondern der Tat nach eine noble Pflicht des wohl habenden Privatmanns, der Handelshäuser, Banken und Schiffsreedereien, reichliche Geldmittel für die Ausbreitung des angelsächsischen kulturpolitischen Einflusses über See zur Verfügung zu stellen. Die Summen, um die es sich dabei handelt, sind enorm: kosten doch z. B. die beiden englisch-chinesischen Hochschulen, die in China zu dem Zweck errichtet werden, den englischen Einfluß auf die chinesische Staats- und Kulturreform entscheidend zu machen, allein etwa 10 Millionen Mark. Für ein Viertel davon werden zwar auch Kanada und die Vereinigten Staaten herangezogen und etwas entfällt auch auf anglophile chinesische Kaufmannskreise, aber bei weitem das meiste sind Spenden englischer Privatleute und Geschäftshäuser. Natürlich wird bei solchen Gelegenheiten auch an das wohlverstandene materielle Interesse einzelner Geber appelliert: das Geld soll sich geschäftlich durch Steigerung des englischen Handels bezahlt machen. Das Entscheidende ist aber auch in diesem Fall die Bereitschaft des Einzelnen für das Allgemeininteresse, und die Weite des Blicks, die nicht in krämerhaft rechnender Weise den gespendeten Betrag übers Jahr mit Zins und Profit wiederhaben will, sondern gewohnt und willig ist, auch auf diesem

Gebiet mit langen Sichten zu rechnen. Dazu kommt die Freiheit des Angelsachsen von Vorurteilen jeder Art, sobald es das nationale Interesse gilt. Auch wer wenig oder nichts von den Ergebnissen christlich-religiöser Missionsarbeit unter den nichtchristlichen Völkern hält, unterstützt doch den englischen Missionar, wo auch immer in der Welt es sei, denn er weiß, daß englische Missionstätigkeit gar nicht anders kann, als englische Kultur und damit den angelsächsisch-nationalen Gedanken zu fördern. Die englische Mission ist eine Größe, von deren extensiver und intensiver nationaler Wirkung sich niemand eine Vorstellung machen kann, der sie nicht an der Arbeit gesehen hat, und die geradezu gewaltigen Mittel, die sie verwendet, fließen zum großen Teil aus Kreisen, deren religiöses Interesse an der Missionstätigkeit viel geringer ist als ihr nationales.

Wir Deutsche müssen von uns bekennen, daß unsere Einsicht, unser Verantwortlichkeitsgefühl und unsere Bereitschaft zu persönlichen Opfern für die Forderungen des nationalen Gedankens in der Welt noch sehr gering entwickelt und daß sie ihrem moralischen und materiellen Werte nach gegenüber den englischen Leistungen minimal sind. Das muß ausgesprochen werden, obwohl in letzter Zeit aus großindustriellen Kreisen in Deutschland einige Mittel für nationale Kulturzwecke im Auslande zusammengebracht worden sind. Daß es gelang, ist nämlich in der Hauptsache einer gewissen amtlichen und halbamtlichen Beeinflussung zuzuschreiben. Für eine solche sind die sogenannten „potenten" Stellen bei uns noch zugänglicher, als anderswo. Denkt man sich Einwirkungen dieser Art auch noch fort, so bliebe in Deutschland überhaupt kaum etwas an Leistungen der fraglichen Art übrig. Damit soll nicht gesagt sein, daß es keine Männer gibt, die das Notwendige erkennen,

dafür arbeiten und Opfer darbringen — aber der praktische Erfolg ist ganz niederschmetternd gering. Die kleine Summe von Idealismus — in Wirklichkeit wäre es besser zu sagen, von idealem Realismus — über die wir für die Ausbreitung des deutschen Gedankens in der Welt verfügen, kommt fast ganz auf das Konto einer schmalen, mit ideellen Gütern mehr als mit realen gesegneten Schicht von Gebildeten. Unter ihr gähnt ein unendliches leeres Dunkel und über ihr taucht nur an vereinzelten Stellen etwas wie Lichtschein auf. Die berühmte Einheit von Bildung und Besitz, die in England das Konto der Stärkung des englischen Gedankens in der Welt aus eigner Initiative bestreitet, versagt in Deutschland mit seltenen Ausnahmen fast ganz. Unsere Besitzenden können im Durchschnitt nicht den Anspruch erheben, im Sinne des Verständnisses für die Fernwirkung nationaler Gedanken gebildet zu sein. Die Ausnahmen sind weiße Elefanten. Ob man sich die Kreise des deutschen Hochadels beider Konfessionen vergegenwärtigt, mit ihrem unermeßlichen Besitz an Latifundien und ihrer steigenden Beteiligung an Gewinnen modern-kapitalistischer Natur, ob unsere Großindustrie, unsere Banken und sonstigen Geldfürsten — fast überall starren uns krasses Nichtwissen, Indifferentismus oder unverblümte Ablehnung alles weitergehenden Interesses für die Belebung der nationalen Idee in derjenigen Welt entgegen, die außerhalb des engeren Deutschland liegt. Es klingt unglaublich, aber es ist Tatsache, daß es deutsche Finanzinstitute von Weltbedeutung gibt, die es wegen ihres Geschäftsinteresses mit Entschiedenheit ablehnen, selbst nur innerhalb ihres direkten Einflußbereichs im Auslande etwas für die Wirkung des deutschen Volksgedankens zu tun; ja nicht nur das: sie verringern um jenes Interesses willen absichtlich die Wirkungen, die auf natürlichem Wege von ihrer Tätigkeit ausgehen müßten, indem sie Nichtdeutsche, ja Gegner

der deutschen Idee innerhalb ihres Geschäftsbereichs an maßgebende Stellen bringen. Für englisches Empfinden fällt eine solche Sünde gegen die Heiligkeit des nationalen Gedankens aus der Sphäre der überhaupt denkbaren Dinge heraus.

Wie unser Volk, so unsere Regierung. Mit Recht sagt das Bibelwort, daß jeder Baum nur Frucht bringen kann nach seiner Art. Gibt es ein zweites Volk auf der Welt, dessen Regierung es vierzig Jahre lang über sich gebracht hätte, Hunderttausenden von Volksgenossen im Ausland ihre Zugehörigkeit zur Nation abhanden kommen zu lassen, bloß weil sie solange keine Formel finden konnte, nach der diese Deutschen ihren nationalen Verpflichtungen genügen sollten? War es nicht für den Deutschen eine Schande, die zum Himmel schrie, daß sein endlich einig gewordenes Vaterland es nicht mehr für der Mühe wert hielt, sich um ihn zu kümmern, sobald er zehn Jahre lang nach Verlassen der Heimat dem Heiligtum konsularischen Aktenpapieres fernblieb? Quod non est in actis, non est in mundo! Was nicht in den Akten ist, ist nicht auf der Welt! Dies Sprichwort im lateinischen Kleid haucht den deutschen Amtsgeist in der ganzen Furchtbarkeit aus, deren er in der Verachtung nationaler Lebensgüter fähig ist.

Ein Volk wie die Italiener, halb so zahlreich wie wir, wendet allein für sein nationales Schulwesen außerhalb der Heimat die für seine Verhältnisse großartige Summe von fünfzehn bis zwanzig Millionen Franken jährlich auf, und ein italienischer Staatsmann, Crispi war es, der zu einer Zeit, da die finanzielle Lage des Königreichs noch nichts weniger als glänzend war, diesen Betrag für die „scuole regie nel estero", die „Königlichen Auslandsschulen" in das Budget einstellte. Man schämt sich, neben dieser Ziffer den Bettelpfennig überhaupt zu nennen, den das „große" Deutsche Reich unter allerlei schamhaft versteckten Titeln für denselben nationalen Zweck bereitstellt.

Hört man freilich unsere „Maßgebenden" in der Regierung wie in der Volksvertretung, so ist sogar das noch eine dankenswerte, womöglich sogar eine „weitblickende" Vergrößerung der für den nationalen Gedanken „verfügbaren Fonds", wie es im Amtsstil so schön heißt. Es kann ja auch nicht anders sein, denn dieselben Menschen, die als Jünglinge und Studenten weder im Elternhause noch in ihrer Verbindung, weder in der Schule noch auf der Universität, etwas vom Zusammenhang der fernen Weltdinge mit den Nöten unseres nationalen Gedankens und von der Schärfe der Krisis hören, die ihn bedroht — sie haben ja nachher in den „gesetzgebenden Körperschaften" der Nation und an den „nachgeordneten" Stellen die Ideen zu produzieren und die Vorschläge zu begutachten, die den deutschen Gedanken in der Welt voranbringen sollen. Kann man auch Trauben lesen vom Dornbusch und Feigen von der Distel? Die natürliche Weite, die jedes große Volk dem Gedanken der Ausbreitung seiner nationalen Kultur gibt, die Energie des nationalen Instinkts, mit der es bestrebt sein muß, das Weltgeschehen in der Nähe wie in der Ferne unter die Gesichtspunkte seines nationalen Interesses zu fassen, es von hier aus zu verfolgen, zu erkennen, zu beeinflussen, wo und wie es geht — die Deutschen haben von jeher zu wenig davon gehabt, und was sie besaßen, das haben sie verloren in den Jahrhunderten, da statt des edlen Weins der nationalen Idee die Dornen und Disteln des nationalen Pauperismus auf ihrem Volksacker wuchsen. Ideeller Pauperismus — nichts anderes ist es, was unsere führenden Schichten, die sogenannten Gebildeten wie die Besitzenden, dem Gebote gegenüber aufweisen, das ihnen der Volksgedanke zuruft: Mehret mich und füllet die Erde mit mir und machet sie mir untertan!

DRITTES KAPITEL

ÄUSSERE GRUNDLAGEN DES VOLKSGEDANKENS

Kein kräftiges nationales Dasein ist denkbar ohne eine genügend breite räumliche Basis. Die Deutschen haben während der ersten Jahrhunderte ihrer uns bekannten Geschichte einen viel größeren Teil Europas eingenommen als später. Nach Westen und Süden kam ihre Ausdehnung allerdings für längere Zeit am Rhein und an der Donau, den befestigten Grenzen des römischen Reichs, zum Stehen; aber nach Osten hin reichten ihre Wohnsitze, zum mindesten ihr Herrschaftsgebiet, weit in das heutige Rußland hinein. Als die Goten um die Mitte des III. Jahrh. n. Chr. über den Pontus gesegelt kamen und durch die thrakischen Meere südwärts drangen, um Athen zu plündern und den Tempel der Diana von Ephesus zu verbrennen, dehnte sich ihre Herrschaft vom heutigen Ostdeutschland bis weit jenseits der Karpathen aus, und hundert Jahre später unter Hermanrich erstreckte sich das Gotenreich von der Theiß bis zum Don und vom Baltischen bis zum Schwarzen Meere. Während der Völkerwanderung überließen die Germanen nicht nur diese Gebiete den Slawen und den aus dem Inneren Asiens herandrängenden mongolischen Völkern, sondern auch der ganze Osten des eigentlichen Germanien wurde von ihnen leer und

füllte sich mit Slawen. In Italien und Gallien, in Spanien und Afrika herrschten germanische Fürsten, aber der Mutterboden des Deutschtums schrumpfte auf das schmale Gebiet zwischen der Elbe und der Maas zusammen. Zur Zeit Karls des Großen lief die Grenze zwischen Germanen und Slawen etwa von Kiel bis Nürnberg. Allmählich setzte die Rückwärtsbewegung der Deutschen ein, und sie gelangte, erobernd und koloniserend, nach Süden fast bis an den jenseitigen Rand der Ostalpen, nach Osten bis über die Oder hinaus. Vom Weichselgebiet konnte jedoch nur der Unterlauf des Flusses zurückgewonnen werden. Alles übrige verblieb den Polen. Ebenso drang weiter nach Süden die Wiedergermanisierung nur wenig über die inneren Randlandschaften des böhmischen Kessels vor. Im Kern Böhmens hielten sich die eingewanderten Tschechen. So entstand der unglückliche, weit ein- und ausspringende Verlauf der deutschen Volks- und Sprachgrenze gegen Osten, der uns in die schlimme Notwendigkeit versetzt hat, ein Stück Polentum in unsere politische Grenze einzuschließen. Das allmähliche Wiederdeutschwerden der Länder östlich von der Elbe und Saale darf man sich aber nicht, wie früher wohl geschah, mit der Ausrottung der Slawenstämme verbunden denken, die dieses Stück des alten Germanien besetzt hatten, sondern es erfolgte auf dem Wege einer durchgreifenden Blutmischung zwischen Siegern und Besiegten. Ostdeutschland hat zwar eine rein deutsche Kultur, aber seine Bevölkerung ist eine Mischrasse von Germanen und Slawen. Politisch ist das für die deutsche Geschichte von großer Wichtigkeit geworden, denn die zentrifugalen, die äußere Einheit der Nation auseinandersprengenden Kräfte des eigentlichen deutschen Charakters sind im Osten durch die Legierung mit dem Slawentum soweit mit Elementen staatlicher und sozialer Gefügigkeit versetzt worden, daß es hier möglich wurde, eine Monarchie von hinreichendem Gewicht zu schaffen, um das

übrige Deutschland größeren Teils unter ihre Führung zu bringen.

Der auf diese Weise zur politischen Einigung gelangte Teil der Deutschen bewohnt ein Land von nicht mehr als mäßigem natürlichen Wert. Deutschland kann sich nach seinem Boden, seinem Klima und seinen Naturschätzen im ganzen weder mit Frankreich noch mit den Ländern des mittleren und unteren Donaubeckens vergleichen. Seine Fruchtbarkeit ist, wie wir alle wissen, nicht hervorragend. Von den Rohstoffen, die zur Gewinnung eines werbenden Anteils an der Weltwirtschaft erforderlich sind, besitzen wir zwar einen guten Vorrat an Eisen und sonstigen Mineralien, darüber hinaus aber nur weniges. Wir haben bereits gesehen, daß bei dem heutigen Stande unserer Bevölkerung Nahrungsmittel in wachsender Menge importiert werden müssen. Außerdem ist der größte Teil unserer Industrie nur lebensfähig, wenn ihm das erforderliche Material von außen her zugeführt wird: Baumwolle, Wolle, Seide und andere Fasern, Edelmetalle, Kupfer, Holz, Häute, Gummi, mineralische und pflanzliche Öle.

England und Frankreich dagegen können, was ihnen fehlt, aus ihrem überseeischen Besitz ergänzen, und Riesengebilde wie Rußland und die Vereinigten Staaten vermögen schon innerhalb ihrer geschlossenen Landesgrenzen wirtschaftlich autonom zu existieren.

Unsere Lage zum einstigen Weltverkehr war bis zur Auffindung der großen transozeanischen Seewege vortrefflich; auf den Handelsstraßen, die von Süden nach Norden und von Westen nach Osten durch Deutschland führten, und auf unsern beiden Meeren war die Güterbewegung so groß, wie in irgendeinem andern Teil der Erde. Seit aber der Handel der Völker sich mehr und mehr zum Fernhandel entwickelt hat, liegen die Verhältnisse lange nicht mehr so günstig für uns. England ist

durch seine Lage am offenen Weltmeer weit vor uns bevorzugt. Dazu kommt, daß durch die politische Sezession der Niederländer die deutsche Nordseeküste auf weniger als die Hälfte ihrer natürlichen Ausdehnung verkleinert wurde. Nur durch das schmale Tor der deutschen Bucht, in die Elbe und Weser münden, können wir direkt mit dem Ozean verkehren, aber vor der Nordsee liegt als ein gewaltiger Riegel die Insel Großbritannien, und wenn uns die Engländer die Fahrt an ihren Küsten entlang verwehren, so sitzen wir wie in einer Falle. Wieviel freier dehnen sich die Küsten Frankreichs am offenen Ozean hin! Wieviel kürzer, als nach Hamburg oder gar nach Stettin und Königsberg ist der Weg von den Ländern des Überseehandels nach Bordeaux oder Bristol! Zu all diesen Nachteilen kommt noch ein weiterer sehr gewichtiger — wenigstens wird man zunächst versucht sein, ihn so zu nennen. Kein europäischer Großstaat hat so schwer zu verteidigende Grenzen, wie das Deutsche Reich, denn bei keinem ist die von der Natur ungeschützte Grenzlinie im Verhältnis zum Flächeninhalt des Landes so lang. Die vollkommenste natürliche Festung Europas ist England. Auch Italien, Spanien, Frankreich sind von Meeren und Gebirgen umschlossen. Wie anders das offen inmitten der stärksten Völker Europas hingelagerte Deutschland!

Trotz dieser Widerstände und Hemmnisse sehen wir, wie sich die materielle Seite des deutschen Lebens seit der Neugründung des Reichs mit einer Kraft entwickelt hat, die etwas von der unwiderstehlichen Gewalt elementaren Geschehens an sich zu haben scheint. Das Wichtigste ist unsere Volksvermehrung, die immer von neuem an den Anfang der Betrachtung gestellt werden muß. Sie ist der Urgrund aller unserer sozialen Lebenserscheinungen; ohne sie hätten wir nicht entfernt das werden können, was wir geworden sind, und ohne sie könnten wir nie und nimmer auf eine Entwicklung hoffen, die fähig ist, den

deutschen nationalen Gedanken als Großmacht in das Weltgeschehen einzuführen. Wir dürfen uns darum nicht die Mühe verdrießen lassen, die Wachstumsbewegung unseres Volkes zahlenmäßig in uns zur deutlich vorgestellten Größe werden zu lassen. Erst dann sind wir imstande, bei der weiteren Gestaltung des Stoffes, der uns hier beschäftigt, von festem Boden aus zu operieren.

Das erste, was wir brauchen, ist ein Überblick über die Ziffern, in denen sich der Hergang unseres Wachstums äußerlich ausdrückt. Leider gibt es eine brauchbare Bevölkerungsstatistik für Deutschland erst seit etwa hundert Jahren, seit 1816. Damals betrug unsere Volkszahl, auf die Grenzen des heutigen Deutschen Reichs berechnet, noch nicht volle 25 Millionen. Vierzig Jahre später, 1855, waren es 36 Millionen geworden; die jährliche Zunahme machte also etwa 275 000 Seelen aus. Die nächsten fünfzehn Jahre bis zum deutsch-französischen Kriege brachten einen weiteren Zuwachs von knapp 4 Millionen, nur 260 000 im Jahresdurchschnitt. In Prozenten der Gesamtbevölkerung war also die Leistung erheblich kleiner, als während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, denn die Volkszahl vergrößerte sich ja dauernd. Das heißt also: die Bevölkerung Deutschlands nahm zwischen den Freiheitskriegen und der Gründung des Reichs in absoluten Zahlen zwar beträchtlich zu — von ca. 25 auf ca. 40 Millionen — aber die Geschwindigkeit ihrer Vermehrung zeigte fallende Tendenz. Zur Verdoppelung von 25 auf 50 Millionen war die Zeit von 1816 bis 1893 erforderlich, und wenn man den außerordentlichen Zuwachs durch die Angliederung Elsaß-Lothringens mit in Betracht zieht, so kann man sagen, ohne das wären rund achtzig Jahre nötig gewesen. Nimmt man dagegen den Ausgangspunkt vom Jahre 1871, wo die Bevölkerung nach der Annexion Elsaß-Lothringens etwa 41 Millionen betrug, so darf nach dem bis-

herigen Gange der Volksvermehrung seit dem Frankfurter Frieden die Verdoppelung auf rund 80 Millionen zwischen den Jahren 1925 und 1930 erwartet werden, also schon nach etwa sechzig Jahren!

Zu diesen Zahlen ist Verschiedenes zu bemerken. Erstens hat bis um 1890 herum ein starker Verlust durch Auswanderung stattgefunden. In den dreißig Jahren von 1841 bis 1870 betrug er im ganzen ca 2,5 Millionen Menschen; in den nächsten vierzig Jahren 1870—1910 nur etwa ebensoviel. Denken wir aber daran, daß zwischen 1841 und 1870 in Deutschland bedeutend weniger Menschen lebten, als zwischen 1870 und 1910, so wird uns deutlich, daß der Abwanderungsverlust vor der Aufrichtung des Reichs viel größer war, als nachher. Außerdem muß berücksichtigt werden, daß in der ersten Zeit nach 1870, wo sich der gewaltige wirtschaftliche Aufstieg Deutschlands, den wir heute erleben, erst vorbereitete, die jährliche Auswanderungsziffer sehr hoch war. Sie betrug im Durchschnitt 100 000 Menschen und schnellte zeitweilig bis über 200 000 hinauf. Erst seit 1893 ist sie fortgesetzt gefallen und beträgt jetzt nur noch zwischen 20 000 und 30 0000 Köpfe. Das ist weniger, als unser gegenwärtiger jährlicher Durchschnittsgewinn durch Zuwanderung. Dazu kommt noch eine weitere sehr wichtige Beobachtung. Bis in die erste Hälfte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war Deutschland ein Getreide exportierendes Land. Trotzdem bot es damals nicht genug Nahrungsspielraum für die sich mehrende Zahl seiner Bewohner. Seitdem aber sieht sich Jahr für Jahr ein größerer Teil unseres Volks für seine Existenz auf Brot angewiesen, das nicht in Deutschland wächst, sondern erst aus der Fremde gekauft und mit unserm Gewinn an der Weltwirtschaft bezahlt wird, und obwohl die Unterbilanz der heimischen Nahrungsmittelproduktion immer größer wird, ernährt sich das wachsende Volk leichter als

vordem. 1881 bis 1885 betrug der Jahresdurchschnitt des Auswanderungsverlustes fast 200 000 Menschen — 1906 bis 1910 wenig mehr als den zehnten Teil davon!

Z w e i t e n s erfordert der G a n g der Volksvermehrung eine genauere Betrachtung im einzelnen. Die jährliche Zuwachsrate entsteht durch den Überschuß der Geburten über die Todesfälle. Es kann also eine schwache Geburtenziffer bis zu einem gewissen Grade durch günstige sanitäre Verhältnisse, d. h. durch eine niedrige Sterblichkeitsziffer, praktisch verbessert werden. In Rußland ist die Geburtenziffer auf das Tausend der Bevölkerung sehr hoch, aber auch die Sterblichkeit ist enorm, und infolgedessen ist die Zuwachsrate der Russen nur wenig höher, als die der Deutschen. Umgekehrt hätte sich in Frankreich der scheinbare Stillstand der Bevölkerung schon seit längerer Zeit in absolute Abnahme verkehrt, wenn nicht die Sterbequote sich gleichzeitig verbessert hätte. Auch bei der denkbar größten Vervollkommnung des Gesundheitswesens muß einmal natürlich die Grenze erreicht werden, über die hinaus dem Sterben sein Recht bleibt, aber was in den letzten Jahrzehnten dem Tode an Leben abgenommen wurde, das ist bedeutend mehr, als man zunächst glaubt. 1875 zählte Deutschland 42,5 Millionen Menschen. Von diesen starben im Jahr 1,25 Millionen oder 29,3 vom Tausend. 1910 betrug die Bevölkerung 65 Millionen, war also um 22,5 Millionen gewachsen, aber die um ein starkes Drittel vermehrte Volksmenge verlor nur noch 1,20 Millionen Menschen, 19 vom Tausend, durch den Tod. Während des Jahrzehnts von 1900 bis 1910 starben trotz des enormen Wachstums der Volkszahl in Deutschland weniger Menschen, als eine Generation früher 1870 bis 1880. Der wachsende Wohlstand, die Schulbildung, die Kanalisation und Hygiene, die Arbeit der Ärzte hat dem Tode ein merkwürdig gewaltiges Halt geboten. In einzelnen Jahren versuchte er

noch vorzudringen, im ganzen aber hat er seine Grenzen gefunden. Krankenkassen, Alters- und Invaliditätsversicherung, Säuglingsheime, Mutterschutz werfen sich ihm entgegen. Es lebe das Leben!*)

Im Jahre 1855 wurden in Deutschland auf jedes Tausend Menschen 33,5 geboren, und es starben 29,4. Der natürliche Zuwachs war also 4,1 auf Tausend, oder, in absoluter Ziffer, 147 000 Seelen für das Jahr. 1875 war die Geburtenzahl um etwa 10 gestiegen, auf 42,3, während die Sterbezahl auf 29,3 stehen geblieben war. Das Anschwellen der Geburten steigerte demnach, noch ohne Sinken der Sterblichkeit, den Zuwachs von 4,1 bis auf 13 vom Tausend, d. h. auf 552 000 Menschen im Jahr.

Fast könnte es scheinen, als ob in den Jahren unmittelbar nach der Gründung des Reichs ein Höhepunkt in der physischen Generationskraft des Volkes erreicht war, denn die Geburtsquote von 42,3 aufs Tausend bildet den Scheitel der Kurve. Von da an hebt sich zwar immer noch der Überschuß der Geburten über die Todesfälle und erreicht seinen höchsten Betrag im Jahre 1906 mit ca. 910 000 Seelen, aber dieses Wachstum kommt nicht mehr auf Rechnung einer steigenden Geburtenziffer, sondern ist durch das rasche Sinken der Sterbeziffer bedingt. Die Geburtsziffer fällt vielmehr von 1875, wo sie 42,3 pro Tausend betrug, bis 1909 auf 31,9 pro Tausend ab, also um ein volles Viertel ihrer einstigen Höhe, und vom Jahre 1907 ab beginnt die Verschlechterung der Geburtsziffer stärker zu wirken, als die Verbesserung der Sterbeziffer. 1906, als die deutsche Volksvermehrung auf ihrer Höhe stand, betrug, wie wir sahen, die Zuwachsziffer 910 000, im Jahre 1907 waren es 883 000, ein Jahr später 880 000 und 1909, dem letzten Jahr,

*) Nach Naumann in seiner Neudeutschen Wirtschaftspolitik.

für das die Statistik uns im Augenblick die abgeschlossenen Zahlen gibt, wieder 884 000.

Auch die Zahl der Eheschließungen ist trotz der absoluten Volkszunahme im Sinken begriffen. Es kamen auf je Tausend Einwohner:

	Eheschließungen:	Todesfälle:	Geburten:	Überschuß:
1906	8,2	19,2	34,1	14,9
1907	8,1	19,0	33,2	14,2
1908	7,9	19,0	33,0	14,0
1909	7,9	18,1	31,9	13,8

Betrachten wir diese Ziffern näher. Wenn wir unsern Blick auf die zweite Kolumne richten, die der Todesfälle, so sehen wir zwar immer noch Naumanns Wort sich bestätigen: die Sterbeziffern des letzten halben Jahrhunderts seien ein glänzendes Blatt in der Geschichte der Menschheit — schrittweis werde der Tod zurückgeworfen! Was aber sollen wir dazu sagen, daß in einer Periode ausgesprochenen materiellen Aufschwunges die Zahl der Eheschließungen und mit ihr die der Geburten fortgesetzt sinkt? Sehen wir nur auf die Zahlen der letzten Jahre, so will es scheinen, als ob wenigstens die Fruchtbarkeit der deutschen Ehen dabei nicht geringer werde, aber der Vergleich mit einer nur wenig zurückliegenden Periode belehrt uns auch hier eines Besseren, oder vielmehr Schlimmeren. Im Durchschnitt des Jahrzehnts von 1892 bis 1902 betrug die Zahl der Eheschließungen unter tausend Deutschen 8,2, die der Geburten 37,2. Auf eine Eheschließung kamen also 4,5 Geborene. Von 1906 bis 1909 wurden auf das Tausend nur noch 8 Ehen geschlossen, und auf die Ehe entfielen durchschnittlich 4,1 Geburten. Legt man nur das letzte statistisch erfaßbare Jahr 1909 zugrunde, so bleibt das Verhältnis dasselbe. Beide Faktoren, die verringerte Ehehäufigkeit und die Abnahme der

Kinderzahl in den Ehen, wirken also zusammen, um die Verlangsamung der Volkszunahme herbeizuführen. Wo vor zehn Jahren tausend Ehen geschlossen wurden und 4500 Kinder zur Welt kamen, da sind es jetzt nur noch 940 Ehen, und die entsprechende Kinderzahl beträgt nur noch 3850!

Diese Korrektur in dem Bilde, das die Volkszunahme Deutschlands äußerlich darbietet, war notwendig, um uns rechtzeitig darauf aufmerksam zu machen, daß bereits ein Wurm anfängt, am innersten Mark unseres Wachstums zu nagen. Noch ragen wir freilich weit unter den Kulturvölkern hervor. Rußland übertrifft uns in der Zuwachsrate um ein geringes; die Skandinavier und Niederländer stehen uns im Durchschnitt gleich. Österreich-Ungarn, England und Italien sehen ihre Volkszahl mit einer Geschwindigkeit wachsen, die um ein Fünftel geringer ist, als die unserige. Frankreich steht still; und wenn es noch eine ganz geringe Zunahme zu haben scheint, so beruht diese auf Einwanderung. Man wird vielleicht annehmen dürfen, daß während der nächsten beiden Jahrzehnte die Verlangsamung unseres Wachstums noch keine sehr merkliche werden und daß die Verbesserung der Volksgesundheit sich immer noch weiter geltend machen wird. Ganz und gar nicht aber können wir denjenigen beistimmen, die da meinen, schwächere Vermehrung sei für uns aus ökonomischen Gründen nicht nur wünschenswert, sondern direkt zu erstreben. Indem wir das Moralische hier noch außer Betracht lassen, betonen wir um so bestimmter, daß nur der gewaltige und dauernde, von innen nach außen wirkende Druck, unter dem unsere materielle Expansion steht, ihr die Kraft und die Nachhaltigkeit zu geben vermag, deren sie bedarf, um sich gleichzeitig in der Welt durchzusetzen und im Innern eine Verbesserung unseres den idealen Anforderungen der deutschen Idee nicht genügenden nationalen Aggregatzustandes herbeizuführen. Entweder wir vermehren uns noch

längere Zeit in ähnlicher Weise wie im Durchschnitt des letzten Menschenalters, oder wir haben das Ringen mit den Angelsachsen um die maßgebende Teilnahme an der äußeren und inneren Gestaltung der Kulturwelt aufzugeben. Stillstand oder starke Verlangsamung unseres zahlenmäßigen Wachstums, und gleichzeitiges Aufrechterhalten eines Anspruchs auf universale Wirkung des deutschen Gedankens in der Welt — **das gibt es für uns nicht!**

Rechnen wir also mit der praktischen Wahrscheinlichkeit, daß der Durchschnitt unserer Volkszunahme 1910 bis 1930 nicht geringer sein wird als 1890 bis 1910, nämlich in runden Ziffern 800 000 Menschen jährlich, und vergegenwärtigen wir uns auf dieser Grundlage die Entwicklung, die unser wirtschaftliches Leben bisher genommen hat und voraussichtlich während der beiden nächsten Jahrzehnte zu nehmen fähig ist. Als Ausgangspunkt für den Vergleich zwischen jetzt und früher nehmen wir dabei das Jahr 1880, erstens weil von hier an die methodische Grundlage unsrer gegenwärtigen Handelsstatistik datiert, und zweitens weil erst zu Beginn des zweiten Jahrzehnts nach der Aufrichtung des Reiches die solide Wirkung der veränderten äußeren Verhältnisse Deutschlands in einem stetigen und immer schnelleren Aufschwung des Wirtschaftslebens sich äußert.

Zunächst ist dieser Aufschwung immer noch kein übermäßiger. Als ein zuverlässiger Gradmesser der ökonomischen Aktivität eines Landes wird die Bewegung seines auswärtigen Handels betrachtet. 1880 war die deutsche Ausfuhr 2,95 Milliarden Mark wert, die Einfuhr 2,86 Milliarden. Nach Verlauf von zwei Jahrzehnten, 1899, ist die Exportziffer auf 4,37 Milliarden, die des Imports auf 5,78 Milliarden gestiegen. Das ist immerhin eine reichliche Verdoppelung der einen und beinahe eine Verdoppe-

lung der andern Zahl. Bis einschließlich 1902 geschieht das Ansteigen der Gesamteinfuhr und -Ausfuhr in einem zwar kräftigen, aber nicht hervorragend schnellen Tempo. Für 1880 haben wir die beiden Zahlen eben mit nahezu je 3 Milliarden Mark kennen gelernt und 1902, also in 22 Jahren, ist die Einfuhr auf rund 6, die Ausfuhr auf rund 5 Milliarden gestiegen.

Die nächsten Jahre, 1903 bis 1907, zeigen eine sprunghafte und rapide Steigerung des Wirtschaftslebens. In nur fünf Jahren wächst gegen 1902 die Einfuhr auf über 9,5, die Ausfuhr auf nahezu 7,5 Milliarden. Vergegenwärtigen wir uns die Ziffern in einer kurzen Nebeneinanderstellung.

	Gesamteinfuhr:	Gesamtausfuhr:
1880:	2,86 Milliarden	2,95 Milliarden M.
1902:	5,92 „	5,00 „ „
1907:	**9,57** „	**7,44** „ „

Diese Zahlen zeigen uns, daß die fünf Jahre von 1902 bis 1907 in der Ausfuhr wie in der Einfuhr eine stärkere Zunahme gebracht haben, als die 22 Jahre von 1880 bis 1902. Eine derartig gesteigerte Geschwindigkeit des wirtschaftlichen Aufschwunges hat mit Ausnahme von eben erst in die Weltwirtschaft eintretenden Neuländern, wie Argentinien, auf der ganzen Welt kein einziges Land neben Deutschland gezeigt. Machen wir uns dazu noch die absolute Größe der Zahlen klar, um die es sich hier handelt, so ist es nicht übertrieben ausgedrückt, wenn wir sagen: es kann uns vor dem Tempo in dem wir vorwärtskommen, schwindlig werden! Allerdings folgt nach 1907 ein Anhalten, ja ein vorübergehendes Sinken der Kurve. 1908 und 1909 zeigen die Folge der internationalen Wirtschaftskrisis, die auf das Weltrekordjahr 1907 folgte. 1910 hat aber die Gesamteinfuhr mit 9,55 Milliarden die Zahl von 1907 schon wieder eingeholt und die Ausfuhr mit 8,08 Milliarden gegen 7,44 Milliarden hat sie

um mehr als eine halbe Milliarde übertroffen. Die ganze Handelsbewegung Deutschlands betrug 1907 gut 17 und 1910 über 17,5 Milliarden. Für 1911 liegen erst vorläufige Ergebnisse vor, aber es scheint, als ob wiederum eine über Erwarten große Zunahme — auf beinahe 19 Milliarden Mark Gesamthandel (!) — stattgefunden hat. Von Zeiten der Rückläufigkeit oder des Stillstandes, wie wir sie 1908/09 erlebten, wird die Weltwirtschaft wie die der einzelnen Völker in periodischen Zwischenräumen immer betroffen werden. Sie unterbrechen den Aufstieg mit der Unvermeidlichkeit von Naturereignissen, und gerade diejenigen Wirtschaftskörper, die am intensivsten leben, werden am stärksten von ihnen betroffen. Ist die Krise vorbei, so beginnt das Wachstum von neuem — eben das, was jetzt wieder geschieht.

Ganz deutlich wird uns die Entwicklung Deutschlands erst, wenn wir sie mit der einiger anderer Nationen vergleichen*), und zwar sind hierfür die wichtigsten Länder Frankreich, England und Nordamerika. Vor etwas über 20 Jahren, **1891**, war der Stand folgender, in Millionen Mark:

	Deutschland:	Frankreich:	England:	Ver. Staaten:
Einfuhr:	4571	4810	8896	3549
Ausfuhr:	3540	3832	6315	3715
Gesamt-handel:	**8111**	**8642**	**15211**	**7264**

1900, an der Jahrhundertwende, hat sich das Bild bereits stark zugunsten Deutschlands verändert.

---

*) Der Vergleich geschieht auf der Grundlage der Ziffern des Statistischen Jahrbuchs für das Deutsche Reich, an die wir uns auch bei allen bisherigen Zahlenangaben gehalten haben. Berücksichtigt wird immer Gesamteinfuhr und Gesamtausfuhr, in denen der Durchgangshandel jedes Landes mit enthalten ist.

	Deutschland:	Frankreich:	England:	Ver. Staaten:
Einfuhr:	6129	4791	10671	3570
Ausfuhr:	4960	4417	7229	5857
Gesamt-handel:	**11080**	**9208**	**17900**	**9427**

Deutschland ist, wie wir sehen, von der dritten an die zweite Stelle gerückt, Frankreich von der zweiten an die letzte. Immerhin bilden wir mit den Amerikanern und Franzosen zusammen noch eine Gruppe ungefähr gleichentwickelter Handelsvölker gegenüber den Engländern, deren Handel über 60 Prozent größer ist als der deutsche, und über 90 Prozent größer als der französische und amerikanische. Seinen Höhepunkt erreichte das internationale Wirtschaftsleben vor der letzten Krisis, wie wir sahen, im Jahre **1907**. Dessen Vergleichszahlen lauten:

	Deutschland:	Frankreich:	England:	Ver. Staaten:
Einfuhr:	9570	6300	13174	6025
Ausfuhr	7441	5805	10567	7900
Gesamt-handel:	**17011**	**12105**	**23741**	**13925**

Für das Jahr 1910 gelten, mit unbedeutenden Verschiebungen im Verhältnis von Ausfuhr und Einfuhr, durchweg sehr ähnliche Gesamt-Handelszahlen wie 1907. Man sieht, wie Deutschland aus der wirtschaftlichen Größenklasse Frankreich-Amerika herauszuwachsen und eine Zwischenstellung zwischen diesen und England einzunehmen beginnt. Der englische Gesamthandel übertrifft jetzt den französischen fast um 100 Prozent, den amerikanischen immer noch um 70 Prozent, den deutschen aber nur noch um knapp 40 Prozent. 1891 war allein die englische Einfuhr um 700 Millionen Mark größer als Deutschlands Einfuhr und Ausfuhr zusammengenommen und Englands Gesamthandel fast doppelt so groß als der deutsche; siebzehn Jahre

später war er weniger als anderthalb mal so groß. Während die Engländer zwei Schritte tun, machen wir jedesmal drei, und wenn unsere wie ihre Entwicklung während der nächsten Zeit denselben Charakter beibehält wie bisher, so wird in 12 bis 15 Jahren der deutsche Handel dem englischen gleichwertig geworden sein! Frankreichs Beispiel dagegen zeigt uns, daß eine Nation mit stagnierend gewordener Volkszahl zwar immer noch durch Vermehrung ihres Wohlstandes einiger Fortschritte innerhalb der Weltwirtschaft fähig ist, daß sie aber ganz entschieden hinter den Völkern mit kräftigem Zuwachs zurückbleibt.

Die übrigen Völker kommen als wirtschaftliche Einzelfaktoren neben den vier an der Spitze stehenden Nationen teils nur mit viel geringeren, teils mit verschwindenden Ziffern in Betracht. Rußland z. B. mit der doppelten Volkszahl Deutschlands hat etwa ein Viertel des deutschen Handels, Österreich-Ungarn ebensoviel, Italien, das halb so viel Menschen zählt wie wir, hat weniger als ein Viertel, Spanien noch nicht ein Zehntel!

Das Wichtigste, was uns unsere drei Vergleichsreihen von 1890, 1900 und 1907 zeigen, ist unsere immer schnellere Annäherung an England. Darin liegt für jeden, der Zahlen mit Nachdenken zu lesen versteht, ein überzeugender Beweis dafür, daß auch die Gesamtheit unserer Lebensbedingungen denen des englischen Volkes immer ähnlicher wird, d. h. daß wir ebenso wie England immer mehr durch unsere Beteiligung an der Weltwirtschaft und immer weniger von unserer Eigenwirtschaft existieren. Der für uns verhängnisvolle Unterschied zwischen den Engländern und uns Deutschen ist nur der, daß auf jener Seite die ganze Nation ihr Verflochtensein nicht nur in allen Welthandel, sondern in alles Weltgeschehen als lebendige Wirklichkeit empfindet und jeder einzelne in allen überseeischen Geschehnissen seine eigne Angelegenheit erblickt — bei uns aber nur ein ganz kleiner Teil des Volks von solcher

Überzeugung ergriffen ist. Handelsziffern allein machen aber noch lange kein Weltvolk, sondern erst der weltpolitische Geist tut es! Eine große Ausfuhr und Einfuhr — ja, die haben wir, Schiffe bauen wir, Kohle, Eisen, Maschinen und Gewebe produzieren wir in schwerer Menge: nur den weltpolitischen Geist haben wir noch nicht. Die Geister, die wir haben, sind andrer Art: Standesgeist, Kastengeist, Parteigeist und Philistergeist: alle nur möglichen Verneinungen des lebendigen Volksgeists! Darüber hinaus streben Kaufmannsgeist und Industriegeist, aber noch wirken sie nicht bewußt und im höheren Sinne für unsere nationale Zukunft. Ihr an sich berechtigter Interessenegoismus entbehrt noch der sittlichen Weihe durch den kategorischen Imperativ des Dienstes am nationalen Gedanken. Dieser ist es, der die größere moralische Kraft des Angelsachsentums in der Weltpolitik begründet, und er muß hinter den englischen Handelsziffern noch als ein unsichtbares, aber gewaltiges Plus auf der Kreditseite des englischen Kontos gelesen werden.

Als Beweis für Deutschlands wirtschaftliches Wachstum werden die Zahlen über die Entwicklung unseres Handels im Vergleich zu England, Frankreich und Amerika genügt haben. Ihnen entspricht im Innern des deutschen Wirtschaftskörpers die gleiche Aufwärtsbewegung in Kohlenförderung, Eisenproduktion und jeder andern Art von Industrie; in der Vergrößerung des Eisenbahnnetzes, der Bankkapitalien, der Handelsflotte, des Post- und Telegraphenverkehrs, und auf allen andern Gebieten des materiellen Lebens. Das im einzelnen auszuführen ist schon darum nicht nötig, weil es bei uns an dem Bewußtsein für diese Dinge auch in weiteren Kreisen nicht fehlt. Daß unsere Industrie und alles, was mit ihr im Zusammenhang steht, mächtige Fortschritte gemacht hat, das wissen auch Spießbürger, Sozialdemokraten und Junker. Wovon sie aber nichts

wissen oder nichts wissen wollen, das ist die Notwendigkeit, darum auch unser nationales Empfinden gegenüber der überseeischen Interessenwelt und gegenüber der Aufgabe des deutschen Gedankens in der Welt neu einzustellen.

Die Folgerungen, die man aus dem Vergleich der wirtschaftlichen Fortschritte Deutschlands und Englands ziehen muß, versucht mancher dadurch einzuschränken, daß er sagt: ja, die Engländer sind viel reicher als wir. Dasselbe wird natürlich auch von Frankreich behauptet. Daß im Durchschnitt auf jeden Engländer, vielleicht auch noch auf jeden Franzosen ein größerer Besitz entfällt, als im Durchschnitt auf jeden Deutschen, wird richtig sein; es könnte aber auch dann der Fall sein, wenn die Summe des englischen oder französischen Nationalvermögens die des deutschen nicht überträfe, sondern ihm gleich wäre, denn es gibt 65 Millionen Deutsche, aber nur 40 Millionen Franzosen und 46 Millionen Engländer. Außerdem kommt viel darauf an, wie die aus dem Volkseinkommen entstehenden Vermögenswerte zunächst angelegt werden. Ein Land mit so rascher industrieller Entwicklung wie Deutschland, braucht viel Geld für industrielle Neuschöpfungen, in denen das sich bildende Kapital gleich wieder verwendet wird; die Franzosen dagegen mit ihren schwächer pulsierenden Wirtschaftsleben sparen bares Geld und kaufen Rente. Daher rührt die Unerschöpflichkeit Frankreichs als Anleihemarkt. Von Deutschland glauben namhafte Volkswirte, daß sein nationales Gesamtvermögen dem französischen nicht mehr nachsteht, vielleicht es schon übertrifft. Erstens aber sind wir viel zahlreicher als die Franzosen; zweitens brauchen wir vielmehr industrielles Anlagekapital als sie, drittens verwenden wir einen weit größeren Prozentsatz unseres Einkommens auf die Schaffung lebendiger Werte, d. h. auf die Erziehung von Kindern.

Daher kommt es, daß Frankreich reicher zu sein scheint als Deutschland.

Schätzungen des Volksvermögens gehören zu dem Schwierigsten, was es gibt, und sind auf jeden Fall mit starker Unsicherheit behaftet. Trotzdem wird man im Vergleich zwischen England und Deutschland das erstere vorläufig noch als das reichere Land zu betrachten haben, und zwar absolut wie relativ. Schon ein Blick auf die englische Handelsbilanz lehrt uns das. Englands Einfuhr ist um 3 bis 3,5 Milliarden Mark größer als die Ausfuhr. Diese enorme Passivität, die fast so groß ist, wie der Gesamthandel, Ausfuhr und Einfuhr, eines Landes wie Italien, wird reichlich gedeckt durch die nach England fließenden Gewinne englischen Kapitals, das im Auslande oder in ausländischen Werten angelegt ist, und durch den Ertrag der englischen, für das Ausland arbeitenden Schiffsreedereien.

Auch Deutschlands Handelsbilanz ist passiv. Sie ist es nicht so sehr wie die englische, aber doch mit 1,5 bis 2 Milliarden Mark jährlich. Dies Defizit wird indes bei uns so reichlich gedeckt, daß Deutschland in den letzten zwanzig Jahren fortdauernd wohlhabender geworden ist — was sich so unmittelbar durch unsre persönliche Erfahrung beweist, daß es nicht nötig ist, viel Worte darüber zu verlieren. In allen Ständen sind die Lebensansprüche gestiegen. Das ist nur erklärlich durch die Vergrößerung der Einkommen. Die öfters gehörte Behauptung, daß die Vermehrung des Einkommens durch die Erhöhung der Preise aufgehoben werde, ist nicht richtig. Sie gilt weder für den Arbeiterstand, wo selbst von sozialdemokratischer Seite zugegeben wird, daß die Lohnsteigerung während des letzten Jahrzehnts die Verteuerung des Lebens übertrifft, und daß die Lebensverhältnisse der Arbeiter sich gebessert haben, noch gilt sie für den Mittelstand, oder gar für die

oberen, wirklich wohlhabenden Schichten. Daß Wohnung, Kleidung, Hausrat usw. überwiegend teurer geworden sind, ist richtig, aber sie sind auch besser geworden. Zwar wird bei uns noch furchtbar viel billiger Schund fabriziert und gekauft, aber die grauenhafte Unbildung, wie sie in den achtziger und noch in den neunziger Jahren in bezug auf Schein und Sein, Stoff und Form herrschte, ist doch im Weichen begriffen. Noch sind wir weit unter England, aber wir sind ebenso weit über der Ärmlichkeit, die früher bei uns herrschte. Nicht mit Unrecht wird gegen das heutige deutsche Wesen in manchen Beziehungen der Vorwurf der Parvenuhaftigkeit erhoben. Unser Mittelstand wendet zu viel von seinem Einkommen an Äußerlichkeiten und Plunder und geizt für die Werte des inneren Lebens; unsere Besitzenden verraten in ihrem Aufwand oft noch eine bemerkenswerte Ahnungslosigkeit inbetreff des Zusammenhanges von Kulturgütern und Geschmack — aber Geld wird viel mehr ausgegeben als früher.

In Preußen — die entsprechenden Zahlen für das Reich sind nicht rein zu ermitteln, sie würden aber ein ähnliches Bild ergeben — betrug das steuerpflichtige Einkommen 1892 nicht ganz 6 Milliarden Mark; 1910 hatte es sich mehr als verdoppelt, auf 14,5 Milliarden! Die vom Einkommen erhobene Steuersumme wuchs während desselben Zeitraums von rund 125 auf rund 338 Millionen. Die Zunahme geht, wie man sieht, parallel der Steigerung des Wirtschaftslebens, die sich im Wachstum unseres Außenhandels während derselben Periode ausdrückt, und sie ist weit größer, als allein nach dem Wachstum der Volkszahl erwartet werden müßte.

Welchem Gebiete der Volkswirtschaft wir uns auch zuwenden mögen — überall zeigt sich schneller Fortschritt. In neun Jahren, von 1900 bis 1908, wuchsen die Sparkassenguthaben von 8,9 auf 14,6 Milliarden; gegenwärtig sind sie auf rund

18 Milliarden (!) gestiegen. Im Jahre 1895 betrug das in Preußen zur Ergänzungssteuer veranlagte Vermögen zirka 64 Milliarden; für die Steuerperiode 1911/13 dagegen sind zirka 104 Milliarden veranschlagt. Dabei ist die Gesamtzahl der ergänzungssteuerpflichtigen Zensiten um über 50 %, die Bevölkerungsziffer nur um zirka 29 % gestiegen. Das Volksvermögen wächst also auch hiernach rascher, als die Volkszahl, und kämen nicht die Jahre der internationalen Wirtschaftskrisen dazwischen, die periodenweise einen kurzen Stillstand der Entwicklung verursachen, so wäre das Tempo noch rapider. 1911 mit seiner Gesamthandelsziffer von 19 Milliarden zeigt uns auf derselben Stufe, die England erst vor einem Jahrzehnt erreicht hatte!

Wozu stellen wir diese Angaben, die das Wachstum Deutschlands nach der materiellen Seite hin beweisen sollen, zusammen? Welchen Wert haben sie für das Thema, das uns beschäftigt? Drückt sich die nationale Idee in Kapitalsgewinnen oder in Gehaltserhöhungen aus? Darauf antworten wir: Nicht die Zunahme von Volkszahl, Gewerbe und Wohlstand an sich ist das Ziel unserer Gedanken, sondern in ihrem Aufsteigen sehen wir die materielle Leistungsfähigkeit der Deutschen für die Durchdringung der Welt mit deutsch-nationalen Lebenswirkungen sich vergrößern. Je mächtiger der Volkskörper wird, von dem Kräfte ausgehen, desto unwiderstehlicher machen sie ihre Wirkungen geltend. Eilten wir nicht den Engländern mit den Riesenschritten unserer wirtschaftlichen Entwicklung nach, so wäre das Reden vom deutschen Gedanken in der Welt eitel.

Nur Ahnungslose können aber an die Ausdehnung unserer Interessen denken, ohne sich gleichzeitig die Widerstände klar zu machen, die sie hervorruft. Nie dürfen wir vergessen, daß mit jeder Stufe, um die wir England näher rücken, für das englische Volk das Problem sich verschärft, ob es unseren Einfluß auf

Weltwirtschaft, Weltpolitik und Weltkultur als gleichberechtigt mit sich anerkennen will, oder nicht. Von Jahr zu Jahr müssen sich die Engländer ernsthafter fragen: Soll es ferner heißen: die Welt wird immer englischer? Oder soll es von heute oder morgen ab heißen: die Welt wird immer englischer und immer deutscher?

England würde unnatürlich handeln, wenn es nicht sein Möglichstes täte, um der heraufziehenden Gefahr zu begegnen, und ebenso unnatürlich wäre es, wenn es in seine Rechnung mit uns nicht auch die Gegnerschaft der übrigen durch die Machtentwicklung Deutschlands betroffenen Nationen einstellte. Daraus folgt für uns die Wahl: entweder wir müssen eines Tages vor der Aufforderung kapitulieren: schränkt euch soweit ein, daß ihr unsere Interessen nicht beeinträchtigt! — oder wir müssen unsere Rüstung so stark machen, daß wir Zumutungen dieser Art an uns herankommen lassen können. Anzugreifen brauchen wir niemanden, aber der Naturvorgang unseres Wachstums und die rapide Erweiterung unserer Lebensnotwendigkeiten — sie nötigen den anderen die Entscheidung auf, ob sie uns groß und immer größer werden lassen oder ob sie noch rechtzeitig den Versuch machen sollen, unserem Wachstum Einhalt zu tun. Je schärfer wir aber Engländer und Franzosen vor diese Wahl stellen, desto törichter wäre es von uns gehandelt, wenn wir durch die Scheu vor dem Aufwand für unsere nationale Verteidigung freiwillig unseren nationalen Lebensprozeß sterilisieren wollten!

Was wir über die Zunahme unseres Vermögens erfahren haben, muß uns Mut machen zu der Entscheidung zwischen Wagnis und Verzicht. Deutschland steigerte seine Ausgaben für die Armee während der Zeit von 1902 bis 1911 von rund 670 auf rund 810 Millionen Mark im Jahr; für die Marine von rund 205 auf rund 450 Millionen, zusammen für die Land- und

Seemacht von 875 auf **1260 Millionen**. Gleichzeitig wuchs die Bevölkerung um über 8,5 Millionen. Auf den Kopf der Volkszahl berechnet wurden 1902 für die Armee 11,50 und für die Flotte 3,50 Mark ausgegeben, zusammen etwas über 15 Mark; **1911** dagegen betrug die Belastung 12,30 und 6,90, zusammen **19,20 Mark**. Die Vermehrung ist unverkennbar, aber wenn wir die gleichzeitige Zunahme des Nationalwohlstandes berücksichtigen, so sehen wir, daß die Kraft schneller wächst, als die Last.

England gab 1902 für die Armee 585, für die Flotte 633 Millionen aus, zusammen 1218 Millionen. **1911** betrug das Heeresbudget 547, das der Marine 906 Millionen, zusammen **1453 Millionen**. Auf jeden Engländer entfielen vor 10 Jahren 14 Mark Kosten für die Armee und 15 Mark für die Marine, zusammen 29 Mark; **1911** waren es 12 Mark und 20 Mark, zusammen **32 Mark**. Das sind fast 13 Mark oder etwa 60 Prozent auf den Kopf mehr als die deutsche Belastung beträgt. Man mag den englischen Reichtum für noch so hoch halten; auf mehr als das Anderthalbfache gegenüber dem unserigen wird ihn schwerlich jemand schätzen. Keinesfalls ist zu sagen, daß der Deutsche sich mit seiner Rüstung schon stärker belastet habe, als der Engländer; wahrscheinlich ist er weniger belastet. Wollte man die Bewegung des deutschen und des englischen Außenhandels zum Maßstab für die augenblickliche militärisch-finanzielle Leistungsfähigkeit der beiden Nationen nehmen, so würde daraus folgen, daß die englische Rüstung bereits schwerer drückt, als die deutsche, denn England ist uns mit seinem Handel nur um 40 Prozent, mit den Kosten seiner nationalen Rüstung aber um 60 Prozent voraus.

Frankreich gab 1902 584 Millionen für die Armee und 243 Millionen für die Marine aus, zusammen 827 Millionen; auf den Kopf 15 und etwas über 6, zusammen ca. 21 Mark. **1911**

betrugen die Ziffern 718 und 333 Millionen, zusammen **1051 Millionen**; auf den Kopf 18 und 8,5, zusammen **26,50 Mark**. Das ist weniger als England ausgibt, aber immer noch bedeutend mehr als wir leisten. Ebensowenig wie bei England werden wir Frankreich gegenüber glauben dürfen, daß wir stärker belastet sind. Dazu kommt, daß wir im Vergleich zu den Franzosen noch schneller an Industrie, Handel und Wohlhabenheit wachsen, als im Vergleich zu England.

Von den übrigen Großmächten kommen die Vereinigten Staaten von Amerika für unsere Zusammenstellung deshalb weniger in Betracht, weil sie wegen ihrer geographischen Lage so gut wie unangreifbar sind. Die militärischen und maritimen Aufwendungen, die sie trotzdem machen, dürfen also nicht in derselben Weise wie bei uns unter dem Gesichtspunkt der nationalen Verteidigungsnotwendigkeiten betrachtet werden. Trotzdem betrug ihr Armeebudget 1902: 511, und 1911: 559 Millionen, das Marinebudget 349 und 535 Millionen. Die Gesamtzahlen sind also 860 und **1006** Millionen; pro Kopf der Bevölkerung **1911** beinahe **12 Mark.**

Unser Bundesgenosse Österreich-Ungarn gab für Heer und Flotte 1902: 402 Millionen, **1911: 509 Millionen** aus, pro Kopf 1902 nicht ganz 9 und gegenwärtig über **10,50 Mark.** Darin drückt sich die im Vergleich zu Deutschland erheblich geringere materielle Leistungsfähigkeit Österreich-Ungarns aus, aber es muß auch bemerkt werden, daß die habsburgische Monarchie noch einer bedeutenden Steigerung ihrer militärischen Aufwendungen fähig ist, sobald die Kräfte des Staates ernsthaft angespannt werden.

Italien wandte 1902 für die Armee 196, für die Flotte 87 Millionen auf; **1911** waren es 317 und 156 Millionen, zusammen **473 Millionen.** Die Zunahme ist also viel schneller vor sich gegangen, als bei Deutschland; pro Kopf wurden 1902 nur

etwa 8,50 Mark, 1911 dagegen **13,50 Mark** geleistet. Da Italien wirtschaftlich nicht entfernt einen Vergleich mit Deutschland aushalten kann, so ist es klar, daß im Verhältnis zu uns die Italiener jetzt eine bedeutend schwerere Last zu tragen willig sind.

Rußland endlich hat seine Armeeausgaben von 1902 bis **1911** von 741 auf **1048** Millionen, den Marineetat von 217 auf 238 Millionen erhöht. Sein Gesamtaufwand für Rüstungen beträgt gegenwärtig 1286 Millionen, ist also größer als der unserige! 1902 kamen ca. 7 Mark, **1911** ca. **8,50** Mark auf jeden Russen. Bei der unvergleichlichen ökonomischen Rückständigkeit Rußlands geht diese Belastung nach unsern Begriffen schon weit darüber hinaus, was das Volk von Rechts wegen zu tragen fähig ist, denn sie kann nur um den Preis aufrecht erhalten werden, daß bei den Kulturaufgaben im Innern, namentlich der Schule und dem sonstigen geistigen Fortschritt des Volks, mit einer unerhörten Unterbilanz gearbeitet wird. Nur ein Staat, bei dem sich eine praktisch so gut wie absolute Regierungsform, scharf ausgeprägter Nationalismus der gebildeten Schichten und fast unbegrenzte Fähigkeit der Masse im Ertragen für uns nicht mehr denkbarer äußerer Daseinsformen vereinigen, — ist imstande, den Militärausgaben eine derartige Stelle in seinem Haushalt einzuräumen, wie Rußland. Wollten wir nach ähnlichen Grundsätzen verfahren wie Rußland, so könnten wir gut das Doppelte und Dreifache unseres augenblicklichen Aufwandes für Heer und Flotte ausgeben.

Nach diesen Darlegungen wird kein Zweifel über die Tragfähigkeit der materiellen Grundlagen des deutschen Lebens für die Expansion des deutschen Gedankens in der Welt mehr übrigbleiben. Was wir jetzt für unsere äußere Rüstung leisten, das leisten wir ohne Anstrengung, und da wir noch fortgesetzt an Menschen und an Wohlstand zunehmen, so ist es Tor-

heit, zu sagen, unsere Militärlasten seien drückend und sie dürften nicht noch drückender gemacht werden. Welche Last hat uns denn mehr gedrückt — die fünfzehn Mark, die 1902 im Durchschnitt auf jeden von uns entfielen, oder die neunzehn Mark von 1911? Und wenn es nächstens zwanzig Mark oder mehr sind — bleibt dann nicht trotz der Vermehrung der Ausgaben für Heer und Flotte immer noch mehr Geld für unser bürgerliches Leben, für Essen, Trinken, Wohnen, Kunst, Reisen und allen Luxus übrig, als 1892 — als in Preußen nur zwei Fünftel des jetzigen Einkommens deklariert und versteuert wurden? Oder wagt jemand im Ernst zu sagen: Wein, Bier und Schnaps braucht der Deutsche zum Leben notwendig, ein Heer, das stark genug, eine Flotte, die groß genug ist, um seine nationale Zukunft zu sichern, braucht er weniger nötig?

Unser Wachstum kann uns das Unterpfand unserer zukünftigen Größe an der Seite der angelsächsischen Weltnationen sein, aber es wird als ein Verhängnis auf uns liegen, dessen Not wir nicht ausdenken können, wenn es nicht auch dazu dient, die eisernen Riegel und Ringe zu sprengen, die die Anderen für uns bereiten. Sie tun es, weil sie nicht wollen, daß unsere Ausdehnung ihnen zur Enge werde. Sie werden sich nicht besinnen, die Gelegenheit zu ergreifen, die ihnen günstig genug scheint, uns einzuschnüren oder zu fesseln. Sie sehen schärfer, besser, als wir, wohin uns unsere Zukunft treibt, daß wir mit die Welt gestalten oder selber verkümmern müssen. Und da gibt es Deutsche, die sich fragen: Was darf mich die Zukunft des deutschen Wesens kosten?

VIERTES KAPITEL

KRÄFTE UND KRÜCKEN

Wir haben bisher versucht, die Hemmungen darzustellen, die aus unsrer Volksgeschichte und aus ihrer Einwirkung auf den Volkscharakter für unser Aufsteigen unter den Völkern resultieren, und wir unternahmen es darnach, einen Überblick über unsere trotzdem vorhandene materielle Leistungsfähigkeit zu geben. Bevor wir uns nun an die Aufgabe machen, praktische Richtlinien für die Arbeit am deutschen Gedanken in der außerdeutschen Welt aufzustellen, müssen wir noch Klarheit über eine weitere Vorfrage haben, die von größerer Bedeutung ist, als alles bisher Gesagte, und die über unsere tatsächliche Befähigung zum Weltvolk entscheidet. Sie lautet: Was vermögen die in unserem Volksinneren vorhandene idealen Kräfte positiv aufbauend jenen Hemmungen gegenüber zu leisten — und wieweit behalten die schädigenden Mächte die Oberhand?

Demgegenüber könnte allerdings jemand meinen, da es ja bereits festgestellt sei, daß uns die größte politische Tugend, die Fähigkeit, das Trennende um des nationalen Fortschritts willen hinter dem Einigenden zurückzustellen, in beklagens-

wertem Maße abgehe, so sei es fraglich, ob überhaupt noch so ideale Mächte des Volkslebens auf die Dauer imstande seien, die tiefen, von hier ausgehenden Schädigungen des nationalen Gedankens auszugleichen? Das Gewicht dieser Zweifelsfrage ist groß, so groß, daß man es verstehen müßte, wenn selbst Deutsche um ihretwillen an unserer Zukunft im höchsten Sinne zweifeln oder verzweifeln. Ihnen kann aber erwidert werden, daß durch die äußere Einigung der Deutschen, auch wenn sie nur zwangsweise und nur teilweise geglückt ist, zum erstenmal seit dem Auftreten unseres Volks in der Geschichte ein starker und lebensfähiger politischer Organismus aus ihm geschaffen worden ist. Damit sind zunächst einmal den Vorzügen des deutschen Geistes, die trotz aller Fehler doch vorhanden sind, bessere Möglichkeiten zur Betätigung gewährt, als sie bisher existierten. Was die Gründung des Reichs, ungeachtet der furchtbaren Amputation fast der Hälfte des süddeutschen Stammes, in materieller Beziehung für glänzende Folgen gehabt hat, das liegt vor unser aller Augen. Niemand kann zweifeln, daß die Umgestaltung unseres politischen Lebens nicht nur den Anstoß zu dieser Entwicklung gegeben, sondern auch die bisher verborgenen treibenden Kräfte zur Entfaltung gebracht hat. Eine solche Wirkung unter den erschwerenden äußeren Umständen, die wir kennen lernten, ist nicht möglich, ohne daß auch ideale Energiequellen dabei beteiligt wären.

Schon der Vorgang des so stark beschleunigten Wachstums, den wir als den elementaren Urgrund unseres nationalen Lebens und Fortschreitens bezeichnet haben, ist ebensosehr eine Erscheinung sittlicher wie natürlicher Art, und wir werden uns dieser Einsicht um so weniger verschließen, je aufmerksamer wir den beginnenden Rückgang unserer Heirats- und Geburtenziffer beachtet haben. Zahlen reden, sagt man,

und jene Zahlen reden eine sehr nachdenkliche Sprache, denn was in ihnen zum Ausdruck kommt, ist nicht nur das Ergebnis irgendwelcher materiellen Veränderungen, sondern außerdem ein Wandel der deutschen Psychologie unter dem Gesichtspunkt nationaler Sittlichkeit. Indem wir den Rückgang der Eheschließungen und die Verringerung der Fruchtbarkeit unserer Ehen als ein Moment feststellen, das von großer Bedeutung für unsere äußere Entwicklung ist, müssen wir gleichzeitig uns daran erinnern, daß es die Furcht vor der Ehe und die Furcht vor dem Kinde gewesen ist, womit schon mehr als einmal in der Geschichte der moralische Ruin der Nationen angefangen hat. Die Liebe zum ehelichen Leben und die Freude am Kinderreichtum ist ein unmittelbarer Gradmesser für die innere und äußere Gesundheit eines Volkes. Das empfand Tacitus, als er der Korruption seines Zeitalters den Spiegel der Germanen vorhielt: Sic unum accipiunt maritum quo modo unum corpus et unam vitam, ne ulla cogitatio ultra, ne longior cupiditas, ne tamquam maritum, sed tamquam matrimonium ament. Numerum liberorum finire aut quemquam ex adgnatis necare flagitium habetur, plusque ibi boni mores valent, quam alibi bonae leges. Zu Deutsch: So empfangen sie einen Gatten gleichwie nur einen Leib und ein Leben; keine unnützen Gedanken; keine immerwährende Begierde — und nicht so sehr der Gatte, als vielmehr die Ehe soll geliebt werden. Der Kinderzahl ein Ende zu setzen, oder einen Blutsverwandten umzubringen, gilt als Schandtat, und mehr gelten dort gute Sitten als anderswo gute Gesetze!

Diesen ehernen Worten des Römers stellen wir die Mahnung gegenüber, die derjenige Mann unter uns Heutigen, dem von uns allen am beredtesten und am tiefsten von der

Fruchtbarkeit unseres Volks als seinem natürlichsten sittlichen Gut zu reden gegeben ist, in die Worte faßt:*) Was uns den Kindersegen des deutschen Volkes trotz aller Schwierigkeiten noch erhält, ist die Nachwirkung einer Zeit von Jahrhunderten, die in unsrer Religion und Moral sich niedergelegt hat: das Lebensgefühl der Natur, die sich der kalten Lehre vom Nutzen gegenüber sieghaft behauptet, die dunkel empfundene Pflicht aller einzelnen gegenüber der Gattung. Auf diesem Gebiet leben wir vom Kapital der Vergangenheit und müssen Sorge tragen, daß es sich nicht aufzehrt. In dem Maße, in dem die Natur und die starke Gattungsmoral der Vorzeit schlaffer werden, werden wir immer weitere Schritte zur Anerkennung tun müssen, daß es eine öffentliche Leistung ist, Kinder zu erziehen, wenn wir als Volk nicht zurückgehen wollen. Vor allem werden wir es der Frau erleichtern müssen, Mutter sein zu können. Das ist das erste und schwerste Problem der Frauenfrage.

Das Stück Volkssittlichkeit, das uns in diesen Worten vorgeführt wird, ist bei den meisten derer, die seinem Gebote folgen, nicht ein Gut, dessen sie sich voll bewußt sind, sondern öfter ein unbewußtes Verdienst. Die Sittlichkeit ist aber um so höher, je entschiedener sie ins Bewußtsein der Persönlichkeiten wie der Völker übergeht, und das Maß sittlicher Einsicht, das die einen wie die andern besitzen, ist nicht nur in der Frage der Fortpflanzung und Volksvermehrung, sondern auf allen Gebieten des nationalen Lebens abhängig von der Lebendigkeit der Gewissen. Volksgewissen und Personalgewissen, so sehr sie sich auf der einen Seite bedingen, sind andrerseits doch sehr verschieden geartete Größen. Das eine hat es mit der Moral des Privatlebens oder der bürgerlichen Sittlichkeit zu tun; die moralische Instanz des

*) Friedrich Naumann, Neudeutsche Wirtschaftspolitik.

andern ist der innere Pflichtzwang des nationalen Gedankens. Der Deutsche hat ein sehr mangelhaftes nationales, aber unter allen großen Völkern zweifellos das am höchsten entwickelte persönliche Pflichtgefühl, und wenn wir die Antwort auf die Frage suchen, woher trotz aller äußeren und inneren Hindernisse der Aufschwung Deutschlands stammt, so kann die Antwort nur lauten: eben aus dieser Quelle! Nicht weniger hoch steht die Intensität der deutschen Arbeit. Kein Volk innerhalb des abendländischen Kulturkreises ist so willig zur Arbeit um der Arbeit willen wie wir, und wenn wir sie als einen aus materiellen und aus sittlichen Elementen gleichmäßig entstehenden Lebensvorgang ansehen, so können wir kühn behaupten, daß in keinem Lande der Welt so viel, so pflichtgetreu und so exakt gearbeitet wird, wie in Deutschland, und wir können hinzufügen: nirgends sind die Anforderungen an die Gewissenhaftigkeit der Arbeitsleistung so hoch wie bei uns.

Dieses Prinzip durchdringt gleichmäßig alle Gebiete des deutschen Lebens. Daß unser Schulwesen, vielleicht mit Ausnahme des dänischen, am höchsten auf der Welt entwickelt ist, vermag niemand zu bestreiten. Man kann auf dem Gebiet der Volksschule in den östlichen Provinzen Preußens auf allerlei Unerfreuliches hinweisen, aber im ganzen marschieren wir trotzdem von der Elementarschule bis zur Universität an der Spitze der Nationen. Unsere Großindustrie, die erst wenige Jahrzehnte alt ist, und die sich zuerst in einzelnen ihrer Anfänge das Urteil „billig und schlecht" gefallen lassen mußte, steht an durchschnittlicher Leistungsfähigkeit nur noch wenig hinter der englischen zurück, die auf eine Schule von zwei Jahrhunderten zurückblickt. In allem aber, was mit der modernen Entwicklung der rechnenden und experimentierenden Natur-

wissenschaft zusammenhängt: angewandte Chemie, Physik, Elektrizität und Verwandtes, sind wir im Begriff, nicht nur die wissenschaftliche, sondern auch die gewerbliche Führung zu gewinnen. Unsere technischen Unterrichtsanstalten produzieren auf diesem Gebiet eine so große Menge von Kräften, die im Durchschnitt fähig sind, so hohen und noch fortgesetzt steigenden Anforderungen zu genügen, daß selbst die Engländer sich außerstande sehen, ihnen etwas Ähnliches an die Seite zu stellen. Nicht, daß die Spitzen der Wissenschaft in England, Amerika oder Frankreich weniger leisteten als in Deutschland, oder daß die mittlere Begabung für die Technik dort geringer wäre als bei uns, aber die Organisation und die breit und tief ausladende wissenschaftliche Fundamentierung des Massenunterrichts haben uns bisher weder die Angelsachsen noch die Romanen nachmachen können. Das englische System der mehr praktischen, auf einer reichen Summe nutzbringender Erfahrungen beruhenden Ausbildung kommt allmählich vor der zunächst langsam, aber mit größerer Gründlichkeit und exakterer Bildung nachrückenden Phalanx der deutschen Chemiker, Elektrotechniker und sonstiger gewerblich-wissenschaftlicher Arbeiter ins Hintertreffen. Schon erheben sich darum drüben Stimmen der Besorgnis, die mit beginnender Angst auf die überlegene Schulung der Deutschen hinweisen. Unser siegreiches Vordringen beschränkt sich aber nicht auf die genannten Gebiete, sondern der Kreis, in dem wir erst Vollgültiges, dann Überlegenes leisten, wird immer weiter. Im Jahre 1881 ließ der Norddeutsche Lloyd seinen ersten Schnelldampfer für den Personenverkehr zwischen Europa und Amerika bauen, die „Elbe", mit etwa 4500 Registertonnen Gehalt; nach heutigen Begriffen also ein kaum mittelgroßes Ozeanschiff. Damals, vor dreißig Jahren, gab es noch keine deutsche Werft, der ein solcher Bauauftrag hätte gegeben werden können, und der

Lloyd mußte die englische Werft von Elder & Co. damit betrauen! Der erste Mann, der es wagte, größere deutsche Kriegsschiffe auf deutschen Werften bauen zu lassen, war zu Anfang der achtziger Jahre der Admiral v. Stosch. 1885 entschloß sich der Lloyd, die Bedingung anzunehmen, an die der Reichszuschuß für den Postdienst nach Australien und Ostasien geknüpft wurde: die Schiffe müßten in Deutschland aus deutschem Material gebaut werden. Sechs Jahre später ließ die Hamburg-Amerika-Linie den Schnelldampfer „Fürst Bismarck" vom Stapel, der gleich bei seiner ersten Ausreise nach Amerika die schnellste bis dahin gemachte Fahrt über den Ozean vor sich brachte. In England wie in Amerika war man geradezu konsterniert über diesen Aufschwung der deutschen Schiffbau-Industrie, die man zehn Jahre vorher als kaum vorhanden betrachtet hatte. Dieselbe Erfahrung mußten die Engländer machen, als sie unmittelbar nach dem russisch-japanischen Kriege den Dreadnought-Typus im Kriegsschiffbau aufstellten. Sie glaubten, daß wir nicht imstande sein würden, sofort zu folgen, und daß sie auf diese Weise einen entscheidenden Vorsprung gewinnen würden. Das Gegenteil war der Fall. Wir kamen ohne weiteres nach, und heute ist das schnellste und das am vollkommensten armierte große Kriegsschiff der Welt ein deutsches.

Was ist es, das uns diesen beispiellosen Fortschritt ermöglicht hat? Nichts anderes, als die wissenschaftlich exakte und von unübertroffenem Pflichtgefühl angefeuerte Intensität unserer Arbeit. Stände hinter der Präzision und der technischen Vollendung unseres Könnens auf diesem Gebiet auch noch das entschlossene Wollen eines großen und einheitlichen nationalen Pflichtgefühls, so könnte der deutsche Gedanke einen Flug in die Welt hinaus nehmen, der ihn bald genug an die Seite des angelsächsischen bringen würde.

Wenden wir uns den übrigen Seiten des industriellen Lebens zu, so sehen wir, daß wir zwar noch in einem Übergangsstadium stecken, aber im Begriff sind, die Fortschritte zu machen, die, wenn sie glücken, uns einen hohen Platz unter den Industrievölkern sichern werden. Jede Großindustrie hat damit angefangen, daß sie Gegenstände des Massengebrauchs billiger herstellte, als es der Handbetrieb vermochte. Darunter pflegte sowohl der reelle, als auch der ästhetische Wert des einzelnen Stücks zu leiden, aber die größere Wohlfeilheit entschied. Wir erleben heute die Überschwemmung der alten überseeischen Kulturländer, in denen bisher eine solide handarbeitende Technik geherrscht hat, mit großindustrieller Massenware: die wundervoll geknüpften Teppichtaschen, in denen turkmenische und persische Bräute ihre Aussteuer mitbekamen und an denen sie viele Jahre arbeiteten, werden durch grellbunt lackierte Blechkisten aus russischen Fabriken ersetzt, und das kunstvolle einheimische Gewebe der Javanen weicht dem billigsten modernen Kattun. Es wird aber nicht mehr lange dauern, so wird die Fabrikation solcher Massenartikel in jenen Ländern selbst ihren Sitz aufschlagen, und ebenso zeigt uns die Erfahrung, daß die Neuländer der europäischen Kultur jenseits der Ozeane, von Nord-Amerika bis nach Argentinien und Neu-Seeland, die sich erst damit begnügten, uns mit ihrem Korn, ihrer Wolle, ihrem Fleisch zu überschütten und unsere Industrieerzeugnisse in den Tausch zu nehmen, jetzt Fabriken bauen und hohe Zollmauern zum Schutz ihrer aufkommenden Gewerbetätigkeit errichten. Was diese Wirtschaftsgebiete, die keine eigne alte Kultur oder keinen ursprünglichen Zusammenhang mit der europäischen Industriekultur haben, auf diesem Wege allenfalls erreichen können, das wird für absehbare Zeit aber nur Befriedigung ihres Konsums an allerlei Massenartikeln sein. Zur Herstellung qualifizierter Waren bedarf es nicht nur der Arbeits-

kräfte und des Kapitals, sondern auch eines Quantums von Tradition, Geschmack, von technischem und geistigem Können, das erst in einer Folge von gewerblichen Generationen erworben werden kann. Damit ist uns unser Weg vorgezeichnet. Wollten wir immer nur überwiegend Massenware für den Weltmarkt arbeiten, so müßten wir, um weiter mit der aufkommenden Eigenindustrie unserer überseeischen Absatzgebiete zu konkurrieren, diese stets von neuem unterbieten, stets billiger und billiger zu arbeiten suchen. Schließlich würden wir aber bei dieser Art von Wettbewerb doch diejenigen sein, denen zuerst der Atem ausgeht, weil wir nicht nur die Herstellungs-, sondern auch die Absatzkosten in die Ferne tragen müssen, und weil unsere höhere Kultur es uns verbietet, die Produktion auf Kosten der Lebenshaltung des arbeitenden Volkes unter einem gewissen Stand zu verbilligen. Wir müssen also rechtzeitig mit einem möglichst großen Teil unserer Exportindustrie auf Qualitätsware übergehen. Da bei der enormen Produktionsvermehrung auf der ganzen Erde fast alle wirtschaftenden Völker gegenwärtig wohlhabender werden, so wird es denjenigen, die imstande sind, besondere industrielle Qualitätswerte zu schaffen, an Absatz für solche nicht fehlen. Tauschen doch diejenigen beiden Völker Europas, die industriell am höchsten entwickelt sind, Deutschland und England, außer mit den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, die das Baumwollmonopol besitzen, miteinander größere Werte aus, als mit irgendeinem sonstigen Wirtschaftsgebiet.

Was ideelle Kulturfaktoren für das wirtschaftliche Leben bedeuten, sehen wir bei Frankreich, das überwiegend darum eine relativ hohe Stelle im Welthandelt behauptet, weil es nach allgemeinem Urteil vor den übrigen Produzenten den Vorzug des Geschmacks und der Eleganz besitzt, und weil von der Zeit seiner früheren politischen Vormachtstellung seine Sprache

noch den Rang einer Weltsprache behauptet. Wir werden nicht mit den Franzosen um diejenigen Preise ringen, die sie einstweilen noch mit Erfolg behaupten, aber wir werden uns sagen: unser Sieg wird, wie in denjenigen Industrien, die auf der technischen Anwendung des mathematisch-physikalischen Naturerkennens beruhen, so auch im Spinnen und Weben, in der Bearbeitung von Holz, Erden und Metallen, in der Anfertigung von Kleidern, Geräten, Maschinen, Waffen, Fahrzeugen usw. dadurch errungen werden, daß wir immer mehr Wissenschaft, immer mehr Exaktheit und immer mehr allgemeinen Kulturwert in immer besseres und edleres Material hineinarbeiten. Ein Hindernis für uns auf diesem Wege ist der mangelnde Sinn für die Qualität und für die Harmonie von Stoff und Form, den wir aus der Periode des Tiefstandes unserer nationalen Idee vom XVII. bis zum XIX. Jahrhundert in allen Dingen, des täglichen Gebrauchs überkommen haben. Erst muß man selber das Bedürfnis nach einer Umgebung von lauter guten Sachen, gutem Material, gutem Aussehen empfinden, bevor man daran gehen kann, solche Dinge für den Markt der Völker zu schaffen. Wir bessern uns aber zusehends, und wenn es erlaubt ist, auf eine einzelne zukunftsvolle Erscheinung hinzuweisen, so sei an dieser Stelle der „Deutsche Werkbund" genannt, der sich den Qualitätsfortschritt unseres Gewerbes zum Ziel gesetzt hat.

Wie schnell und wie glänzend die Erfolge kommen können, sobald das solide Fundament da ist, das zeigt uns ja der Weltruf unserer Schiffbauer und Elektrotechniker, von denen vor dreißig Jahren noch kein Mensch etwas gewußt hat. Für alles, was geschulte, gewissenhafte und disziplinierte Arbeit heißt, verfügen wir über einen so gewaltigen geistigen Fonds, daß kein Volk mit diesem Reichtum sich messen kann. Die immense Kraft, die hierin liegt, muß nur geweckt und entfaltet werden

durch die Befreiung unseres kulturellen Empfindens von den Folgezuständen unserer früheren Armut. Ist das geglückt, so kann das ideelle und mit ihm bald genug auch das materielle Arbeitskapital des deutschen Volkes das erste der Welt werden — wenn zu dem sittlichen Imperativ der Arbeit auch noch der opferwillige Gehorsam gegen das Gebot der nationalen Idee von uns hinzu erworben wird.

Wir haben das Lob unserer unter allen Völkern hervorragenden wissenschaftlichen Schulung verkündet und auf sie ein großes Stück unsrer nationalen Zukunftshoffnung gebaut. Wie verhält sich dazu die Menge der Klagen, die fast in allen Kreisen über die prinzipielle und praktische Ausgestaltung unseres Schulwesens erhoben wird?

Was soll die deutsche Schule leisten? Sie soll dem heranwachsenden Geschlecht nützliche Wissenswerte und ideale Erziehungswerte vermitteln. Daß der Wissensstoff, den unsere Volksschulen, Mittelschulen, Realanstalten, Gymnasien usw. verarbeiten, ein bedeutender ist, das unterliegt keinem Zweifel, trotz allerlei berechtigter Ausstellungen im einzelnen. Wer absolute Maßstäbe anlegt, der findet natürlich überall Anlaß zur Kritik, aber daß wir relativ, d. h. im Verhältnis zu den Leistungen andrer Länder, hochstehen, wird durch die sicherste Instanz, den Erfolg, bewiesen. Auch das Ausland erkennt unser Schulwesen als vorbildlich an, was Lehrstoff, Methode und Organisation betrifft. Es fragt sich nur, was die deutschen Schulen, höhere wie niedere, für den nationalen Gedanken leisten. Wollten wir bekennen: sie leisten sehr wenig, so wird man uns entgegenhalten, daß zur Betonung des „patriotischen" Moments im Unterricht und in Schulfeiern, Ansprachen, nationalen Gedenktagen usw. doch alles Mögliche und noch einiges darüber getan werde. Ganz richtig, sagen wir, es wird viel getan, ja nur zuviel, weil die Zeit und Mühe, die hierauf

verwendet wird, an den wirklich notwendigen Erfordernissen einer nationalen Erziehung zum großen Teil vorbei ins Leere trifft. Der offizielle deutsche Schulpatriotismus sieht es als seine Aufgabe an, die Schüler mit Begeisterung für das geeinte Vaterland und für die Taten und Persönlichkeiten zu erfüllen, durch die es dazu gekommen ist. Daß daneben in den Einzelstaaten von Preußen bis Lippe noch möglichst kräftig eine besondere dynastische Anhänglichkeit gepflegt wird und daß sich dabei die Geschichte mitunter wunderliche Verrenkungen gefallen lassen muß, wissen wir auch. Es liegt aber auf der Hand, daß mit dem bisherigen System, abgesehen von der Frage seines inneren Wertes, selbst äußerlich höchst mangelhafte Erfolge erzielt worden sind. Wenigstens wird man es nicht als einen Erfolg ansehen dürfen, wenn vierzig Jahre nach der Aufrichtung des Reichs jede dritte Wählerstimme für eine politische Partei abgegeben wird, die auf das stärkste ihre Anhänglichkeit an die Zustände in diesem Reich verneint. Von den vier Millionen sozialdemokratischer Wähler zum letzten Reichstage ist doch jeder einzelne sieben oder mehr Schuljahre hindurch dem Arbeitsgeräusch des patriotischen Apparats ausgesetzt gewesen, und wer wird behaupten wollen, daß es nur eine unbeeinflußbare, verhetzte und futterneidische Masse sei, die ihrer üblen Stimmung mit dem Stimmzettel Luft gemacht hat?

Der Fehler, der in unsrer Volkserziehung gemacht wird, ist der, daß die nationalen Werte der Jugend unter einem falschen Gesichtswinkel gezeigt werden. Sie wird gelehrt: so herrlich weit haben wir's dank unseren großen Fürsten und Führern gebracht, und das Erreichte müßt ihr wertschätzen und zu seiner Verteidigung Gut und Blut herzugeben bereit sein, gleich euren Vätern. Diese Art von Unterweisung entbehrt aber der eigentlichen nationalen Triebkraft, weil sie nicht imstande ist, ein ideales Zukunftsziel aufzustellen, an dem

jeder einzelne mit seinem Herzen beteiligt ist. Nach dieser Richtung ist zwischen der Schlacht von Salamis und der Schlacht von Sedan schließlich kein so großer Unterschied. Vor 1870 bildete die Einigung Deutschlands die Hoffnung, für die und durch die der deutsche politische Idealismus lebte, und nachher konnte sich die Generation, die die Siege des großen Jahres noch mit erlebt hatte, in der Erinnerung an jene Tage aufrichtig und von ganzer Seele begeistern. Das nächstfolgende Geschlecht, dem die Ereignisse nur noch in der Form geschichtlicher Darstellung übermittelt werden können, braucht aber mehr. Nationale Begeisterung kann sich überhaupt nicht auf die Dauer an etwas Erworbenem und Vorhandenen entzünden, sondern, wenn sie echt und kraftvoll sein soll, muß sie mit Vorwärtswollen und mit Zukunftshoffnungen durchtränkt sein. Das aber fehlt in unserer Erziehung. Wo ist die Jugend, der etwas von der Zukunft des deutschen Gedankens in der Welt erzählt wird? Was denken sich unsere jungen Leute dabei, wenn sie singen oder deklamieren:

und es mag an deutschem Wesen
noch einmal die Welt genesen —?

Gar nichts. Was nützt ihnen ein gelegentlich von noner Stelle fallendes Wort: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser" oder Ähnliches? Wie viele von uns, ob Alte oder Junge, Lehrende oder Lernende, haben wohl eine Vorstellung davon, daß eine neue Periode der menschlichen Entwicklungsgeschichte begonnen hat, und daß es sich für das deutsche Volk darum handelt, ob es im kommenden Weltalter Hammer oder Amboß sein soll? Sedan und die Kaiserproklamation von Versailles waren zwei große Momente in der deutschen Geschichte, aber ihr höchster Wert für uns besteht doch nicht darin, daß sie die

Einheit und das Reich geschaffen, sondern darin, daß sie uns infolge der Einigung gerade noch rechtzeitig den Zugang zum Wettbewerb der Weltvölker um die Gestaltung des Weltschicksals eröffnet haben! Wenn wir das nicht einsehen, so werden wir bald genug auf sie zurückblicken können, wie auf die Schlacht von Poitiers oder auf die Siege der Staufer in Italien.

Am Ende des XIX. Jahrhunderts waren die Angelsachsen im Begriff, mit Hilfe der enormen Fortschritte des Weltverkehrs und der Technik und gestützt auf ihre durch Jahrhunderte vorbereitete großartige Stellung, sich zur Weltherrschaft in dem Sinne aufzuschwingen, daß die politischen, ökonomischen und kulturellen Einwirkungen der abendländischen Zivilisation auf die übrigen Länder und Völker immer entschiedener zu Wirkungen der angelsächsischen Kultur und des angelsächsischen Interesses wurden. „Rapid wird die Welt englisch!" Diese Devise wehte bereits über den Ozeanen und Kontinenten außerhalb Europas — da erhoben wir Deutschen uns aus unserer vierhundertjährigen Ohnmacht. Wir handelten nach dem Spruch: Wenn dich deine rechte Hand ärgert, so haue sie ab und wirf sie von dir, es ist dir besser, daß du eins deiner Glieder missest, als daß dein ganzer Volkskörper verdorre" — und das Reich entstand durch Preußen. Nun kam, was wir erlebt haben: das schwindelnd schnelle Wachstum unsrer Zahl und Kraft. Was aber nicht mitwuchs, war die Einsicht in die Forderungen, die unser nationaler Gedanke für seine neue Zukunft erhob. Ohne 1870 war unser Schicksal klar: Kulturdünger für die überseeische Welt, bescheidene und umgrenzte Weiterexistenz als Nation in der Heimat. Die Einigung hat uns ohne unser Wissen und Wollen im letzten noch möglichen Moment die Hoffnung eröffnet, auch noch neben unsern Vettern jenseits der Nordsee und des Ozeans eine Welt-

nation zu werden, aber nur mit schärfster Anspannung unserer Kraft, mit entschlossener und kühner Verwertung aller unserer Fähigkeiten. Dagegen aber, daß die Welt mit einem Male nicht mehr nur vom englischen, sondern auch vom deutschen Wesen ihre Gestalt erhalten soll, bäumt sich das englische Bewußtsein auf. Zweifelnd und drohend schwankt es, ob es um seine Alleinherrschaft, deren es sich schon sicher glaubte, mit uns kämpfen soll oder nicht. Die beiden stärksten Völker auf der Erde sind vor eine furchtbar schwere Entscheidung über ihre Zukunft gestellt, und eins dieser Völker sind wir! Wo ist die Schule, die der Jüngling, das Mädchen mit einem deutlichen Empfinden von der Wucht dieser nationalen Schicksalsfrage verläßt?

Die Frage stellen, heißt sie beantworten. Wie soll unsere Schule unserem Nationalgefühl die richtige Nahrung geben, wenn sie ihren Blick auf Gegenwärtiges und Vergangenes statt auf das Zukünftige richtet? Und woher soll in ihr das Bild deutscher Zukunft Leben und Gestalt gewinnen, wenn die Vorstellung davon fehlt, daß nicht mehr die wenigen Tausend Quadratmeilen Europa, auf denen wir und unsere nächsten Nachbarn wohnen, Schauplatz der Geschichte der deutschen Idee sind, sondern daß es die Welt geworden ist. „Mein Feld ist die Welt" schreibt der hanseatische Kaufmann an sein Haus. Er denkt dabei an seinen Handel, aber wir müssen lernen, daß es nicht mehr die deutsche Ware, sondern der Inhalt des deutschen Gedankens selber ist, der sich kein engeres Gefäß mehr gefallen lassen kann als die Welt.

Gegenüber dieser großen Leere an nationalem Universalismus, die unser ganzes Bildungswesen aufweist, ist es wirklich nicht die oberste Frage, ob wir das Gymnasium oder Schulen ohne klassische Unterrichtsfächer bevorzugen sollen. Was nottut, ist nur, daß Erziehung und Unterricht eine lebendig machende

Wirkung in Hinsicht auf die nationale Idee erhalten. Wir sind nicht so glücklich wie die Engländer und Amerikaner, denen schon ihre politische Gegenwart erlaubt, den nationalen Idealismus ihrer heranwachsenden Jugend mit dem Hinweis auf Erdteile und Weltmeere zu nähren, über denen die angelsächsischen Banner wehen, an deren Gestaden Hundertmillionen-Völker von angelsächsischer Kultur beeinflußt und durchdrungen werden. Für die englische Schule ist es gar keine besondere Aufgabe, den nationalen Gedanken zu pflegen; das tut sie von selber, weil der Schulbetrieb so gut wie alles sonstige Leben des englischen Volks in den nationalen Expansionsgedanken eingetaucht ist wie der Mensch in die Luft, die er atmet. Die englische Jugend wächst heran in dem selbstverständlichen Gefühl, daß die Welt, mindestens die überseeische Welt, und das Interessengebiet des englischen Volkes identische Größen sind. Um das zu erfassen, bedarf es für sie keines Lernens, sondern nur des Sehens und Erlebens. Die Weltkarte ist bedeckt mit englischem Rot; kaum eine Familie wird es in England geben, von der nicht Angehörige oder Verwandte, Söhne, Töchter, Vorfahren durch den Staats- und Heeresdienst, durch Seefahrt, Handel, Forschung, Mission nach Indien, Amerika, ans Kap der guten Hoffnung, nach Innerafrika, Australien, China gebracht worden sind.

Aus welchen Fernen auch immer ein Engländer in den Schoß seiner Heimat zurückkehrt — von überall her bringt er die Erfahrung mit und pflanzt sie seinem heimischen Lebenskreise ein: die Welt wird englisch. Wer wollte bestreiten, daß es im Vergleich hierzu nicht nur für unsere Schule, sondern für die große Mehrzahl von uns allen eine viel, viel schwierigere Sache ist, nicht durch Sehen und Erleben, sondern durch Lernen und Nachdenken, durch Hinhören auf die Sprache der Tatsachen und Zahlen, bis zur Entschlossenheit des nationalen Wollens hin-

durchzudringen und uns von der Begeisterung umfangen zu lassen, die das Wissen um ein großes Ziel gewährt? Trotzdem, die heutige und die Jugend des nächsten Geschlechts müssen einer Erziehung in diesem Sinne teilhaftig werden, oder sie werden ihren Kindern von der Weltaufgabe der deutschen Idee nichts mehr zu erzählen haben.

All das mußten wir über die deutsche Schule sagen, trotzdem wir vorher bekannt haben und das Bekenntnis wiederholen, daß es die Wirkungen unseres Bildungswesens von der Volksschule bis zu den Universitäten und technischen Spezialanstalten höchster Ordnung gewesen sind, die uns zu unserm heutigen Können emporgehoben haben. Keine von den imposanten Höchstleistungen unserer Wissenschaft und Industrie ist denkbar ohne den einzig in der Welt dastehenden Unterbau unserer Gemeindeschulen, Gymnasien und Realanstalten. Sie liefern in einer nach oben immer enger und schwieriger werdenden Konkurrenz das unendliche Menschenmaterial, das zur Auswahl für die leitenden Stellen und für die Besetzung ihrer Hilfsposten notwendig ist. Sie ermöglichen es uns, selbst die untersten Plätze im Getriebe unseres wirtschaftlichen und staatlichen Lebens mit gut geschulten Kräften auszufüllen. Gerade das ist es, worauf letzten Endes für den Erfolg des Völkerwettbewerbs am meisten ankommt: der hohe Durchschnitt der Schulung. Und doch konnte uns das Bekenntnis nicht erspart bleiben: wenn ihr nicht hingeht und zu alledem noch nationale Erkenntnis und nationales Wollen lernt, so vermögen alles Pflichtgefühl, aller Eifer und alle Gewissenhaftigkeit in der Arbeit, alle Schulen und Hochschulen euch wohl bis an die Pforte zu bringen, die zu den Weltvölkern führt, aber ihren Riegel können sie euch nicht öffnen!

Unsere Arbeit ist es, in der wir Deutsche uns selbst erkennen! So fassen wir zusammen, was wir über das Pflicht-

gefühl und den Willen zu gewissenhafter Schulung gesagt haben, die den Deutschen als unpolitisches Einzelwesen auszeichnen. Dieselben Kräfte und denselben Erfolg sehen wir dort hervortreten, wo das deutsche Volk nicht Schiffe und Maschinen baut, nicht sein Wissen, seine Bildung und gewerbliche Schulung erwirbt, sondern den Organismus seiner Wehrkraft zu Lande und zu Wasser gestaltet. Dies ist ein Stück unseres nationalen Lebens, auf das wir mit ganz besonderem Stolze hinblicken dürfen. Wir wissen, wie gefährlich es ist, in einem falschen militärischen Sicherheitsgefühl zu leben, den möglichen Gegner zu unterschätzen und seine möglichen Vorzüge sich nicht klarzumachen. Auch bei ruhiger Abwägung dessen, was unsere Nachbarn voraussichtlich zu leisten imstande sind, werden wir aber doch sagen dürfen, daß wir jedem einzelnen von ihnen, auch abgesehen von den Heereszahlen, durch die inneren Eigenschaften unsrer Armee unbedingt überlegen sind.

Rußland hat in der Probe seines Kampfes mit Japan gezeigt, daß es nicht mehr imstande ist, den Anforderungen zu genügen, die ein großer moderner Krieg an die moralisch-psychologischen Fähigkeiten und das organisatorische Vermögen der Truppe wie der Führer stellt. Noch schärfer hat sich in seiner Niederlage zur See erwiesen, daß die Herstellung wie die Beherrschung eines so unendlich komplizierten und schwierig zu handhabenden Gebildes, wie ein modernes Kriegsschiff oder eine ganze Flotte es ist, über das russische Können hinausgeht. Land- und Seekrieg sind heute etwas anderes geworden, als sie zur friederizianischen und napoleonischen Zeit waren. Es bedarf nicht mehr allein der Tapferkeit und strategischen Geschicklichkeit, sondern es bedarf auch einer so vollkommenen Exaktheit in der Vorbereitung der Kriegswerkzeuge und einer so großen Fähigkeit zur Lenkung eines gegen

früher unendlich größeren mechanischen und moralischen Apparats in der Gefechtsführung, daß eine Nation, die geistig so unentwickelt und mit so starken ethischen Defekten ihrer Oberschicht behaftet ist, wie die Russen, nicht mehr mit zu konkurrieren vermag. Rußland kann daher allein für sich einen Krieg mit einer europäischen Großmacht ersten Ranges nicht mehr führen, und am allerwenigsten würde sich sein Heer mit dem unsrigen messen können, das alle jene Vorzüge, die mit unsrer Naturveranlagung auf das glücklichste zusammentreffen, in ausgezeichnetem Maße besitzt.

Unser anderer gegnerischer Nachbar, das französische Volk, ist kulturell vielleicht den Anforderungen heutiger Kriege ebensogut gewachsen wie wir, aber die militärische Psychologie der Franzosen ist mehr für den Elan, als für die Methodik des Krieges geeignet. Vor allen Dingen kann kein Zweifel darüber sein, daß die nationale Opferwilligkeit Frankreichs immer noch eine sehr hohe ist. Auf die Gewissenhaftigkeit in jedem einzelnen militärischen Betriebe während des Friedens und auf die militärische Genauigkeit des Pflichtgefühls schon im Frieden an jeder einzelnen verantwortlichen Stelle kann sich aber das französische Volk offenbar weniger verlassen als wir. Die bekannten Vorkommnisse in der französischen Flotte sprechen in dieser Beziehung sehr deutlich.

Den hohen Grad von Pflichttreue und bis ins kleinste gewissenhafter Präzision, der unsere technisch-industriellen Leistungen so mächtig sich hat entwickeln lassen — er hat auch aus unserem kriegerischen Verteidigungswesen zu Wasser und zu Lande einen Organismus von größerer Vollkommenheit gemacht, als ihn sonstwo ein Volk mit denselben Mitteln, aber mit anders gearteten sittlichen Eigenschaften hätte schaffen können. Unsere Arbeit, unsere Wissenschaft und unsere Rüstung sind die drei wahrhaft großen Dinge, die wir

besitzen, und wenn es noch eines Beweises dafür bedurft hätte, daß unsere Fähigkeiten dazu ausreichen, innerhalb dieses Kreises auch ganz neue Gebiete mit Erfolg einzunehmen, so würde unsere Seewehr ihn liefern. Noch vor zwanzig Jahren war die deutsche Flotte nicht viel mehr als eine Attrappe, höchstens geeignet, überseeischen Raubstaaten dritten Ranges Respekt einzuflößen, und in England hielt man es überhaupt für undenkbar, daß die deutsche Marine je eine beachtliche Größe im Vergleich zur britischen werden sollte. Erst als unsere Seemacht wirklich zu wachsen anfing und immer bestimmtere Proben über die Vollkommenheit des Materials und die Leistungsfähigkeit der Mannschaften ablegte, fing die englische Unruhe an. Recht überlegt ist es auch kein Wunder, daß die Engländer es zunächst für unmöglich hielten, in so kurzer Zeit eine Seemacht von solchem Gefechtswert, wie ihn unsere Flotte in kurzer Zeit besitzen wird und teilweise schon heute besitzt, aus dem Nichts ins Leben zu rufen, denn diese Leistung steht ebenso beispiellos da und ist ebenso nur unter deutschen Verhältnissen möglich gewesen, wie das Wachstum unseres Handels und unserer Industrie. Nachdem einmal der richtige Weg gefunden war, vollzog sich der Fortschritt mit automatischer Präzision. Schiff auf Schiff, Besatzung auf Besatzung wurde in Dienst gestellt, und jede neue Leistung unserer Technik im Kriegsschiffbau wurde vollkommener als die vorhergehende. Schiffe in großer Zahl zu bauen ist schließlich nur eine Frage der Staatsfinanzen und der Technik; aber aus Schiff und Mannschaft eine lebendige, schlagbereite Einheit zu machen und aus einer großen Zahl solcher Einzel-Einheiten höhere Verbände, die wie organische Körper nach einem Plan und Willen fahren, manövrieren und fechten können, das ist um soviel schwerer, daß man sagen kann: ein Volk von geringerer Präzision in seiner Arbeit und geringerer Gewöhnung an absolute Pflichtdisziplin als das deutsche, hätte diese Riesenleistung

nicht zuwege bringen können. Daß wir uns hiermit kein Phantasiebild vormalen, dafür besitzen wir ein so kompetentes Zeugnis wie die steigende Sorge der Engländer, die doch die Leute dazu sind, zu beurteilen, was eine Seemacht wert ist.

Wäre statt uns ein anderes Volk, mit Instinkten, die stärker und geschlossener auf das Wirken der nationalen Idee ins Weite hinzielen, im Besitze unsres kriegerischen Könnens — es würde klaren Blicks und festen Willens den Weg beschreiten, den ihm seine weltgestaltende Kraft zu gehen erlaubt. Vor allen Dingen aber würde sein nationales Bewußtsein in keinem andern Punkte einheitlicher sein, als in dem Stolz auf seine Wehrkraft und in dem Glauben an die Notwendigkeit, diese Kraft bis an die Grenze des Möglichen zu entwickeln: um des Augenblicks willen, wo sie für die nationale Zukunft entscheidend sein wird! Welch ein Bild aber gewahren wir, wenn wir an das Verhalten unsrer Parteien zum Heer und besonders zur Flotte denken! Nicht nur bei solchen, denen die Opposition Daseinselement oder eine Regierungsforderung von Anfang an ein Handelsobjekt ist, sondern bis tief in die Reihen derjenigen von uns, die sich als bedingungslos „national" betrachten, als aufrichtige Freunde der Armee und der Marine, klingt das mißtrauische Feilschen und zaghafte Fragen: Was darf uns unsere nationale Zukunft kosten? Von welchem Steuerbetrag an wird mir das Wachstum des deutschen Volksgedankens in der Welt zu kostspielig? Wieviel Alkohol und Tabak muß ich mir noch zu bequemem Preise leisten können, damit nicht im Ärger über den Bierpreis alle Flottenbegeisterung ertrinkt? Heer und Flotte kosten dem deutschen Volke heute zusammen 1260 Millionen Mark, 19 Mark und 20 Pfennige auf den Kopf der Bevölkerung. Schnaps, Bier und Wein kosten ihm 4 Milliarden, also mehr als dreimal soviel, über 62 Mark auf den Kopf;

nimmt man noch den Tabak dazu, so wird es darauf hinauskommen, daß der Deutsche für diese reinen Genußartikel viermal soviel aufwendet, als für Heer und Flotte!

Wir haben gesehen, mit welcher Schnelligkeit unser Wohlstand zunimmt, und daß er sich in rascherer Progession vermehrt, als die Lasten für Armee und Marine. Wir sahen weiter, wie vortreffliche Werkzeuge nationaler Wehrfähigkeit wir zu schaffen vermochten und mit welcher Sicherheit es uns vor allem geglückt ist, in unglaublich kurzer Zeit eine Kriegsflotte ins Leben zu rufen, vor der sich sogar die alte Herrscherin der Meere, England, zu sorgen anfängt. Und da sitzen Millionen und Abermillionen deutscher Stammtischphilister und jammern: wo soll das hin mit dem entsetzlichen Militarismus! Lieber weniger Schiffe und weniger deutsche Zukunft als einen Groschen weniger fürs Bier! Wenn das so bleibt, dann werden wir uns eines Tages sagen müssen: Trotz aller persönlichen Tüchtigkeit, trotz aller Schulung, Arbeit und Pflichttreue im einzelnen, sind wir als Volk doch nicht dazu gelangt, deutsche Art in der ganzen Welt lebendig zu machen, weil Einsicht und Wille fehlten, auch noch das letzte zu tun, und die Kraft in Wirkung zu verwandeln. Wer fühlte sich hier im Vergleich mit andern Nationen nicht an jenen Schmerz erinnert, den Goethe empfand: „bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im einzelnen, und so miserabel im ganzen ist"!

Pflicht und Arbeit bilden vereint den positiven Pol des deutschen Wesens; Zielosigkeit des nationalen Wollens den negativen. Dazu kommt der Kampf des entsittlichenden Klassenideals gegen den Volksgedanken. Was die aufbauenden Kräfte schaffen, das droht in seinem Endzweck durch die Unfruchtbarkeit unseres Volksgeistes an gestaltender Kraft

und durch den unser nationales Gewissen zerrüttenden Götzendienst der Kaste wieder wirkungslos gemacht zu werden. Die Last dieses Erbes hat uns durch die Jahrhunderte unserer Geschichte hindurch gedrückt und sie drückt uns bis heute. Das sehen wir nur zu deutlich, wenn wir uns jetzt von der Bewährung unsrer deutschen Art im schaffenden Gewerbe, in Wissenschaft, Schule und Waffenwesen unserm staatlichen Leben zuwenden. Auch hier werden wir eine immense Arbeitsleistung und die Kraft gewissenhafter Pflichterfüllung bewundern dürfen, aber gleichzeitig die Wirkungen der nationalen Charakterfehler wiederfinden, die wir an uns beklagen müssen.

Man kann die abendländischen Kulturvölker danach einteilen, ob sich in ihrer politischen Organisation mehr der Beamtenstaat oder mehr die Selbstverwaltung ausgebildet hat. Mag es sich aber um Selbstverwaltung oder Beamtenregierung, um autokratische oder um parlamentarische Staaten handeln — überall sind wir gewohnt, die innere Gesundheit der staatlichen Verhältnisse danach zu bemessen, ob oder wie weit die Vertreter der öffentlichen Ordnung der Versuchung zugänglich sind, ihr Amt für Privatvorteile zu mißbrauchen. Gegen Verderbnis des Beamtentums ist an sich weder Selbstverwaltung noch Bureaukratie ein Heilmittel. Ob dem bureaukratischen und absolutistischen Rußland oder dem demokratischen Selbstverwaltungskörper von New York der Preis in der öffentlichen Korruption gebühre, wird schwer zu entscheiden sein; andererseits steht in Preußen wie in England, diesen beiden Antipoden in der Form der Staatsverwaltung, der Beamte auf derselben Höhe moralischer Intaktheit. Welch einen gewaltigen Unterschied es ausmacht, ob Korruption oder Gewissenhaftigkeit im Beamtentum eines Landes herrscht, kann nur der ermessen, der das selber praktisch kennen

gelernt hat, und je reicher die Erfahrung ist, die jemand auf diesem Gebiete besitzt, desto mehr wird er davon überzeugt sein, daß absolute Ehrlichkeit der Beamten eine große Seltenheit im Staatsleben und eine enorme moralische Leistung derjenigen Nation ist, die sich ihrer rühmen kann. Das Verdienst ist um so größer, je stärker dabei der Bureaukratismus im Staatsleben und je umfassender die Machtvollkommenheit des Beamtentums ist. Wenn man sich vorstellt, wie nach dieser Richtung hin die Dinge in Deutschland liegen, so muß man sagen: mit einem andern Material als es uns zu Gebote steht, wäre es überhaupt unmöglich gewesen, einen Apparat wie das deutsche Beamtentum zu schaffen. Allerdings spielt auch hierbei ein menschliches und spezifisch deutsches Moment seine Rolle. Es heißt, der deutsche Beamte sei schlecht bezahlt. Das ist er, wenn man die glänzenden Bezüge seines englischen und die illegalen Nebeneinkünfte seines russischen Kollegen mit seinem Gehalt vergleicht. Unsere Beamten wie unsere Offiziere bekommen aber nur die Hälfte ihres Gehalts in bar. Die andere Hälfte wird ihnen in Gestalt ihrer sozialen Vorzugsstellung und der sich daraus ergebenden Vorteile für Verheiratung, äußeres Ansehen usw. gezahlt. Bei uns spielt das höhere Beamtentum so unbestritten eine führende Rolle, daß darin ein starker Ausgleich für das schmale Gehalt liegt. Können doch selbst die Bezüge unserer Gerichtspräsidenten und Staatssekretäre für englische Begriffe nur ein mitleidiges Lächeln erwecken. Das Faktum aber, einer sozial gehobenen Sonderklasse anzugehören, übt bewußt oder unbewußt auf jeden Deutschen eine so starke Wirkung aus, daß ihm der Staatsdienst auf alle Fälle erstrebenswert erscheint.

Selbst aber wenn wir dieses weniger ideale Motiv mit in Rechnung stellen, bleibt doch eine so große aus dem deutschen Charakter fließende Summe sittlicher Tüchtigkeit in unserem

Beamtentum übrig, daß wir zurzeit darauf vertrauen dürfen: Dies Stück unseres nationalpolitischen Organismus ist von solcher Festigkeit, daß ihm starke Belastungsproben zugemutet werden dürfen. Auch die Mängel, die dem bureaukratischen Verwaltungsprinzip nach seiner Natur anhaften und von denen das deutsche Beamtentum eben deshalb nicht frei sein kann, weil es ein stark bureaukratischer Organismus ist, können unser Urteil nicht erschüttern, daß es eine starke Verkörperung der idealen Kräfte darstellt, die uns als Volk eignen. Und trotzdem gibt es auch innerhalb unseres Beamtentums an einer Stelle, die das sittliche Fundament unserer öffentlichen Zustände berührt, eine gefährliche Schwäche. Sie hängt mit jenem Übel zusammen, das, wenn es auch von jeder Art differenzierter menschlicher Gemeinschaft unzertrennlich ist, für uns Deutsche doch eine viel größere Gefahr bildet als für andere Völker: der Versuchung, dem Klassengefühl gegenüber dem nationalen Gesamtinteresse in unerlaubter Weise nachzugeben.

Der deutsche Beamte ist in seiner Art ein ebenso vollkommener Typus, wie der deutsche Arbeiter, Wissenschaftler, Schulmann, Soldat oder Offizier. Beamtentum ist aber noch nicht identisch mit dem Staat. Es dient dem Staat, doch es trägt und erhält ihn nicht. Der Staat ist seiner Idee nach dazu bestimmt, den nationalen Gedanken zu verwirklichen. Ohne staatliche Stärke kann der Volksgedanke nur ein schattenhaftes Dasein führen. Die Aktionskraft eines jeden staatlichen Organismus ist aber, abgesehen von dem äußeren Schwergewicht des politischen Körpers, durch die Kraft bedingt, mit der in den staatlichen Ordnungen die Unterwerfung des Sonderinteresses einzelner Stände, Klassen und Personen unter das Gesamtwohl zum Ausdruck kommt.

Aus dem Staatsgedanken, wie wir ihn verstehen, folgt, daß die staatlichen Einrichtungen erstens dem Zweck der Erziehung jedes einzelnen zur bewußten und freien Mitarbeit an der Entwicklung des Volksganzen angepaßt sein müssen, und zweitens, daß sie nicht dazu mißbraucht werden dürfen, dieser oder jener Klasse egoistische Sondervorteile auf Kosten der Allgemeinheit, d. h. auf Kosten der nationalen Idee, zu verschaffen. Dies ist der Punkt, wo die persönliche sittliche Tüchtigkeit eines jeden von uns durch die Sittlichkeit der politischen Zustände im ganzen ergänzt werden muß, wenn anders die volle nationale Leistungsfähigkeit sich entfalten soll.

Den höchsten politischen Sittlichkeitsstand unter allen Völkern haben die Engländer erreicht, denn bei ihnen dienen die öffentlichen Einrichtungen am vollkommensten der Fruchtbarmachung aller Einzelkräfte für das Ganze, und bei ihnen kann am wenigsten davon gesprochen werden, daß Sondergruppen im Volke die öffentlichen Institutionen zu ihrer privaten Bequemlichkeit und Bereicherung handhaben. Daß dieses Urteil nur relativ gilt, daß auch dem öffentlichen Leben Englands moralisch bedenkliche Dinge nicht fremd sind, und daß die englische Nation erst nach heftigen inneren Kämpfen, die bis in die neuere Zeit hinein dauerten, ihre jetzige Höhe erreicht hat, mag für diejenigen, denen diese selbstverständliche Einschränkung Bedürfnis ist, noch besonders bemerkt werden.

Soll es in der Wirklichkeit des politischen Lebens dahin kommen, daß eine einzelne Klasse imstande ist, Staatseinrichtungen für ihren speziellen Vorteil arbeiten zu lassen, so müssen notwendig zwischen ihr und dem Beamtentum nahe und wirksame Beziehungen existieren. Solche sind bei uns zwischen dem grundbesitzenden Adel und der höheren Verwaltung vorhanden. Es ist unmöglich zu leugnen, daß eine unverhältnismäßig große Anzahl der bedeutenderen Stellungen im Staats-

dienst von dieser Klasse mit ihren Angehörigen besetzt wird, und es wäre ebenso unwahrscheinlich wie unnatürlich, wenn sich daraus nicht auch weitere praktische Wirkungen zum Vorteil des Großgrundbesitzertums ergeben sollten. Solange es sich dabei um Politik handelt, ist es Sache der benachteiligten Parteien, dagegen anzukämpfen; kommen aber Fragen der öffentlichen Moral ins Spiel, so unterliegen sie dem Urteil des Volksgewissens.

Bei uns liegt dieser Fall insofern vor, als sich zwischen den ländlichen Grundbesitzern, adligen wie nichtadligen, und einer bestimmten Beamtenkategorie in einer Hinsicht Verhältnisse herausgebildet haben, deren moralische Bedenklichkeit den Beteiligten wohl nur selten ganz zum Bewußtsein kommt, die aber trotzdem höchst gefährliche Folgen für die innere Gesundheit unseres Volkskörpers zeitigen müssen, wenn ihnen nicht recht bald und recht gründlich ein Ende gemacht wird. Es handelt sich dabei um eine der ersten und selbstverständlichsten Pflichten jedes Staatsangehörigen für die Gesamtheit: die Steuerleistung, und wenn wir auch vor allen Dingen an die Zustände in Preußen denken, so sind diese doch ärgerlich und zugleich wichtig genug, um in ganz Deutschland Aufmerksamkeit und Mißstimmung hervorzurufen. An sich haben vermutlich Angehörige aller Stände gleichen Anteil an dem intellektuellen und sittlichen Defekt des Nationalbewußtseins, aus dem die Versuchung entspringt, sich zu gunsten der eigenen Tasche den Leistungen für die Staatsnotwendigkeit, soweit es geht, zu entziehen. Wenn aber eine Klasse von Staatsangehörigen nicht nur durch ihre tatsächliche Haltung die Vermutung erweckt, daß sie, wo es sich um Opfer für den Staat handelt, eine eigene Moral für sich beansprucht, sondern auch ihr besonderes Verhältnis zur Ver-

waltung dazu benutzt, andere für sich zahlen zu lassen, so muß im Namen der nationalen Idee auf das schärfste dagegen protestiert werden.

Es ist das nicht hoch genug zu wertende Verdienst von Delbrück, darauf hingewiesen zu haben, nicht etwa, daß die steuerliche Selbsteinschätzung in unsern agrarischen Kreisen um so viel unaufrichtiger ist, als bei manchen andern Besitzenden, sondern daß die Unterveranlagung auf dem Lande als eine selbstverständliche Gewohnheit betrachtet wird, und daß sie in enger Verbindung mit der Rolle der staatlichen Verwaltungsbeamten, der Landräte, bei der Steuereinschätzung steht. Daß gewaltige Unterveranlagungen stattfinden und daß die loyalen Steuerzahler den Ausfall mit decken müssen, der dadurch entsteht, kann nach dem überwältigenden Material, das Delbrück hierfür beigebracht hat, gar nicht bezweifelt werden. Allerdings hat es auch schon vorher jedermann gewußt, der in näherer Berührung mit den Dingen stand; aber durch Delbrück ist die Angelegenheit in ein Stadium gebracht worden, bei dem es sich einfach um die öffentliche Moral in Deutschland handelt. Sie darf darum nicht eher zur Ruhe kommen, als bis sie befriedigend erledigt ist, wenn wir nicht die Überzeugung gewinnen sollen, daß bei uns staatliche Lasten und Rechte nach einer besonderen agrarischen Klassenethik verteilt seien. Nicht ob der städtische dem ländlichen Besitz mit größerem Recht Steuerhinterziehung vorwerfen darf oder umgekehrt, steht, wie gesagt, in Frage — gesündigt wird auf beiden Seiten — sondern daß die laxere, die Staatspflicht für sich als unverbindlich betrachtende Anschauung als besonderes Klassenmerkmal auftritt, ist das eigentlich demoralisierende Moment. In die steuerliche Wirklichkeit wird es dadurch übergeführt, daß die Organe der Verwaltung

auf dem Lande nicht recht geeignet sind, das Übel zu fassen. Dem Landrat ist es häufig durch soziale Zugehörigkeit zur agrarischen Schicht, durch die festeingewurzelte, fast zum Bestand der agrarischen Weltanschauung gewordene Gewohnheit des Selbstdispenses von der richtigen Deklaration, durch den eigentümlich politischen Charakter seines Amts oder durch Rücksichten auf seine Laufbahn so erschwert, der Steuereinschätzung einen gesunden Inhalt zu geben, daß nur ungewöhnliche Naturen an solcher Stelle den Kampf aufnehmen werden. Damit aber tritt der Fall ein, den wir vorher im Auge hatten, als wir sagten, die größere Nähe zu den Handhaben der Staatsverwaltung ließe sich unter Umständen auch in Deutschland dazu benutzen, um Klassenvorteile auf Kosten des Volks zu erlangen.

In einem Volke, wo jeder gewohnt ist, daß sich Pfeifen schneidet, wer im Rohr sitzt, und jeder es für selbstverständlich hält, sobald er kann, es ebenso zu machen wie die andern, pflegen solche Dinge keine große öffentliche Aufregung hervorzurufen. Ihre Wirkung muß aber verhängnisvoll werden, wo der Stand der öffentlichen Moral im übrigen ein hoher ist und wo sich der besondere Begriff der staatserhaltenden Parteien in Verbindung mit dem Anspruch auf eine besondere Hüterstellung für diese Moral herausgebildet hat. Beides ist in Deutschland ausgesprochenermaßen der Fall, und unter Verhältnissen, wie die unsrigen, kann ein solches Manko an staatlich-sittlichem Pflichtbewußtsein, bei dem Organe der Staatsverwaltung den unerlaubten Klassenvorteilen gegenüber in der Rolle des Geschehenlassens oder der Begünstigung erscheinen, eine direkt zerstörende Gewalt für Moral und Politik gewinnen.

Aus diesem Grunde, weil es sich hier um eine prinzipiell und praktisch gleich wichtige Probe auf die Wirksamkeit der idealen Kräfte in unserem politischen Leben handelt, durch

die unser Fortschritt zur Verwirklichung der nationalen Idee bedingt wird, haben wir es für notwendig gehalten, eine Einzelfrage unserer öffentlichen Zustände für sich herauszuheben, und wir dürfen daher auch kein Bedenken hegen, den erhobenen Vorwurf, es würden egoistischer Weise pflichtmäßig zu tragende Lasten für das Gemeinwohl von den eigenen auf fremde Schultern überwälzt, durch einen weiteren Hinweis auf die politische Gegenwart zu begründen. Als in einem kritischen Augenblick unsrer jüngsten Entwicklung die Notwendigkeit hervortrat, die allgemeinen Leistungen für den Staatsbedarf zu steigern und hierfür von der Regierung die Ausdehnung der Erbschaftssteuer auf die direkten Nachkommen vorgeschlagen wurde, weigerte sich zuerst die agrarische Partei im Reichstag mit der größten Entschiedenheit, diese Steuer zu bewilligen. Die vermeintlichen prinzipiellen Gründe, die sie gegen die Steuerleistung der Kinder vom Nachlaß der Eltern anführte, sind so offensichtlich haltlos und so klar dazu bestimmt, andere Motive zu verdecken, daß es sich nicht lohnt, bei ihnen zu verweilen. Der Vorwand, durch die Nachlaßsteuer werde das Familiengefühl zerstört, ist besonders lächerlich, denn niemand kann das englische Familiengefühl für minderwertiger erklären als das deutsche. Zu derselben Zeit aber, wo die deutschen Agrarier fünfundfünfzig Millionen Erbschaftssteuer verweigerten, erhöhte das englische Parlament die englische Steuer auf fünfhundert Millionen. Mit Recht hat man daher die agrarischen Phrasen gegen die Steuer in Deutschland ein bloßes larmoyantes Geschwätz genannt, hinter dem sich der brutale Egoismus verberge.

Was bei Einführung der Erbschafts- oder Nachlaßbesteuerung der direkten Deszendenten gefährdet wird, ist weder das Familiengefühl, noch die Volks-

seele, noch sonst eine weinerlich angemalte Kulisse, sondern die Möglichkeit, bequem und ohne erhebliche Besorgnis vor der Verwaltungsbehörde einen Teil der pflichtmäßig zu tragenden Steuerlast von sich auf andere überzuwälzen, — denn sobald eine geeignete Nachlaßsteuer existiert, müssen Unterveranlagungen und Hinterziehungen ans Licht kommen, sobald der Erbfall eintritt.

Noch ein Beispiel dafür, daß auch bei uns durch praktische Maßnahmen der öffentlichen Gewalt Gebote der politischen Ethik hinter das Interesse einer Klasse gestellt werden können, die sich nicht durch selbstlosere Hingabe an das Gemeinwohl, sondern durch intimere Beziehungen zu den leitenden Organen des Staats auszeichnet, ist bekanntlich die Wahlkreiseinteilung in Preußen, durch die die agrarischen Landesteile insgesamt um ein Mehrfaches gegenüber den nichtagrarischen bevorzugt werden. Eine Wählerstimme im Osten kann zwanzigmal soviel Wahlrecht haben, als eine im Westen. Das mag man mit beliebig viel Argumenten mehr oder weniger „staatserhaltenden" Charakters umhüllen — der destruktive Einfluß einer solchen Verletzung alles natürlichen Gerechtigkeitsgefühls im Volke ist schlimmer, als daß er durch irgendwelche positiven Wirkungen aufgehoben werden könnte.

Eine Nation kann heute nicht mehr regiert werden, ohne daß sie sich das Recht durchaus offener Kritik an der Regierung und den Regierenden nimmt. Für die Wirkungsfähigkeit des nationalen Gedankens nach innen und außen macht es dabei einen tiefgehenden Unterschied aus, ob die praktische Einsicht oder die moralische Autorität der Regierung als der Kritik bedürftig dastehen. Ist das letztere der Fall, so ist die Erschütterung des Volksgedankens größer und gefährlicher, und es kommt wenig darauf an, ob man sich an den leitenden Stellen bewußt

ist, zu fehlen, oder nicht. Wo solche Schuld vorhanden ist, dort kann sie überhaupt nicht nach den gewöhnlichen Kategorien von Gut und Böse beurteilt werden, sondern nur danach, ob die Maßgebenden fähig sind, mit den Forderungen des Volksgewissens Fühlung zu halten. Man kann ebensowenig über das im Volke rege Gefühl für das Sittliche in der Politik hinweg regieren, wie über die Köpfe der Menschen. Sobald es offenkundig ist, daß die politischen und sonstigen materiellen Vorteile irgendeiner Institution einseitig zugunsten einer Klasse ausfallen und diese einen starken egoistischen Nutzen davon hat, wird nichts in der Welt imstande sein, bei der Masse das Verfahren der Staatsautorität in einem andern Lichte erscheinen zu lassen als in dem, daß der Staat im Dienst des Parteivorteils arbeite. Damit ist sein Anspruch auf moralische Autorität an dieser Stelle dahin und die Verantwortung für alles Übel, für Unzufriedenheit, Leidenschaft und Verhetzung, die aus solcher Quelle fließen, fällt auf ihn.

Dasselbe geschieht, wenn die Zwangsgewalt und die richterliche Autorität des Staats nicht mit gleichem Maße für alle Stände und Klassen zu messen scheinen. Unsere Rechtspflege steht im Vergleich zum Ausland sehr hoch da; aber trotzdem hören wir immer häufiger das furchtbare Wort: Klassenjustiz ertönen, und es ist nicht mehr möglich, es in allen Fällen, wo die betroffene Partei so ruft, für unberechtigt zu erklären. Wir müssen z. B. zugeben, daß Angehörigen exklusiver studentischer Verbindungen von Gerichten, bürgerlichen wie militärischen, öfters eine Vorzugsstellung eingeräumt wird, so daß die jungen Leute, die zu solch einer Vereinigung gehören, anfangen, die gewöhnlichen Strafandrohungen für Unfug, Körperverletzung u. dgl. als für sie nicht ganz geltend anzusehen. In keiner Weise kann weiter bestritten werden, daß Roheitsvergehen, die von Angehörigen der sogenannten niederen Klassen

begangen werden, schärfer geahndet werden, als bei Mitgliedern der sozial bevorzugten Stände. Das Umgekehrte wäre eher das Richtige. Entsetzlich peinlich war der Eindruck, den das Verfahren der preußischen Justiz vor einigen Jahren hervorrief, als es sich darum handelte, gegen ein Mitglied des Hochadels die wegen schwerer Straftaten erhobene Anklage durchzuführen. Noch heutigen Tages lebt dieser Mann unter den Augen der Gerichte unangefochten das Dasein eines Großen dieser Welt, ohne daß er es nötig gehabt hat, sich von der Beschuldigung zu reinigen. Nie wird das Volk sich davon überzeugen lassen, daß ein gewöhnlicher Sterblicher, nachdem man das Verfahren aus vielleicht berechtigten Gründen vorübergehend hatte unterbrechen müssen, in derselben Weise dauernd weiterer Anfechtung und Verfolgung seines Vergehens enthoben bleiben würde.

Man kann sagen, es stehe immer noch gut in einem Lande, wo man die Fälle, in denen die Staatsgewalt ihrer moralischen Autorität etwas vergeben hat, einzeln aufzählen kann. Das ist richtig. Erstens aber müssen wir daran erinnern, daß wenige Fälle in einem ethisch hoch organisierten Gemeinwesen den idealen Forderungen des Volksgedankens gegenüber verderblicher wirken können, als eine Wolke von Korruption in politischen Organismen von geringem inneren Wert, und außerdem besteht zweitens noch ein anderer Grund dafür, daß wir trotz unserer Überzeugung von dem in der Hauptsache bis heute erhaltenen hohen Stand des deutschen Beamtentums nicht ohne Besorgnis einer gewissen Linie innerhalb seiner gegenwärtigen Entwicklung folgen können. Viel zu sehr wird von oben her diejenige Denkweise gefördert, der kritiklose Hingabe an den Willen der höchsten Autorität das besondere Kennzeichen von Zuverlässigkeit und Patriotismus ist. Auf diese Weise muß es schließlich

dahin kommen, daß die Routiniers und die grundsatzlosen Talente sich finden und den Ring schließen, die Charaktere aber dorthin gehen, wo es möglich ist, Unabhängigkeit zu bewahren. Wir können noch nicht glauben, daß wir unwiederbringlich auf den Weg dieser Entwicklung geraten sind, aber die Tendenz dazu ist vorhanden. Darf man es bezweifeln, daß sich aus diesem Grunde die hohen Posten im Staatsdienst von Charakteren, deren Wesen die Stärke der Persönlichkeit ist, zu entleeren beginnen? Nicht alle Beamten können Genies und Giganten des Charakters sein, aber wenn ein Volk gesund bleiben soll, so muß an den Stellen, von wo aus seine Geschicke gelenkt werden, für solche Männer eine geförderte Daseins- und Wirkungsmöglichkeit existieren. Daß es das nicht mehr bei uns gibt, wäre absurd zu sagen, aber es fängt an, keinen großen Reiz mehr zu haben, solche Plätze auszufüllen, wo man sich schwer selber treu bleiben kann, und wer im Staatsdienst nach oben strebt, weiß heute, daß es mindestens ebenso nützlich ist, einer vornehmen studentischen Verbindung anzugehören, wie eine bedeutende Persönlichkeit zu sein und über ein umfangreiches Wissen zu verfügen!

Neben den durch Gesetz und Verfassung verordneten Faktoren unseres Staatswesens existieren als besondere Gebilde des öffentlichen Lebens, nicht bedingt durch die konstituierenden Notwendigkeiten unseres nationalen Daseins, aber hervorgerufen durch seine tatsächliche Entwicklung, die Parteien. An sich sind sie eine fast unausbleibliche Folgeerscheinung jedes politischen Fortschrittsprozesses; in Deutschland aber hat sich an das Parteiwesen alles Übel gehängt, das unsere nationalen Fehler: Klassensonderung und Mangel an Verständnis für die natürlichen Ziele des Volksgedankens, zu erzeugen imstande sind.

Unter unseren Parteien ist die hervorstechendste und nach

ihrer augenblicklichen Bedeutung beachtenswerteste die Sozialdemokratie. Bei ihr stoßen wir sofort auf eine typische Folgeerscheinung unseres Klassenwesens: Die Proskribierung des sozialdemokratischen Standpunkts als moralisch minderwertig. Es ist hier nicht der Ort, eine Kritik der Utopien zu versuchen, auf die sich die sozialdemokratische Weltanschauung gründet, aber es muß gesagt werden, daß es ganz und gar verkehrt ist, die Frage nach dem Wert der gesellschaftlichen und politischen Ideale des demokratischen Sozialismus vom staatlichen auf das innersittliche Gebiet hinüberzuspielen. Aus Deutschland eine sozialdemokratische Republik machen zu wollen, ist eine Sache gedankenloser oder durch politischen Fanatismus verblendeter Leute. Daß es aber moralisch unerlaubt sein soll, die Republik der Monarchie und die Vergesellschaftung der Produktionsmittel dem Privateigentum vorzuziehen, ist reiner Unsinn, und ebenso unsinnig ist es, den Angehörigen einer politischen Partei, die an diese Dinge glaubt, einen sittlichen Vorwurf daraus zu machen, daß sie sich zu ihrer Überzeugung bekennen und für sie werben. Daß die deutsche Sozialdemokratie so voll ist von Gehässigkeit und spießbürgerlich beschränkter Verbohrtheit, so daß auf sie bis zu einem gewissen Grade der Vorwurf der Vaterlandslosigkeit paßt, das ist, wie wir bereits an früherer Stelle gesehen haben, einerseits eine natürliche Folge der Fehler unseres deutschen Charakters, an denen alle Parteien teilhaben, andrerseits das Gegenbild der bei uns herrschenden schroffen Klassenabsonderung. Weder in England noch in Frankreich fällt es jemandem ein, in der Sozialdemokratie etwas moralisch Minderwertiges zu erblicken. Soweit sie bei uns zu einer nationalen Gefahr geworden ist, ist dies zum großen Teil unsere eigene Schuld, denn ein Stück Recht haben die Sozialdemokraten mit dem Vorwurf: die Vorteile des nationalen Staates

seien nicht die Vorteile der Nation, sondern die Vorteile der herrschenden Klassen. Die Behauptung ist in ihrer sozialdemokratischen Maßlosigkeit übertrieben, aber sie ist nicht gegenstandslos. Das gilt auch von den Berührungen, die im öffentlichen Leben zwischen der Sozialdemokratie und der öffentlichen Gewalt stattfinden. Hier wird wirklich nicht selten mit zweierlei Maß gemessen.

Daß die soziale Unzufriedenheit in Deutschland trotz ihrer parteimäßigen Organisation und trotz der Nahrung, die sie aus mangelhafter politischer Gerechtigkeit empfängt, bis zum Versuch eines gewaltsamen Umsturzes der Staatsordnung vorschreiten wird, glaubt aber heute kein Vernünftiger mehr. Die Sozialdemokratie ist eine utopistisch-radikale Reformpartei, nichts weiter. Seit man den Versuch aufgegeben hat, sie unter ein Ausnahmegesetz zu stellen, hat sie ihre akute Gefahr für das Staatsleben verloren, und sie hat ihrem revolutionären Charakter soviel kleinbürgerlich-philiströse Elemente eingefügt, daß es ihr geglückt ist, die Massen zu gewinnen. Äußerlich erscheint sie dadurch gestärkt, innerlich wird sie der Krisis überantwortet, denn sie kann die Massen nur festhalten, wenn sie ihnen greifbare Verbesserungen ihrer Lage innerhalb der bestehenden Ordnung bringt und damit ihr eigenes revolutionäres Prinzip aufhebt.

Das Ringen der unteren Klassen um soziale Befreiung und Anteilnahme an der Lenkung des Staates ist ein vom Steigen der Kultur unzertrennlicher Vorgang. Ihn aufhalten zu wollen oder seine elementare Gewalt zu verkennen, ist unter allen Umständen ein Zeichen zurückgebliebener Einsicht, mangelnden politischen und sittlichen Verständnisses für die Erfordernisse der nationalen Idee. Daß die Bewegung der Masse sich verquickt hat mit einer radikalen Gesellschaftstheorie, deren Utopismus nur von ihrer Geistlosigkeit und Unfruchtbarkeit

übertroffen wird, ist ein Unglück, aber schließlich ein Unglück, das sich auf die Generationen und Klassen beschränkt, deren Sinn unter der zeitweiligen Verödung durch die materialistische Welt- und Geschichtsauffassung leidet. Bei solchen geistigen Epidemien verringert sich die Giftigkeit des Ansteckungsstoffes mit der Zeit ebenso, wie bei den großen physischen Volksseuchen, die schließlich auch von selber erlöschen. Weder bedeutet die politische Organisation des größeren Teils der Arbeiterschaft und einigen Kleinbürgertums in der Form der Sozialdemokratie eine Gefahr für Staatswesen von der äußeren und inneren Stärke Deutschlands, noch brauchen wir daran zu denken, daß es dem Materialismus wirklich gelingen könnte, alle höheren Ideen aus unserem Dasein zu vertreiben. Die einzige tatsächliche, aber allerdings ernsthafte Gefahr, die sich aus unseren staatlichen Zuständen heraus drohend gegen die Zukunft des deutschen Gedankens in der Welt erhebt, ist die Vergiftung der Gegensätze durch Klassenungerechtigkeit. Nur in dem Maße werden wir wirklich nach außen schwächer, wie im Inneren lebendige Volkskraft abgetötet wird, und das geschieht überall dort, wo staatliche Autorität für den Klassengedanken gegen den Volksgedanken wirksam gemacht werden kann und wo es von Deutschen zu Deutschen heißt: Klassengemeinschaft vor Volksgemeinschaft!

Auch abgesehen von der Frage der Sozialdemokratie treten in unserem Parteiwesen alle unvornehmen, um mit Goethe zu sprechen alle miserablen Züge, die der deutsche Charakter im ganzen zu entwickeln fähig ist, grell hervor. Bismarck, in seinen Gedanken und Erinnerungen, hat hierüber wohl das Schärfste gesagt, was zu sagen ist. Jeder, heißt es dort, der im politischen Kampf gestanden habe, werde die Wahrnehmung gemacht haben, daß Parteimänner, über deren Wohlerzogenheit und Rechtlichkeit im Privatleben nie Zweifel aufgekommen

sind, sich von den Regeln des Ehrgefühls und der Schicklichkeit, deren Autorität sie sonst anerkennen, für entbunden hielten, sobald sie in Parteikämpfe gerieten; aus der karrikierenden Übertreibung des Satzes, daß das öffentliche Wohl das oberste Gesetz sei, leite man dann die Rechtfertigung für Gemeinheiten und Roheiten in Sprache und Handlung ab, durch die man sich außerhalb der politischen und religiösen Streitigkeiten selbst angewidert fühlen würde. Bismarck meint, diese Lossagung von allem was schicklich und ehrlich ist, hänge undeutlich mit dem Gefühl zusammen, daß man im Interesse der Partei, das man dem des Vaterlandes unterschiebt, mit anderem Maße zu messen habe, als im Privatleben, und daß in Parteikämpfen die Gebote der Ehre und Erziehung „anders und loser auszulegen seien, als selbst im Kriegsgebrauch gegen ausländische Feinde". Was für eine Bitterkeit und Wucht steckt in dem Zornesausbruch: „Welcher gebildete und wohlerzogene Deutsche würde versuchen, im persönlichen Verkehr auch nur einen geringen Teil der Grobheiten und Bosheiten zur Verwendung zu bringen, die er nicht ansteht, von der Rednertribüne vor hundert Zeugen seinem bürgerlich gleich achtbaren Gegner in einer schreienden, in keiner anderen Gesellschaft üblichen Tonart ins Gesicht zu werfen!" Und gleich darauf in noch gesteigerter Schärfe: „Wer würde anderswo, als auf dem Gebiet politischer Parteikämpfe die Rolle eines gewissenlosen Verleumders bereitwillig übernehmen? Sobald man aber vor dem eigenen Gewissen und vor der Fraktion sich damit decken kann, daß man im Parteiinteresse auftritt, so gilt jede Gemeinheit für erlaubt oder doch für entschuldbar!"

Bismarck wurde zu der Heftigkeit dieser Charakteristik durch seine persönlichen Erfahrungen mit der damaligen konservativen Partei gedrängt. Was er sagt, gilt aber ohne weiteres von den Ausartungen des ganzen deutschen Parteiwesens.

In dem Stück nationaler Psychologie, das sich in unsern Parteizuständen ausspricht, finden wir nichts anderes, als den alten krankhaften Trieb der Deutschen wieder, ihre politische Befriedigung vor allem andern im Behaupten einer gruppenhaften Absonderung von der Einheit des Volksgedankens zu suchen. Durch den moralischen Widerspruch, zu dem die Verteidigung des Interesses einzelner Parteigebilde gegenüber der Einheit und Größe der nationalen Idee notwendig führen muß, entsteht jene Verzerrung der Anstands- und Ehrbegriffe, die Bismarck mit der ganzen Wucht seines Stils schildert. Außer zur Verwüstung des ethischen Volksempfindens durch den Parteistreit kommt es aber unausweichlich auch zur fortschreitenden Erniedrigung des allgemeinen geistigen Niveaus einer solchen Volksvertretung, in der sich wahrhaft gebildete und innerlich überlegene Persönlichkeiten je länger desto weniger gegen das parteipolitische Klopffechtertum durchsetzen können. Wer einmal zu einer Partei gehört, wird von den meisten seiner Genossen bald genug weniger darnach geschätzt, was er für den nationalen Gedanken wert ist, als nach der Größe seiner Parteischeuklappen, nach der Widerstandsfähigkeit seiner fraktionellen Epidermis und nach der Verve, mit der er die überlieferten Gesten des Parteikriegstanzes öffentlich vorzuführen imstande ist. Wer die jetzige geringe Durchschnittshöhe unserer Reichstagsdebatten damit vergleicht, was der Reichstag geistig während der beiden ersten Jahrzehnte seines Bestehens geleistet hat, wird ohne weiteres bestätigt finden, daß ein starker Abstieg stattgefunden hat, und nicht nur der allgemeine Stand der Bildung, der in den Debatten zutage tritt, sondern auch die Umgangsweise im politischen und persönlichen Verkehr ist dauernd in der Verschlechterung begriffen. Heute sind sogar in den anerkannten Führerstellen Persönlichkeiten möglich, die keine Spur von Kinderstube zeigen, und es macht wahrhaftig

keinen Unterschied fürs Ganze, ob sie ihre Herkunft aus den Sphären der „unentwegten" Bourgeoisie, der klassenbewußten Genossenschaft, des Stalljunkertums oder des vulgären Antisemitismus herleiten.

Wirklich gehobener, in die Sphäre des Großartigen fallender Leistungen ist der Deutsche meistens nur in der Form des persönlichen Genies fähig, oder wenn er in kräftige Massendisziplin genommen wird. Die freie Arbeitsgemeinschaft von selbst sich zusammenschließender, sich selbst organisierender Einzelkräfte ist nicht seine Sache. Ganz anders der Engländer. Ihm ist es im Gegenteil Natur, das Größte für den Fortschritt seines Volkstums in freien und selbstgegebenen Organisationsformen zu leisten. Daher nehmen Gebilde wie unsere Parlamentsparteien, bei denen alles auf die Leistungsfähigkeit des gesunden Empfindens fürs Ganze ankommt, auf deutschem Boden so leicht einen minderwertigen Charakter an, während in England auch das Parteiwesen, trotz einzelner Ausartungen namentlich in Zeiten des Wahlkampfs, den großen Vorzug vor dem unsrigen hat, daß den großen nationalen Fragen gegenüber alle Verschiedenheiten und Interessengegensätze doch nur einen gemeinschaftlichen Standpunkt kennen: den des Volksgedankens. Auch hier werden wir wieder an Goethes Wort erinnert: Er habe oft bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen sei. Unsere Zukunft, an die auch Goethe zu glauben versicherte, ist gekommen, aber wenn es Kräfte bei uns gibt, die geeignet sind, den deutschen Volksgedanken einstens wieder in das Dunkel hinabsinken zu lassen, das ihn im Jahrhundert Goethes umfing, so gehört der Pauperismus in bezug auf die politischen Denkformen, der sich vom

Parteiwesen her über die deutsche Nation auszubreiten droht, sicher dazu.

Wo es sich um den Kampf der in unserem Volksgeiste wirksamen idealen Kräfte mit den aus der Tiefe gegen die Zukunft des Volksgedankens andrängenden Gewalten handelt, müssen wir schließlich auch noch zu dem letzten und schwierigsten der geistigen Probleme Stellung nehmen, die unsere Gegenwart bewegen: zur religiösen Frage. Die Tatsache, daß wir in einen evangelischen und einen katholischen Volksteil auseinanderfallen, hat uns bereits an einer früheren Stelle beschäftigt, und wir haben versucht, die schädlichen Folgen zu kennzeichnen, die daraus an sich für den Volksgedanken entstehen. Hier aber steht etwas anderes zur Diskussion, nämlich die Frage, ob die Kirchen, die evangelische wie die katholische, imstande sind, durch eine schärfere Erweckung des christlich-religiösen Bewußtseins den Übeln entgegenzuarbeiten, die aus der Entsittlichung unseres nationalen Bewußtseins durch den Götzendienst vor dem Klassenideal herstammen! Unglücklicherweise aber sehen wir, daß die religiöse Wirkungsschwäche der deutschen katholischen wie der deutschen evangelischen Kirche gerade eben darauf beruht, daß sie beide, und das evangelische Kirchentum noch mehr als das katholische, den Schatz an religiösen Ideen, den sie zu verwalten haben, bewußt oder unbewußt in den Dienst der ständischen oder klassenhaften Privilegierung dieser und jener Gruppe innerhalb der Nation vor den übrigen Volksangehörigen stellen. Die religiös-demokratische Ader, die gelegentlich im Katholizismus schlägt, kommt, in Deutschland wenigstens, nicht gegen diese Schwäche auf, und was den deutschen Protestantismus betrifft, so wird uns seine

Leistungsunfähigkeit gegenüber der deutschen Erbsünde klar durch einen Vergleich zwischen dem Wirken des religiösen wie des kirchlichen Prinzips in Deutschland und bei den Angelsachsen. Nie hätte der Amerikaner oder der vom romanisierenden Hochkirchentum freie Engländer ein innerlich so christentumfremdes und gegen die Wurzeln der protestantischen Kultur gerichtetes Wort geprägt, wie das von „Gottgewollten Abhängigkeiten" in der Politik. Nicht zufällig ist in der angelsächsischen Welt das reformierte, im evangelischen Deutschland das lutherische Bekenntnis zu ausgedehnterer Herrschaft gelangt. Das Luthertum tritt von Anfang an als ein Bekenntnis der Fürsten und Stände auf, und es ist diesem Geiste, der über seinen Anfängen waltete, bis heute so treu geblieben, daß im Namen keiner anderen christlichen Konfession die Religion so sehr in den Dienst des Autoritätsprinzips nach dem Herzen der Stände und Klassen hat gestellt werden können, wie in dem seinen. Der schweizerische Calvinismus, die englischen und schottischen Independenten und Puritaner, die Pilgerväter, die drüben den Grund zu dem nordamerikanischen Angelsachsentum legten, bei ihnen sehen wir die Religion freier von der Dienstverpflichtung gegenüber bestehenden Klassenprivilegien, als sonst irgendwo auf der Welt.

Wie anders in Deutschland! Gerade darauf beruht ja die religiöse Wirkungslosigkeit der deutschen katholischen wie der deutschen evangelischen Kirche, daß beide, namentlich aber die letztere, einig in der Rolle als Dienerinnen des Standesprinzips sind. Es muß zugegeben werden, daß endlich auch unter den protestantisch-liberalen Elementen eine Opposition gegen die Verschreibung des Kirchentums an die zu erhaltenden Vorrechte der „oberen" Klassen

heranwächst. Diese neue freiheitlichere Richtung in den evangelischen Kirchen kann vielleicht als eine Antwartschaft auf entfernte bessere Zeiten genommen werden, aber vorläufig sind ihre positiven Fortschritte doch noch bedeutend geringer, als das vorübergehende starke Interesse der Öffentlichkeit an einzelnen „Fällen" glauben machen könnte. Die Bewegung ist reich an hingebend idealistischen Einzelkräften, aber ihre Stärke liegt weder auf volkstümlichem noch auf organisatorischem Gebiet, und sie leidet außerdem darunter, daß bei nicht wenigen ihrer Führer das Vorrücken in Alter und Würden, einen stark dämpfenden Einfluß auf ihre Bereitschaft zur Betonung des freiheitlich-oppositionellen Prinzips auszuüben pflegt. Außerdem ist aber noch etwas anderes daran schuld, wenn einstweilen die Dinge wenig danach aussehen, als ob der liberale Protestantismus sich in absehbarer Zeit kräftig entwickeln würde, und das ist seine innere Gegensätzlichkeit zu der am tiefsten und am zähesten gewurzelten Schwäche des deutschen Wesens: dem Klassengeist. Das Kirchenwesen als organisierte Religion, so wie es bei uns herrscht, hat nur denjenigen Schichten der Nation etwas zu bieten, denen am Beharrungszustand der Dinge gelegen ist; den aufstrebenden tritt es mit leeren Händen entgegen und ruft ihnen zu: laßt euch genügen! Die deutsche evangelische Kirche ist vortrefflich zur Hof- und Patronatskirche, aber sehr schlecht zur Volkskirche geeignet; wenn es hier und da etwas anders damit auszusehen scheint, so sind auch jedesmal besondere, im Volkstum oder in den geschichtlichen Verhältnissen liegende Ursachen dafür vorhanden. Das ist der Grund, weshalb man die religiösen Kräfte, die etwa noch in dem konservativen deutsch-evangelischen Kirchentum stecken mögen, als Wertfaktor für die Zukunft des deutschen Gedankens in der Welt nicht hoch taxieren kann. Ihre Machtlosigkeit gegen den sogenannten Umsturz haben sie

bewiesen, und niemand kann daran zweifeln, daß von dem Augenblick an, wo die offiziellen evangelischen Landeskirchen in Deutschland genötigt sein sollten, außerhalb des Schattens der Staatsautorität und ohne die Wertschätzung zu existieren, die ihnen heute noch um ihrer nützlichen Dienste willen von den bevorzugten Klassen erzeigt wird, ihre Bedeutung in kurzer Zeit zu der von religiösen Winkelgemeinschaften herabsinken würde. Darum kann derjenige, der nach den idealen Kräften im Volk für den Dienst am Volksgedanken sucht, hier nur mit Trauer sprechen: Laßt die Toten ihre Toten begraben!

Wie schwer der Verlust an aktiver Kraft ist, den wir durch die Minderwertigkeit des volkskirchlichen Lebens in Deutschland für die Entfaltung unserer Volksidee davontragen, davon überzeugen wir uns mit Schmerzen, wenn wir auf England sehen. Allem anderen zuvor wirkt überall dort, wo es zur Volksgewohnheit geworden ist, um geistiger Güter willen materielle Opfer zu bringen, ein starkes und ideal erzieherisches Moment! Das ist zwar bei dem hochkirchlichen Bestandteil des Engländertums weniger der Fall, als bei den Angehörigen der Freikirchen, aber im ganzen genommen bilden diese auf großbritannischem Boden nicht nur zahlenmäßig, sondern auch nach ihrer geistigen Regsamkeit und volksidealistischen Energie den stärkeren Teil. Die Tradition der Klassensonderung nach sozialen und politischen Vorrechten ist in England fast bis zur Bedeutungslosigkeit für den Volksgedanken gedämpft; was ihr aber noch ein Andenken platonischer Pietät zu bewahren wünscht, zieht es vor, im Schatten der Hochkirche zu leben. Daher kommt es, daß in England Angriffe gegen das Kirchentum von der Basis des sozialen Gedankens aus sich meistens auf die Hochkirche beschränken. In den Freikirchen dagegen pulsiert wirklich nationale Lebenskraft. Für den echten Engländer ist seine Kirche ein Gut, das zur Vollständigkeit seines Wesens ge-

hört. Diesem Grundsatz bezeugt auch persönliche Freigeisterei eine Achtung, die darum nicht als bloße Heuchelei abgetan werden darf, weil sie Frucht für den nationalen Gedanken, also für eine Idee von höchster Sittlichkeit bringt. Vom Standpunkt des Absoluten in der Religion kann man beim Engländer bemängeln, daß er das Religiöse und das Nationale in eine Einheit vermengt, bei der das höhere Prinzip dem geringeren Dienste leisten muß. Erstens aber haben wir schon an den Anfang unserer Arbeit den Satz gestellt, daß der innere Fortschritt der Menschheit, also auch der religiöse, sich nicht im Absoluten, sondern im Bedingten vollzieht, d. h. geschichtlich gesprochen in den Nationen, und zweitens ist auch innerhalb der nationalen Bedingtheit die freie und kräftige Beschäftigung mit den Angelegenheiten der Religion ein Bad sittlicher Stärkung. Es läuft viel Menschliches auch in England beim Religionswesen mit unter, aber das Element höheren Lebens, das trotzdem übrig bleibt, bedeutet viel für die Gesamtschwungkraft des englischen Volksgedankens in der Welt. In diesem Stück sind wir kleiner als die Engländer.

Der deutsche Protestantismus ist für den Volksgedanken von Anfang an weniger durch die Weckung des sozialen Gewissens in der Religion fruchtbar geworden, als dadurch, daß er dem Romanismus gegenüber auf das Prinzip der religiösen Selbständigkeit jedes einzelnen Christen zurückgriff. Damit hat er die Befreiung des deutschen Geistes von der Bindung unter die widergeschichtliche und widerchristliche Autorität des fossilen Dogmenprinzips zwar noch nicht verwirklicht, aber doch angebahnt, und weiter hat er damit den Grund zum Aufbau unserer heutigen Innenwelt durch die idealistische Philosophie K a n t s vorbereitet, des Mannes aus schottischem Blut, der auf deutschem Boden mit protestantischem Gedankenmaterial die Absolutheit des Sittlichen, den kategorischen Imperativ,

begründete. Dieser Schöpfungstat mußte der Untergang des Wahns vorangehen, als seien die moralischen Kräfte an die Krücke des Dogmatismus gebunden, und es ist das Verdienst des deutschen Volksgeistes, hierin unsere Erkenntnis einem ehernen Felsen gleich stabiliert zu haben. Vielleicht ist es auch genug, wenn eine Nation soviel für die göttliche Bestimmung unseres Geschlechts geleistet hat, und vielleicht verlangen wir Übermenschliches vom deutschen Christentum, wenn wir ihm auch noch die Last der Verantwortung dafür aufbürden, daß es bisher nicht imstande gewesen ist, der Schlange den Kopf zu zertreten, die uns zum Ungehorsam gegen die Gebote unseres Volksgedankens verführt.

FÜNFTES KAPITEL

DEUTSCHLAND JENSEITS DES MEERES

Wenn wir uns den Sinn des Wortes vom deutschen Gedanken in der Welt nach seiner räumlichen Seite hin vorzustellen suchen, und dabei bedenken, welch eine gewaltige Erweiterung der nationale Gedanke bei andern Völkern durch ihre überseeische Ausbreitung erfahren hat, so ist unser erstes Empfinden das der Klage über die Verspätung Deutschlands in der Kolonisation fremder Erdteile. Die Engländer haben sich mächtige Tochternationen jenseits des Ozeans geschaffen, die Russen breiten seit Jahrhunderten ihr Volkstum über unermeßliche Länderstrecken aus, die ursprünglich von Völkerschaften niederer Ordnung bewohnt waren, oder menschenleer dalagen, und auch die Spanier, die Portugiesen und Holländer haben große und wichtige Gebiete in transozeanischer Ferne kolonisiert und mit ihrem Menschenmaterial, ihrem Geist und ihrer Sprache erfüllt.

Dem allem gegenüber ist es kein Wunder, wenn für viele das Thema vom deutschen Kolonialwesen mit der Frage beginnt: sind denn die deutschen Kolonien wirklich ein Objekt von hinreichender Bedeutung, um ihnen innerhalb der großen Zusammenhänge unserer Volksidee eine besondere Betrachtung

zu widmen? Darauf ist zu erwidern: Sie sind es — und sie werden es in noch höherem Maße werden, denn die Zeit der kolonialen Erwerbungen Deutschlands kann noch nicht als abgeschlossen betrachtet werden. Zwar ist es Torheit, wenn die Engländer uns z. B. im Verdacht haben, als ob wir Südafrika oder Australien erobern, Mesopotamien kolonisieren oder in Brasilien die deutsche Fahne aufpflanzen wollten; in Afrika aber ist der deutsche Besitz noch einer größeren Ausdehnung fähig, und darum muß und wird diese Ausdehnung hier zugelegener, vielleicht sehr nahe Zeit stattfinden. Wir wollen niemanden ungerechterweise mit Gewalt berauben, aber wie die Dinge heute offenkundig liegen, braucht man kein Prophet zu sein, um vorauszusagen, daß das endgültige Revirement unter den afrikanischen Kolonialmächten noch bevorsteht, und daß es unsere Aufgabe sein wird, dabei ein erheblich größeres afrikanisches Deutschland zu schaffen, als wir es heute besitzen.

Wir sprechen von „Kolonien" unter dem Gesichtspunkt des nationalen Gedankens. Dabei dürfen wir allerdings nicht an solche überseeische Siedlungsgebiete des Deutschtums denken, die organische Bestandteile eines fremden staatlichen Körpers geworden sind, wie z. B. in Süd-Amerika. Auch diesen gegenüber können wir nicht auf die Pflege des kulturellen Zusammenhanges verzichten; aber in die politische Betätigung des deutschen Gedankens über See gehören sie loyalerweise nicht mehr hinein. Eine solche ist vielmehr nur für Landstriche denkbar, die von Deutschen unter dem Schutz und der Flagge des Reichs kolonisiert werden können. Soweit es sich dabei um wirkliche und dauernde Besiedlung handelt, kommen allerdings nur die gesunden Hochländer im südlichen und mittleren Afrika,

soweit sie uns heute schon gehören oder ihr zukünftiger Erwerb wahrscheinlich ist, in Betracht. Daß sich die weiße Rasse, und sogar die nordgermanische, Niederländer und Engländer, dort bodenständig einleben kann, hat die Erfahrung bewiesen. Nur muß mit der Tatsache gerechnet werden, daß in allen diesen hochafrikanischen Siedlungsländern das eingeborene Element neben dem weißen seinen Platz behaupten wird, und zwar aus dem Grunde, weil die Eingeborenen Afrikas als dienstbare Arbeitskräfte an die Wirtschaft des Europäers anpassungsfähig und zugleich für sie notwendig sind. Im angelsächsischen Nordamerika und in Australien erwies sich ein Zusammenleben der Urbewohner und der Kolonisten als unmöglich, weil jene für Kultureinwirkungen unzugänglich waren und nichts als ihre wilde Freiheit und die Primitivität ihrer wirtschaftlichen Zustände erhalten wollten. Bei den Indianern wie bei den Australiern mißlang daher die Eingliederung in den ökonomischen Organismus der Kolonisation vollkommen, und die Sache endete damit, daß die Ansiedlerregierungen von Neu-England von Amts wegen Geldpreise auf indianische Skalpe aussetzten, gleichviel ob von Männern, Weibern oder Kindern, und daß die Farmer in Queensland oder Neu-Südwales mit Arsenik vergiftete Hammel in den Busch warfen, um die schwarzen Viehdiebe auszurotten.

Auf jene Weise ist es dazu gekommen, daß Nordamerika und Australien ganz und gar „weißen Mannes Land" geworden sind, denn die spärlichen Reste der Urbevölkerung kommen hier wie dort nicht mehr in Betracht. In Afrika dagegen kann, abgesehen von den wenigen Buschleuten, mit denen wir in Südwest unsere Not haben, von der Hinausdrängung oder vom Aussterben der Eingeborenen gar keine Rede sein. Dazu ist die Rasse physisch viel zu zahlreich und kräftig, und außerdem ist sie kulturökonomisch so weit entwickelt, daß sie

als wertvoller aktiver Faktor in das Wirtschaftsleben der Kolonien aufgenommen werden kann. Wenn aber die Tatsache der Arbeitsteilung zwischen Weiß und Schwarz auf unserem afrikanischen Kolonialboden von vornherein feststeht, so versteht es sich auch von selbst, daß der Schwarze die dienende Masse, der Weiße die soziale Oberschicht bilden muß. Das ist der Zustand, den wir im anglo-burischen Südafrika meistens praktisch vor uns haben. Damit ist schon entschieden, daß zahlenmäßig unser afrikanischer Boden nicht entfernt im selben Verhältnis weiße Einwandrer aufnehmen kann, wie Amerika es vermochte. Die ostafrikanischen Hochländer und Süd-Angola, das uns zufallen soll, sobald Portugal seinen Besitz veräußert, bieten, im Gegensatz zu Südwestafrika, das nur extensiv bewirtschaftet werden kann, zum Teil recht günstige Möglichkeiten für Ackerbaukultur und andere intensive Nutzungsarten dar, aber auch dort ist es ausgeschlossen, daß die deutsche Besiedlung Formen annimmt, wie unser Landarbeitertum im Osten und der Parzellenbesitz im Westen Deutschlands sie aufweisen. Natürlich wird der zukünftige Farmer und Großbauer am Kilimandscharo, am Njassasee oder auf dem Plan Alto von Angola in seiner Wirtschaft auch mit angreifen, aber die eigentliche Arbeiterschaft, das häusliche Dienstpersonal und die untergeordneten Hilfskräfte in der Werkstatt werden doch immer Farbige sein: eben darum, weil die Eingeborenen einmal da sind, weil sie zahlreich, körperlich kräftig und zu jeder physischen Hantierung fähig sind und weil ihr Lohn und Unterhalt weit billiger ist, als der weißer Hilfskräfte.

Wir kennen unsere afrikanischen Kolonien noch nicht genau genug und haben in den äquatorialen Hochländern auch noch nicht hinreichend Erfahrungen mit der Akklimatisation von Europäern gemacht, um sagen zu können, wieviel Deutsche künftig einmal auf der atlantischen Seite Südafrikas, in Ostafrika

und Hoch-Kamerun als Ansiedler leben werden. Wahrscheinlich werden es mehr sein, als die Skeptiker jetzt glauben, denn auf dem wichtigsten physiologischen Gebiet, in der Bekämpfung der Klimakrankheiten, sind schon spürbare Fortschritte gemacht und bedeutendere mit Bestimmtheit zu erwarten. Es ist nicht gesagt, daß die Nachkommenschaft unserer jetzigen Kolonisten dauernd in Afrika so viel Alkohol wird in sich hineinschütten dürfen, wie ihre Vorfahren in Deutschland taten, aber die geistigen Getränke sind schließlich doch selbst für die meisten Germanen nur eine Genuß-, keine Daseinsfrage, und an die gesundheitlich kultivierteren Lebensformen der Angelsachsen wird sich letzten Endes auch der koloniale Deutsche gewöhnen können. Nehmen wir an, um irgendwelche im Bereich des Möglichen liegende Zahlen zu nennen, daß zu einer Zeit, die wir Heutigen allerdings nicht mehr erleben werden, Deutsch-Afrika ein oder zwei Millionen deutsche Einwohner zählt — diese Ziffer wird manchem auf den ersten Anblick phantastisch erscheinen, aber sie ist es nicht — so bedeutet das ganz etwas anderes, als irgendwo in Deutschland die gleiche Menge von Volksgenossen, und zwar bedeutet es wirtschaftlich wie kulturell sehr viel mehr. Wirtschaftlich darum, weil diese ein oder zwei Millionen nur die besitzende und sonst gehobene Oberschicht darstellen, während die große Summe untergeordneter Arbeit, die in der Heimat auch von weißen Kräften geleistet werden muß, in Afrika der Farbige tut. Kulturell darum, weil von der größeren Wohlhabenheit und dem stärkeren Selbstbewußtsein der gehobenen Oberschicht auch in geistiger Beziehung viel größere Wirkungen ausgehen werden, als vom Durchschnitt irgendeiner beliebigen Million Menschen zu Hause.

Niemand, der Kolonialländer kennt, wird behaupten wollen, daß in ihnen Feinheit des Geistes oder ästhetische Kultur zu

Hause sei. Trotzdem bedeutet der koloniale Typus eine starke innere Bereicherung für jede Nation, die ihn mit Glück ausbildet. Es liegt in der Natur der Dinge, daß nicht die trägen und furchtsamen, sondern mehr die beweglichen und entschlossenen Naturen den Weg übers Meer finden. Durch diese Art von Auslese erklärt sich ja auch Vieles im amerikanischen Charakter. Wir haben bereits festgestellt, daß die deutsche Arbeit in der Heimat jetzt voll imstande ist, unser Volk trotz seines Wachstums zu ernähren. Es ist also nicht mehr Not um das tägliche Brot, die den Deutschen von der Scholle forttreibt, sondern es ist die Lust am Unternehmen in der Ferne und der Wunsch, das Leben breiter und freier zu gestalten, als zu Hause möglich ist. Gegenüber unsrer gewaltigen Volkszahl hat es keine Bedeutung, wenn einige tausend Menschen jährlich, und seien es noch so tüchtige Naturen, fortgehen; drüben aber erwächst durch diese Art Sichtung, von der wir sprachen, allmählich ein Geschlecht von besonderer Art, freier von den Standes- und Klassenvorurteilen, die zu Hause das Leben vergiften, selbständiger gegenüber den Forderungen neuer Lebensverhältnisse und äußerlich wie innerlich an eine weitere Lebensführung gewöhnt. Allerdings denken wir dabei nicht an gewisse Lächerlichkeiten in unsern heutigen kolonialen Miniaturresidenzen, wo die heimatliche Exklusivität innerhalb der verschiedenen Abstufungen der Gesellschaft vorläufig noch schlimmere Orgien feiert als zu Hause. Namentlich gilt das für diejenigen Elemente, die nicht gekommen sind, um in der Kolonie heimisch zu werden, sondern die man einstweilen noch von Staats wegen importieren muß, um die Verwaltungsfunktionen zu besorgen. Über Jahr und Tag, wenn die einzelnen Teile des neuen afrikanischen Deutschlands sich soweit entwickelt haben werden, daß sie imstande sind, gleich den englischen Siedlungskolonien auch in bezug auf das Verwaltungspersonal für sich

selbst zu sorgen, wird das sicher anders werden. Bis dahin ist es ein schwer zu ertragendes unvermeidliches Übel, daß zahlreiche Persönlichkeiten, denen für das koloniale Leben Verständnis und innere Eignung abgehen, bei denen die deutsche Sucht, den Kitzel einer sozialen oder amtlichen Vorzugsstellung zu genießen, unter dem Einfluß Afrikas ins Krankhafte ausartet, ihre zwei- oder dreijährigen Gastrollen drüben geben, um dann zu verschwinden, wie sie gekommen sind. Der wirkliche Ansiedler ist schon in der ersten Generation eine andere Art Mensch, und wenn erst noch dreißig oder fünfzig Jahre vergangen sind, so wird sich der deutsche Afrikaner zu einem festen Typus ausgebildet haben, dem seine Schwächen eignen werden, wie jedem andern Volkstum, der aber als Ganzes eine erfreuliche Bereicherung des deutschen Wesens darstellen wird.

Was einem Volkstum wie dem englischen einen so großen Vorzug vor uns gibt, ist der überseeische Einschlag in seine Art — nicht nur durch die großen und kräftigen kolonialen Ableger, die es sich geschaffen hat, sondern auch dadurch, daß so viele seiner Angehörigen einen großen Teil ihres Lebens jenseits des Ozeans zubringen: als Soldaten, Beamte, Geschäftsleute, Techniker u. dgl. Dadurch wird eine dauernde allgemeine Erweiterung des Gesichtskreises der Nation erzielt. Etwas davon, leider nur zu wenig, beginnt sich jetzt auch bei uns zu entwickeln. Es wird bedeutender werden und tiefer zu greifen anfangen, sobald die Verbindungen zwischen der Heimat und unsern Kolonien noch mehr zunehmen. Davon, daß die deutschen Kolonisten in Afrika zu ganz neuen Völkern werden, wie die Australier oder Kanadier, wird noch auf lange hinaus keine Rede sein können, weil die Verhältnisse dazu nicht groß genug sind. Die Bande zwischen Kolonie und Heimat werden bei uns noch auf Generationen hinaus einen mehr unmittelbaren und per-

sönlichen Charakter behalten; das Bewußtsein der familienhaften Verwandtschaft hüben und drüben, die Besuche der wohlhabend gewordenen Ansiedler in der Heimat, die Erziehung und das Studium der heranwachsenden Jugend, die eine höhere Bildung sucht, auf deutschen Schulen und Universitäten werden uns allmählich zu Gemüte führen, daß es ein Deutschland und deutsche reichsangehörige Volksgenossen jenseits des Meeres gibt. Das ist das eine. Das andere wird sein, daß durch die Beziehungen zwischen den heimischen und den Übersee-Deutschen vor unsern Augen allmählich das Bild einer andern und in manchen Dingen überlegenen deutschen Art entsteht.

Wir bemerkten schon, daß der Entschluß, drüben eine neue Heimat zu suchen, bei den meisten dem Verlangen aus dem Engen ins Weite hinaus entspringt. Viele von unsern afrikanischen Ansiedlern haben ursprünglich, indem sie als Militärs, Beamte und Kaufleute hinübergingen, nicht ans dauernde Dableiben gedacht. Als sie aber Afrika kennen lernten, lernten sie es lieben; sei es, daß die herbe aber große Natur des Landes sie ansprach, sei es, daß die Forderung, die es an jeden stellt, der dort leben will: Selbständigkeit des Charakters und Bereitschaft zur eigenen Verantwortung für Tun und Lassen, ihrer innern Natur entsprach. Andere wiederum gestalteten sich ihr Ideal von vornherein in Gedanken zu Hause und zogen hinüber, es in der Wirklichkeit aufzubauen. Es sind Menschen, die den allerverschiedensten heimischen Lebenskreisen entstammen, aber was sie innerlich eint, ist der Gedanke, mit den Mitteln, die ihnen zu Gebote stehen — sei es Geld oder Arbeitskraft oder beides — sich ein reicheres Dasein zu gestalten, als es die Umstände zu Hause erlaubten. Freiheit und Selbständigkeit: daß der Mann sich sein Schicksal wählen und nach seiner Tüchtigkeit gestalten kann — das ist das koloniale Ideal, und die Freude, im neuen Lande ein selbst gewolltes Ziel verwirk-

lichen zu können, gibt dem Selbstgefühl des Kolonisten seinen Aufschwung. Mit diesem Worte, Selbstgefühl, treffen wir den Kern in der Psychologie des Kolonialmenschen. Es gehört zur innern Gesundheit unsrer Natur, über einen Fonds von Selbstgefühl zusammen mit dem Streben nach Auslebung zu verfügen. Bei Charakteren von geringerer Selbstzucht artet dies natürliche Streben freilich leicht in Verirrungen aus, wie sie unter dem Namen des „Tropenkollers" eine oft lächerliche, nicht selten verhängnisvolle Bedeutung gewinnen. Fast überall hat der einzelne in den Kolonien mehr Autorität auszuüben als zu Hause. Jeder Beamte hat größeren Einfluß auf die Angelegenheiten, die er bearbeitet, auf die Menschen, mit denen er dabei in Berührung kommt, als daheim, und auch der, dem kein Titelchen von öffentlicher Autorität anhaftet, steht als Weißer den Eingeborenen äußerlich und innerlich mit der Möglichkeit energischerer Willensbetätigung gegenüber. Dazu kommt, daß die Kontrolle und der Halt, die jedermann bei uns dadurch hat, daß er in festen Verhältnissen lebt, unter der fortdauernden Aufsicht zahlreicher Mitmenschen des Kreises, in dem sein tägliches Tun abläuft, drüben in der Regel fehlen oder lockerer sind.

Nicht nur die Männer, sondern auch unsere Frauen empfinden mit innerer Befriedigung dies Fehlen eines Teils der heimischen Gebundenheit durch das Milieu von Stand und Gewohnheit. Solch ein Freiheitsgefühl kann für den einen zur moralischen Gefahr werden, für den andern aber wird es zur Quelle innerer und äußerer Kraftentwicklung. Die innere Genugtuung, daß ihm allein überlassen ist, wie er sich geben will, was er tun und nicht tun möchte, wie er über dies und das urteilen und mit wem er verkehren will oder nicht — sie ist imstande, auch Menschen, die daheim verkümmert wären, zu wirklichen Leistungen anzufeuern. Noch freier und natür-

licher wird diese Art sich entwickeln, wenn es erst ein Geschlecht von Männern und Frauen gibt, das drüben geboren und aufgewachsen ist und von Jugend auf die Luft des freien Afrika geatmet hat.

Wer unsere Kolonien kennt, wird von dem Irrtum frei sein, daß der deutsche Kolonialcharakter von heute lauter erfreuliche Züge trägt. Er ist vielfach noch unausgeglichen, begehrlich auftrotzend; er neigt dazu, die eignen Interessen als den Mittelpunkt des Geschehens aufzufassen; er verlangt ohne weiteres von der Regierung, vom Mutterlande, vom Reichstag, von der Presse, daß alles sich für das spezielle Wohlergehen von einigen tausend Ansiedlern ins Zeug legen soll. Bewußt oder unbewußt liegt aber auch darin ein Stück richtigen Empfindens. Weil für die Gesamtheit der Nation viel darauf ankommt, daß sich jener deutsch-überseeische Typus so kräftig, so ausgebreitet und so schnell wie möglich heranbildet, verdienen seine Anfänge, auch wenn sie sich manchmal etwas wild gebärden, doch eine gewisse wohlwollende Pflege von seiten des Mutterlandes.

Zum erstenmal seit Anbeginn der Welt zieht produktive, Werte schaffende Kulturarbeit in jene Länder, in denen ungezählte Jahrtausende hindurch nur Barbaren und Primitive ihr Naturdasein gelebt haben. Das Feld, die Steppe Südafrikas, sie liegen da, wie die Natur sie geschaffen hat. Auf dem Grund und Boden, den der deutsche Farmer kaufte, haben durch endlose Zeiträume vorher Eingeborenenstämme ihr für Volks- und Weltwirtschaft, für Zivilisation und Kultur gleich wertloses Dasein geführt. Die Hereros haben ihre Ochsen gezüchtet, ihre saure Milch getrunken, ihre Wurzeln gegraben, ein Geschlecht nach dem andern; oder Buschleute haben sich umhergetrieben, mit ihren vergifteten Pfeilen gejagt, auf den Wildwechseln Fallen gestellt. Wo der Bantu oder der einge-

borene Pygmäe sein Vieh weidet, seine Schlingen legt, da kann kein weißer Ansiedler seine Wirtschaft gründen. Weder unter den Völkern noch unter den Einzelwesen gilt als Recht, daß Existenzen, die keine Werte schaffen, einen Anspruch aufs Dasein haben. Keine falsche Philantropie oder Rassentheorie ist imstande, für vernünftige Menschen zu beweisen, daß die Erhaltung irgendwelcher viehzüchtender südafrikanischer Kaffern oder ihrer Hackbau treibenden Vettern am Kiwu- und Viktoriasee, bei irgendeinem Maß von Selbständigkeit, Eigenwirtschaft und Unkultur für die Zukunft der Menschheit wichtiger sei, als die Ausbreitung der großen europäischen Nationen und der weißen Rasse überhaupt. Soll das deutsche Volk darauf verzichten, größer und tüchtiger zu werden, für seine Söhne und Töchter freieren Lebensspielraum in der Welt zu suchen, weil vor 50 oder 300 Jahren irgendein Negerstamm seine Vorgänger erschlagen, verjagt oder versklavt hat und kraft solchen Rechts auf der Scholle, wo zehntausend deutsche Familien ein blühendes Dasein haben und Saft und Kraft unseres Volkstums mehren könnten, sein barbarisches Naturdasein führt? Erst dadurch, daß der Eingeborene im Dienst der höheren Rasse, d. h. im Dienste ihres und seines eigenen Fortschritts, Werte schaffen lernt, gewinnt er ein sittliches Anrecht auf Selbstbehauptung.

Mit wieviel Zähigkeit und Energie, unter wieviel Rückschlägen, Irrtümern und getäuschten Hoffnungen, aber schließlich doch mit wieviel praktischem Erfolg arbeitet der Durchschnitt unsrer Ansiedler drüben! Wie mancher steht heute schon da, wohlhabend, voll Lebenserfahrung, ein kräftiger Charakter, gesegnet mit Weib und vielen Kindern, denen er Land, Vieh und sonstiges Gut reichlich zu hinterlassen imstande ist! Was wäre zu Hause in Deutschland aus ihm geworden, wenn er mit dem Zivilversorgungsschein in der Tasche als

Bureauschreiber oder dergleichen für den langen Rest seines Lebens in irgendeinen Winkel zu sitzen gekommen, oder Arbeiter in einer Riesenfabrik oder ein kleiner Handwerker geblieben wäre? Diese Erfahrung des Wachstums am äußern und innern Gehalt des Lebens — mag sie auch drüben nicht von allen mit vollem Bewußtsein gemacht werden, so ist sie doch auch unbewußt den Erfolgreichen, die sie an sich selbst erleben, und den Vorwärtsstrebenden, die sie erst erleben wollen, ein Ansporn und ein Leitstern von hoher, sittlicher Wirkungskraft, und bei vielen, denen es vergönnt ist, dieWurzeln ihrer Existenz für sich und ihre Nachkommen dauernd in den neuen deutschen Boden überm Meer zu senken, gestaltet sie in der Folge der Geschlechter die Wesensmerkmale jenes kolonialen Charakters, den wir als Bereicherung für unsern Volksgedanken brauchen.

Das sind die eigentlich entscheidenden Gedanken, die uns vorschweben müssen, wenn wir von dem n a t i o n a l e n Wert unsrer Kolonien sprechen. Daraus folgt aber auch, daß unsere Kolonialverwaltung bewußter- und konsequentermaßen den Weg suchen und auf ihm vorwärtsschreiten muß, der zu solchen Zielen führt. Wir haben vor fünf Jahren einen großen äußeren Fortschritt unseres Kolonialwesens erlebt, und wir wollen dem Staatsmann, an dessen Namen das öffentliche Urteil den Umschwung der kolonialen Dinge knüpft, von seinem wirklichen bedeutenden Verdienst nichts rauben. Das ethisch-nationale Moment ist aber unter ihm nicht voll zu seinem Rechte gekommen. Wir haben von jener Seite den Zustand der erstrebenswerten kolonialen Blüte so definiert bekommen: „daß eine dem Flächenraum entsprechende Einwohnerzahl unter Aufbietung aller wirtschaftlichen Kräfte und unter Befriedigung aller verständigen Bedürfnisse, die gegebenen Naturkräfte und Produkte in Werte umsetzt, daß diese Werte ohne transportliche Reibungsverluste konkurrenzfähig den Weltmarkt er-

reichen, und daß die Weiterentwicklung adäquat den Errungenschaften der Technik in friedlichen Bahnen fortschreitet". Diese Definition ist nicht falsch, aber sie ist einseitig materiell. Sie sagt nicht, daß Arbeit und Endziel jeder Kolonisation im ganzen und im einzelnen bedingt sein müssen durch den Hinblick auf den nationalen Gedanken, dem sie gleich jedem andern nationalen Werk zu dienen haben, d. h., daß ihre höchste Aufgabe die Vermehrung der ideellen und materiellen Kraftfülle und Lebensbetätigung unseres Volks ist.

Wer aber zählt die Summe kolonialen Lehrgeldes, die wir haben zahlen müssen, bis wir zu unserer heutigen Erkenntnis gelangten! Als vor bald 30 Jahren die ersten Stücke von Afrika deutsch wurden, waren wir auf koloniale Betätigung in keiner Weise vorbereitet. Daß Fehler gemacht wurden, war also von vornherein unvermeidlich, aber die Fehler wurden so groß und verhängnisvoll, daß wir noch heute schwer an ihnen zu tragen haben. Niemand wußte, daß überseeische Gebiete, die sich ökonomisch und staatlich noch in einem so rohen Naturzustande befanden wie Ost- oder Südwestafrika, oder Kamerun, erst bedeutende Opfer an Mitteln, Erfahrung und Geduld verlangten, bevor sie imstande waren, etwas herzugeben. Welch einen Mangel an jeglicher Vorstellung von afrikanischen Dingen beweist jener Ausspruch eines sonst so verdienstvollen Mannes wie des Reichskanzlers Grafen v. Caprivi: er wolle der südwestafrikanischen Kolonie noch ein Probejahr geben — bevor ihre Abtretung an England erwogen werden würde. — Was sollte sich denn in einem Jahr dort ändern, wo drüben keine deutsche Macht vorhanden war, den Fehden der Eingeborenen ein Ziel zu setzen, keine Eisenbahnen, die das Land aufschlossen, keine Ansiedler, kein Kapital und keine Verwaltung, aus Busch und Steppe Farmen abzumessen und zu bewirtschaften — und in der Ber-

liner Kolonialverwaltung kein Mensch, dem die praktische Erkenntnis geläufig gewesen wäre, daß jedes Kalb, das dem südafrikanischen Farmer heute geboren wird, allein schon drei bis vier Jahre braucht, bis es als Treck- oder Schlachtochse seinen Preis bringt?

Die Regierung verschleuderte umsonst und ohne Sicherungen Land, Bergrechte und Konzessionen aller Art an deutsche und ausländische Gesellschaften, denen es an Kapital, an gutem Willen oder an beiden mangelte. Im Reichstag wetteiferten die Parteien an Unkenntnis, Vorurteilen und Kleinlichkeit, wenn irgend etwas für die Erschließung und Sicherung des neuen Besitzes gefordert wurde; und sobald einmal die weitere Öffentlichkeit sich für die Kolonien interessierte, geschah es weniger um der nationalen Zukunftswerte willen, die in ihnen steckten, als wegen irgendwelcher Skandalgeschichten, die oft genug Unverstand oder blinder Haß an den Namen der Leute hängte, die draußen ihr Leben einsetzten. Von der Hilflosigkeit, mit der die Verwaltung in der Heimat den Berichten, Klagen, Forderungen und Plänen gegenüberstand, die von drüben kamen, kann man sich heute kaum eine Vorstellung machen; aber wer diese Dinge kennt, dem ist bewußt, daß die ersten anderthalb Jahrzehnte deutscher Kolonialpolitik einigermaßen kläglich verlaufen sind.

Seitdem haben wir freilich bedeutende materielle Fortschritte gemacht. Während der ersten Periode, vom Erwerb unsrer meisten überseeischen Besitzungen bis zur Übernahme der Verwaltung durch den Kolonialdirektor Dr. Stübel, hatte sich unser kolonialer Gesamthandel, ohne Kiautschou, das von Anfang an unter dem Reichsmarineamt stand, bis auf 58 Millionen Mark entwickelt, wobei Einfuhr und Ausfuhr noch in dem höchst ungünstigen Verhältnis von 41 zu 17 Millionen standen. Das ist so wenig, daß sich scheinbar niemand darüber zu wun-

dern braucht, wenn die Kritik der grundsätzlichen Kolonialgegner diese geringen Erträge als die Begründung für ihre ablehnende Haltung gegenüber den Kolonien betrachtete. In Wirklichkeit war es natürlich eine Kurzsichtigkeit, die wir heute kaum noch begreifen, ohne Eisenbahnen und sonstigen werbenden Kapitalaufwand wirtschaftliche Fortschritte für möglich zu halten, oder ihr Ausbleiben unter solchen Umständen als kolonialwirtschaftliches Argument zu behandeln. Die grundsätzliche Änderung in unserer Kolonialmisere kam erst mit Stübel, dem überseeisch erfahrenen Mann an der Spitze der Kolonialverwaltung. Er wußte, was nottat: Kapitaleinfuhr, Bahnbauten und Besiedlung, und es gelang ihm auf allen diesen drei Gebieten in der Stille den Grund für eine bessere Zukunft zu legen. Stübels Verdienste werden weit unterschätzt. Noch ist es keinem seiner Nachfolger geglückt, so viel arbeitendes privates Kapital hinüberzubringen, wie ihm, und von unserm heutigen kolonialen Eisenbahnnetz hat er unter den größten Schwierigkeiten und Widerständen einer Reichstagsmehrheit, die noch halb oder ganz kolonialgegnerisch war, fast ebensoviel Eisenbahnkilometer abgerungen, wie später im Sturm der Begeisterung durch den Kolonialreichstag von 1907 bewilligt wurden. Vor allen Dingen aber hat er als erster mit dem nationalen Prinzip im deutschen Kolonialwesen Ernst gemacht und die Besiedlung unsrer klimatisch brauchbaren Überseegebiete mit deutschen Einwandrern als das Ziel wahrer Kolonialpolitik erkannt und aufgestellt. Durch die Weiterführung des wirtschaftlichen Ausbaues der Kolonien nach den von Stübel zuerst verwirklichten Prinzipien konnte sich dann die Handelsziffer 1910 auf 94 Millionen in der Ausfuhr und 130 Millionen in der Einfuhr steigern, und wenn man Kiautschou hinzurechnet, so beträgt der Gesamtwert unseres Kolonialhandels gegenwärtig rund 350 Millionen Mark, ungefähr das viereinhalbfache der Summe, die er um 1900 erreichte.

Wer die Ziffern unsrer kolonialwirtschaftlichen Entwicklung während des letzten Jahrzehnts studiert, kann es mit Händen greifen, daß der Ausbau der Verkehrsmittel den Wechsel zum Bessern gebracht hat, und daß wir daher erst im Beginn des eigentlichen Aufschwungs stehen. Unsere wichtigsten und größten Kolonialbahnen sind teils eben vollendet, teils noch mitten im Bau oder gerade erst begonnen. Wenn schon diese Anfänge so viel gebracht haben — was darf dann erst von der Zukunft erwartet werden, wenn das ganze Verkehrssystem voll entwickelt sein und die Besiedelung auch in Ostafrika kräftig eingesetzt haben wird! Hieran allerdings, an dem Besiedelungsprinzip, muß unerschütterlich festgehalten werden. Es ist ein großer Fehler der jüngst vergangenen kolonialen Verwaltungsepoche gewesen, daß sie in unserem größten und vorläufig wichtigsten überseeischen Besitztum, Ostafrika, weniger die deutsche Kolonisation betrieben, als eine vage und gefährliche Eingeborenenpolitik im Auge gehabt hat, die teils von anfechtbaren wirtschaftlichen Voraussetzungen bestimmt war, teils das straffe nationale Kolonisationsprinzip hinter einer verschwommenen, quasi philantropischen Vorliebe für die farbigen Rassen zurücktreten ließ. Schon die Idee, Negerkulturen zu bevorzugen, wo auch nur eine Möglichkeit vorliegt, es mit der Besiedlung durch Weiße zu versuchen, widerspricht der obersten Erfahrung auf diesem Gebiet. Indien, das 300 Millionen Einwohner einer farbigen Rasse von alter und verhältnismäßig hoher Kultur besitzt und das außerdem noch einige Hunderttausend Weiße der höchsten und wirtschaftskräftigsten Gesellschaftsschicht beherbergt, hat einen Gesamthandel, der den Kanadas oder Australiens mit Neu-Seeland, wo ein halbes Dutzend Millionen weiße Kolonisten wohnen, nur etwa im Verhältnis von 3:2 übertrifft. Ein Kanadier oder Australier bedeutet volkswirtschaftlich vierzigmal soviel als ein Hindu,

und wie weit sind die afrikanischen Negerländer noch von der Produktions- und Konsumkraft selbst Indiens entfernt!

Gebieten also schon rein wirtschaftliche Rücksichten die Förderung der weißen Kolonisation mit allen nur möglichen Mitteln, so muß doch, auch unabhängig hiervon, der nationale Gedanke ein schlechthin entscheidendes Motiv für die Besiedlung Deutsch-Afrikas mit Deutschen bleiben. Nur wo der Tatsachenbeweis gegen das Fortkommen weißer Ansiedler in bestimmten Landstrichen spricht oder die Unmöglichkeit evident ist, dürfen und müssen wir auf die direkte nationale Kolonisation verzichten. Dieser Grundsatz bedeutet aber nicht eine Politik des Abwartens und Gewährenlassens in der Besiedlungsfrage, sondern eine Politik der tatkräftigen Unterstützung. Es ist in der Regel nicht nötig, den Leuten, die kommen wollen, bares Geld unter mehr oder weniger nomineller Verpflichtung zur Rückzahlung zu geben, aber man muß ihnen billiges Land, gute Absatzwege, reichlich eingeborene Arbeitskräfte und etwas Kredit geben. Eine Kolonisation, die mit diesen Mitteln nicht glückt, kann überhaupt nicht glücken und wäre verkehrt. Die Verwaltung, die gesetzgebenden Körperschaften und die öffentliche Meinung müssen einmütig zusammenwirken, damit hier wirklich einmal in großen Zügen mit Einsicht, mit grundsätzlichem Wohlwollen und mit hinreichenden Mitteln gearbeitet werden kann. Dann werden wir koloniale Fortschritte erleben, die alles hinter sich zurücklassen, was in früheren Zeiten selbst die hoffnungsfreudigsten Optimisten von der Gesamtheit unsrer überseeischen Besitzungen zu erwarten wagten.

Welche Aussichten sind vorhanden, daß unsere Kolonialpolitik sich nun endlich ganz und gar auf die Forderungen der nationalen Idee besinnt und ihren Gang auf das Ziel hin nimmt: unsern Volksgedanken in den Teilen der Welt, die sein

Arbeitsfeld bilden, zu gestaltender und beherrschender Wirkung zu bringen? Wollten wir uns für die Antwort auf diese Frage allein bei dem Geschehenen Rats erholen, so dürften wir unsere Hoffnungen wohl nicht sonderlich hoch stimmen. Wir haben erst eine koloniale Periode des überwiegenden Unverstandes und entsprechender Sterilität erlebt. Danach kam eine Zeit, wo an der Spitze die Einsicht in das Richtige und Notwendige aufkam, aber zu Hause hatte sie mit der Langsamkeit des Verständnisses und dem Übelwollen der grundsätzlichen Opposition zu kämpfen und drüben mit dem Widerstand des Objekts. Die dritte Epoche brachte einen starken Aufschwung des Interesses in der Heimat, grundsätzliche Kolonialfreundlichkeit bei der Mehrheit der Parteien, reichliche Mittel und kräftige wirtschaftliche Initiative, aber der Mann, auf dem das System beruhte, verfolgte zu ausschließlich den kommerziellen, kapitalistischen Entwicklungsgedanken, beachtete zu wenig das nationale Prinzip samt den Imponderabilien des kolonialen Charakters und scheiterte schließlich an der selbstherrlichen Eigenwilligkeit, mit der er das Zusammenarbeiten mit den Kolonisten selbst ablehnte. Das Regime, das nun folgte, umfaßte zeitlich eine zu kurze Spanne, um ein abschließendes Urteil zu erlauben, aber auch bei dem objektivsten Bemühen ist es doch kaum möglich, ihm gegenüber dem Eindruck geringer Entschlußkraft und mangelnder Initiative in den akuten Fragen unseres Koloniallebens zu entgehen.

Jetzt stehen wir wieder am Beginn eines neuen Abschnitts und erneuerter Hoffnungen. Was für unsere Kolonien getan werden muß, ist letzten Endes gar nicht so Schwieriges. Wenn man von dem richtigen durch Dernburg eingeführten Grundsatz ausgeht, daß die Ausgaben für den militärischen Schutz der Kolonien unmöglich jetzt schon der noch wenig zahlreichen und relativ leistungsschwachen, im ersten wirtschaftlichen

Anfangsstadium befindlichen Kolonistenbevölkerung aufgebürdet werden können, sondern Sache des Reichs sind, das sich entschlossen hat, die fernen Schutzgebiete zu erwerben, so kann man heute von unseren afrikanischen und von einem Teile der Südseebesitzungen sagen, daß sie imstande sind, die Kosten für ihre Verwaltung und für die Verzinsung der von Reichs wegen vorgeschossenen werbenden Kapitalsanlagen ganz oder annähernd aufzubringen. Ebenso bedarf es keiner Erläuterung darüber, daß die Weißen bei weitem den größten Teil der Steuern, Zölle und sonstigen Abgaben leisten, und daß, soweit die Eingeborenen daran beteiligt sind, erst die Tätigkeit des weißen Mannes die Zustände soweit entwickelt hat, daß einheimischer Konsum entstand und Eingeborenenabgaben erhoben werden konnten. Früher wurde den Kolonisten, als sie zunächst in Südwestafrika nach Selbstverwaltung verlangten, regelmäßig geantwortet: erst Selbsterhaltung, dann Selbstverwaltung! In Südwestafrika ist die Frage jetzt brennend, aber auch in Ostafrika verdient sie ernste Aufmerksamkeit. Südwest leistet reichlich was es kostet, abgesehen natürlich vom Militär; ja, es ist vor kurzem sogar möglich gewesen, aus den eignen Einnahmen der Kolonie Eisenbahnbauten zu bestreiten, also werbende Kapitalsaufwendungen außerordentlicher Natur. Natürlich erhebt sich nun unter den deutschen Ansiedlern das alte angelsächsische Prinzip: „No taxation without representation", keine Steuern ohne Mitbestimmungsrecht über ihre Verwendung! Mit Recht sagen die Leute: Erst wurde uns gesagt, wir sollten Selbstverwaltung haben, sobald wir uns selbst erhalten würden, und jetzt, wo wir es tun, wird doch nichts daraus. Südwestafrika hat einen Landesrat, der zur Hälfte gewählt, zur Hälfte vom Gouverneur ernannt wird. Schon deshalb kann er nur teilweise als wirkliche Vertretung der Ansiedlerschaft bezeichnet

werden. Außerdem aber beschränkt sich das Recht des Landesrats darauf, zu dem jährlichen Etatsvoranschlag und zu anderen Landesangelegenheiten, deren Vorlage oder Nichtvorlage im Belieben des Gouverneurs steht, sich gutachtlich zu äußern. Es soll nicht geleugnet werden, daß hiermit ein gewisser moralischer Einfluß gegeben ist, aber er ist sehr unbestimmter Natur, und er entbehrt wie der nötigen Freiheit, so auch der durch sie bedingten vollen Verantwortlichkeit. Es ist das unzweifelhafte Recht der Kolonisten, über die Verwendung der Mittel, die aus den von ihnen geleisteten Taxen und Abgaben fließen, auch selbst mitzubestimmen — nicht bloß zu unverbindlicher Meinungsäußerung aufgefordert zu werden. Die Kolonialverwaltung hat es in ihrer Macht, dieses moralische Recht zu ignorieren, aber sie kann dann unmöglich verlangen, daß die Stimmung und die allgemeinen Zustände in Südwestafrika befriedigende sind.

Es ist der alte Fehler deutscher Staatsautorität, daß sie so schwer imstande ist, von sich aus zu der freien politischen Leistungsfähigkeit und Loyalität des Volkes Vertrauen zu fassen. Man soll die Südwestafrikaner ruhig in den Sattel setzen; sie werden schon reiten können und uns bald zeigen, wie sie reiten. Halten wir sie aber festgeschnallt und gängeln sie fortgesetzt, so wird kein Ende des Unmuts sein, und wenn die Dinge nicht so gehen, wie sie gehen sollen, so wird die Verantwortung dafür nicht auf das Land und die Ansiedlerschaft, sondern auf die Regierung fallen. Die Ereignisse der Dernburgschen Periode haben für den Einsichtigen doch wahrhaftig gezeigt, wie verkehrt es ist, die Kolonisten von der Mitbestimmung über die Angelegenheiten der Kolonie grundsätzlich auszuschalten. Ebenso ist es fast ein Spott, was den Ostafrikanern unter dem Namen Selbstverwaltung geboten wird. Nicht Selbstbestimmungsrechte sollten ihnen gegeben, sondern Paragraphen oktroyiert werden,

die die Selbstbestimmung unter dem Schein, als ob etwas davon bestände, illusorisch machten. Wenn bei der Regierung wirklich ein solches Mißtrauen gegen die ostafrikanischen Kolonisten herrscht, so wäre es aufrichtiger und besser, sie sagte es offen und verweigerte nicht nur die wirkliche, sondern auch die papierne Selbstverwaltung.

Der eigentliche Fehler, unter dem unsere Kolonialverwaltung leidet, ist die unbewußte Abneigung des deutschen Beamtentums gegen eine durchgreifende Neuorientierung in prinzipiellen Fragen, und dieser Fehler stammt daher, daß sich bei uns im öffentlichen Dienst die Summe der Anschauung und praktischen Erfahrung fast ausschließlich auf den feststehenden Kreis des heimischen Lebens beschränkt. Innerhalb desselben hat sich ein Schatz von erprobten Ideen und Begriffen, eine nützliche Routine und aus beiden hervorgehend ein sehr ausgeprägtes Selbstgefühl gebildet. Dieses bezieht sich auch auf die Überzeugung, daß die formale Jurisprudenz und das juristische Milieu des höheren preußisch-deutschen Beamtendaseins ein unentbehrliches Requisit für die Fähigkeit richtigen Disponierens in Verwaltungssachen sei. Die Befürchtung, daß eine Angelegenheit nicht in juristischem Sinne einwandfrei abgewickelt werden könne, wiegt für unsere beamteten Stellen so schwer, daß sie sich kaum dazu entschließen können, für die Besetzung höherer verantwortlicher Posten im Kolonialdienst vom Schematismus abzugehen. Das Merkwürdige dabei ist nur, daß es dort, wo es wirklich der juristischen Klarheit im hervorragenden Sinne bedurft hätte, wie bei den vielerlei Konzessionen und Verträgen gegenüber Gesellschaften und Privatpersonen, an denen unsere Kolonialpolitik von Anfang an so reich war, doch von rechtlichen Unklarheiten, Fehlern und Versehen wimmelt, die sämtlich auf das Konto der Kolonialverwaltung kommen. Auch die Dernburgsche Periode macht hiervon keine Ausnahme.

Man könnte daraus doch die Lehre ziehen, daß die kolonialen Dinge ein Gebiet mit eigenen Lebensgesetzen und mit Erfahrungen für sich selbst sind, zu deren Beherrschung die heimatliche Schulung allein nicht genügt. Für koloniale Rechtsfragen sind besondere Kolonialjuristen nötig, und auch für die praktische Verwaltungstätigkeit drüben bedarf es ihrer, aber nicht in ausschließlicher Weise. Das lehrt uns die englische koloniale Praxis klar, die sich, noch neben der eigentlichen Selbstverwaltung, juristisch nicht vorgebildeter aber praktisch erfahrener Kräfte mit gutem Erfolge bedient.

Vor allen Dingen müssen an der Spitze der Verwaltung, im Kolonialamt, Persönlichkeiten stehen, denen es geläufig ist, daß Kolonialpolitik etwas von den heimischen Angelegenheiten Wesensverschiedenes ist, und daß nur mit großer Vorsicht Begriffe und Methoden von einem auf das andere Gebiet übertragen werden dürfen. So zu handeln ist dem Engländer selbstverständlich, denn ihm steht als unmittelbare Erfahrungstatsache die Fülle der Verschiedenheiten und Differenzierungen überseeischer Verhältnisse vor Augen. Für ihn ist nicht die Anwendung der heimischen Begriffe auf die Kolonien, sondern die Entwicklung der kolonialen Praxis aus den Verhältnissen jeder einzelnen Kolonie das Selbstverständliche. Darum ist der englischen Kolonialpolitik auch alles Widerstreben gegen die nicht bloß nominelle oder fakultative, sondern kräftige und verantwortliche Heranziehung der Kolonisten zu den Verwaltungsgeschäften so fremd. Man hält es nur für selbstverständlich, daß die Ansiedler, um deren Wohl und Fortschritt es sich doch bei der Verwaltung handelt, imstande sind, zu ihren eigenen Angelegenheiten Brauchbares zu sagen und zu beschließen. Allerdings hat auch die englische Kolonialpolitik nicht von Anfang an auf diesem verständigen Standpunkt gestanden, und ihr sind weder Fehler noch Folgen

von solchen erspart geblieben, aber man hat aus den Fehlern gelernt.

Das deutsche Kolonialwesen hat empfindlich darunter gelitten, daß unsere Verwaltung es von Anfang an zu wenig für nötig hielt, bei den älteren Kolonialvölkern, vor allen Dingen bei England, in die Schule zu gehen. Es ist direkt unglaublich, mit wie krasser objektiver Unwissenheit und mit welch einer Fülle bescheidenster personeller Mittelmäßigkeit gewirtschaftet worden ist — und es wäre doch keine Schande gewesen, wenn wir uns bemüht hätten, erst einen Stamm von kolonialen Verwaltungskräften dadurch heranzuziehen, daß man den betreffenden Beamten Gelegenheit gab, ordentliche, verwaltungstechnische und theoretische Studien innerhalb des englischen Kolonialbesitzes und in England selbst anzustellen. Der Nutzen und die Notwendigkeit dieses Weges lagen aber den Begriffen unseres leitenden Beamtentums zunächst so ferne, daß kaum jemand auf derartige Ideen kam, und wo gelegentlich etwas nach dieser Richtung hin geschehen ist, da war es zu wenig systematisch und bezog sich fast nur auf flüchtige Kenntnisnahme innerhalb bestimmter für den Augenblick gerade dringlicher Spezialfragen.

Unserer Methode ist es ein viel zu fremder Gedanke, daß man die allgemeine Entwicklung in transozeanischen, dem nationalen Besitzstande über große Entfernungen hin angegliederten Schutzgebieten oder Kolonien so viel wie möglich sich selbst überlassen und von Verwaltungs wegen sich darauf beschränken muß, die öffentliche Ordnung zu schützen, diejenigen materiellen Aufwendungen zum Beginn eines gesunden und kräftigen Wirtschaftslebens zu machen, die ein junges Kolonialgebiet aus eigenen Mitteln noch nicht zu leisten imstande ist, und im übrigen auf jede Weise die Selbständigkeit der Ansiedlerbevölkerung

zu fördern. Natürlich ist es nicht möglich, etwas Rechtes zustande zu bringen, wenn mit den Mitteln geknausert wird, aber wenn man nichts ausgeben will und außerdem noch alles bevormundet, was drüben von selber sich regen will, so kommt bei der Sache sicher noch weniger heraus. Wir haben durchaus nicht nur mangelhaft geeignete Kräfte in unserem überseeischen Verwaltungsapparat, sondern eine ganze Anzahl von Männern verschiedenster Vorbildung und Herkunft haben sich gut bewährt, praktisches Verständnis für die Besonderheit des kolonialen Lebens bewiesen und das Vertrauen der Bevölkerung erworben. Wollte man diesen Beamten gute Bezahlung und als Regel die Aussicht auf feste und dauernde Anstellung im Kolonialdienst gewähren, so könnte man ohne Schwierigkeit zu einem sehr leistungsfähigen Stamm von Verwaltungskräften gelangen.

Ein besonderer Übelstand ist die engherzige Abschließung der mittleren und unteren Kolonialbeamtenlaufbahn nach oben. Es ist so gut wie ausgeschlossen, daß selbst hervorragende Leute, die nicht von vornherein zur höheren Kaste gehören, in eine wichtige Stellung gelangen. Das bloße Vorhandensein einer regulären Aussicht nach dieser Seite hin würde genügen, um begabte und tüchtige Menschen anzulocken, und die Entwicklung der Kolonien selbst würde den meisten Vorteil davon haben. So etwas aber widerstreitet dem deutschen Prinzip von der gottgewollten Trennung von oben und unten. Wer aus der Fremde in unsere Besitzungen kommt und drüben die Lächerlichkeiten der offiziellen Kastensonderung, der sozialen und dienstlichen Trennungen und Vorurteile, die er schon von der Heimat her kennt, wiederfindet, nur durch die Kleinheit der Verhältnisse und durch die Nähe des Beisammenlebens noch mehr ins Unleidliche verzerrt, den kann eine Stimmung erfassen, als ob wir Deutsche darum überhaupt nie im-

stande sein werden, etwas Großes in kolonialen Dingen zu leisten, weil wir die Beschränktheiten unseres heimischen Wesens als wertvollstes und unveräußerlichstes Gepäck mit über den Ozean in die Steppen und Berge Afrikas schleppen. Sieht man dann, was trotz dieser geistigen Belastung vorwärts gebracht wird, so faßt man wieder Mut. Was aber könnte geleistet werden, wenn bei uns mehr innere Großzügigkeit und mehr Freiheit von den heimischen Gebundenheiten der Anschauung, des Wollens und der Gewohnheit vorhanden wäre!

Wir können es uns hier nicht zur Aufgabe machen, ein Programm der besonderen Erfordernisse für jede Kolonie aufzustellen, aber wir möchten an einigen Beispielen zeigen, wie durch den Formalismus und Fiskalismus und durch die Bedenklichkeiten gegenüber dem Ungewohnten moralische und materielle Entwicklungswerte in Gefahr und Verzug geraten. Jahr und Tag hat die südwestafrikanische Farmerschaft auf die Hilfe der Verwaltung in der Frage des Bodenkredits gewartet. Das rohe Land in Südafrika, das eben noch ungenutzte Steppe und Buschsavanne war, hat in diesem Zustande nur einen geringen Wert und wird von der Regierung um ein Billiges, ein bis zwei Mark für den Hektar, verkauft. Bei der extensiven Bewirtschaftungsmethode, die in jenen trockenen Weidesteppen fürs erste allein möglich ist, bedarf es aber Tausender von Hektaren, um einen rationellen Farmbetrieb zu ermöglichen, und da bei der meistens geringen Kapitalkraft der angehenden Farmer fast das ganze Kaufgeld als Regierungshypothek auf die Farm eingetragen wird, so kann der Grund und Boden nicht in derselben Weise die Unterlage für den landwirtschaftlichen Kredit bilden, wie in Deutschland. Es muß daher ein besonderes Kreditsystem für wirtschaftliche Meliorationen geschaffen werden. Ohne eine solche Hilfe kann die Farmwirtschaft in Südwestafrika nur langsam und mit unverhältnismäßigen Verlusten

zum Aufschwung gelangen. Gerade die ersten Jahre sind für den Ansiedler schwer, weil es keinen regulären Ackerbau gibt und die Nachzucht vom Vieh erst nach längerer Zeit verkaufsfähig wird; auch muß der weibliche Nachwuchs für die allmähliche Bestockung der Farm bis zu ihrer vollen Trag- und Produktionskraft zunächst erhalten bleiben. Bis dies Ziel erreicht ist, vergeht eine Reihe von Jahren, und gerade während dieser Zeit braucht der Farmer Hilfe. Die Unterstützung für die Übergangszeit zu organisieren, ist keine einfache Sache, und vor allen Dingen fehlt es an Vorbildern innerhalb der heimatlichen Verhältnisse. Unlösbar ist die Aufgabe aber nicht, und es sind verschiedene Vorschläge gemacht worden, aus dem sich Brauchbares entnehmen läßt, sobald die Verwaltung nur Entschlossenheit zur Beschaffung der unumgänglich erforderlichen öffentlichen Mittel und zur mitverantwortlichen Heranziehung von Organisationskräften aus dem Kreise der Kolonisten aufbringt. Trotzdem rückte die Sache bis zum Amtsantritt des jetzigen Staatssekretärs nicht von der Stelle, weil es kein fertiges Schema, kein direkt anwendbares Normalstatut für den Fall gibt. Man hörte Sachverständige, man versicherte die Farmer des unausgesetzten und aufrichtigsten Wohlwollens, aber geholfen wurde ihnen nicht. Jetzt endlich scheint mehr Initiative und mehr Entschlossenheit des Wohlwollens ins Kolonialamt eingezogen zu sein, und das Widerstreben hat seinen Sitz nur noch beim Sparschematismus des Schatzamts.

Ebenso stockte bis jetzt der Fortschritt in der Diamantenfrage. Die in Eile und ohne genügende Kenntnis der natürlichen Verhältnisse erlassenen Bestimmungen über den fiskalischen Anteil an den Diamantenerträgen stammen noch aus der ersten Zeit nach der Entdeckung der Lagerstätten. Bald genug stellten sie sich als ungeeignet für die fernere Entwicklung des Abbaus heraus. Die Erträge der

Felder gingen zurück, die Interessenten wurden geschädigt, die Staatseinnahmen aus den Diamanten fingen bedeutend an zu fallen — es wurden diskutable Vorschläge zur Besserung gemacht, man versicherte von der Regierungsseite her wiederum die Produzenten des Wohlwollens, des Interesses usw., aber es geschah nichts. Warum? Weil bei uns Zugreifen allein nach Maßgabe der bestehenden Verhältnisse, ohne Rücksicht auf Schema und Vorgänge, ein zu schwieriges Ding ist. Jetzt endlich ist die Angelegenheit in Gang gekommen, nachdem der Staat und die privaten Interessenten bedeutende und unnötige Verluste gehabt haben.

Es sieht so aus, als ob ein frischer und freier Zug in die Kolonialverwaltung kommen will, aber es ist schon Schaden genug geschehen — materieller und moralischer. Kraft des berüchtigten kolonialen Fiskalismus, dem der Nutzen der Staatskasse selbst über Treu und Glauben gegen die Bevölkerung geht, hat es die Kolonialverwaltung doch sogar unter dem Kaufmann Dernburg vermocht, auf dem Verwaltungswege, unter Benutzung der unentwickelten rechtlichen Verhältnisse der Kolonien, große und harte Zollforderungen gegen südwestafrikanische Kaufleute einzutreiben, obwohl das Gericht in allen Instanzen gegen den Fiskus entschieden hatte! Das war direkt verwüstend gehandelt, zumal an anderer Stelle unter diesen Verhältnissen doppelt ungerechtfertigte Bevorzugungen stattfanden — aber „formell", d. h. formalistisch, war es in Ordnung. Dabei ist es kaum möglich, die Schuld an solchen Vorgängen einem einzelnen Manne oder einer bestimmten Stelle zuzuschieben. Es ist das falsche System, das sich auswirkt und das von innen heraus gebessert werden muß, wenn wir einer freieren und glücklicheren Periode unserer kolonialen Entwicklung entgegengehen wollen.

Ähnliche Beispiele wie die genannten, könnte man aus den

meisten deutschen Kolonien anführen. Immer wieder stoßen wir auf die Fehler unserer nationalen Veranlagung und Erziehung, die uns daran hinderlich sind, daß wir mit unserem Menschenmaterial, unserer Arbeitsenergie und unserem Reichtum an materiellen Mitteln das schaffen, was andere Völker mit freierer Denkweise an unserer Stelle schaffen würden. Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit im einzelnen sind unentbehrliche Eigenschaften jeder nationalen Größe, aber allein für sich schaffen sie solche Größe doch nicht. Was noch hinzukommen muß, ist die Unabhängigkeit des Denkens und Tuns von der Macht des Gewohnten, des Schemas und der Vorurteile. Wir haben an einzelnen Persönlichkeiten lebendige Beweise genug dafür, daß wir nicht unfähig sind, trotz der natürlichen und historischen Beschränktheit, die uns den großen Weltdingen gegenüber anhaftet, das Richtige zu sehen. So wenig unsere Kolonien auch heute noch gegenüber einem Besitz bedeuten, wie ihn England oder Frankreich jenseits des Ozeans ihr eigen nennen, so groß kann ihr zukünftiger Wert für die Entwicklung des deutschen Gedankens in der Welt sich gestalten, wenn es gelingt, unser Kolonialwesen noch rechtzeitig aus der Enge der Bedenklichkeiten, des Mangels an Entschlußkraft, in die Weite kräftigen Vertrauens auf das Deutschland und die Deutschen jenseits des Meeres hinauszusteuern. Davon sind wir überzeugt, und unsere Überzeugung gilt erst recht, wenn die Zuversicht sich bewährt, daß die eigentliche Epoche großer afrikanischer Kolonialpolitik uns noch bevorsteht!

SECHSTES KAPITEL

UNSERE AUSWÄRTIGE POLITIK

Unser großer Kriegsphilosoph und Kriegshistoriker Clausewitz hat einmal gesagt: „Die beste Strategie ist, immer recht stark zu sein; zunächst überhaupt und demnächst auf dem entscheidenden Punkt." Der Krieg aber ist nach Clausewitz' richtiger Definition kein Ding an sich, sondern die Fortsetzung der Politik mit veränderten Mitteln. Krieg und Politik sind nur andersgeartete Ausdrucksformen desselben Prinzips: der materiellen wie der moralischen Selbsterhaltung der Völker. Es ist also nicht nur die beste Strategie, sondern die beste Politik schlechthin: recht stark zu sein; zunächst überhaupt und demnächst auf dem entscheidenden Punkte. So stark aber vermag niemand zu sein, daß er ganz für sich allein einer jeden Verbindung von Gegnern gewachsen wäre. Daher ist es die Kunst der Politik, all die Beziehungen zu andern Völkern und Staaten aufzusuchen, durch deren Pflege wir unsere eigne Stärke vermehren, die des Gegners aber verringern können.

Die neueste Geschichte hat zwei große Meister der Bündnispolitik hervorgebracht: Bismarck und Eduard VII. von Eng-

land. Bismarck hat es verstanden, sowohl durch den Dreibund als auch durch den sogenannten Rückversicherungsvertrag mit Rußland unsere Stellung in Europa zu einer praktisch unangreifbaren zu machen, solange der Satz von der Saturiertheit Deutschlands galt. Oberflächlich betrachtet, mochte das noch um 1890 der Fall sein; ein Jahrzehnt später aber, als König Eduard den englischen Thron bestieg, war es offenbar geworden, daß die Grundlagen unseres Daseins sich gewandelt hatten. Daraus folgte für England, wenn es die Erhaltung der „britischen Suprematie" im alten Sinne als politisches Ziel weiter verfolgen wollte, daß Deutschland zurückgedrängt und unschädlich gemacht werden mußte. Diesen Gedanken hat der König vom Anfang seiner Regierung an verfolgt. Das erste, was geschehen mußte, war die Vorausbeseitigung der möglicherweise von Rußland her drohenden Störungen. Rußland strebte auf dem Wege über China und Persien nach einer Stellung, die, wenn sie Wirklichkeit wurde, den größten Teil Asiens politisch beherrscht und Indien bedroht hätte. Es war klar, daß England sich nicht der Gefahr eines Konfliktes mit Deutschland aussetzen konnte, solange die russische Politik in Asien auf solchen Wegen war. Daher das Bündnis zwischen England und Japan sofort nach Beendigung des Burenkrieges. Japan sollte der Soldat Englands in Asien sein, wie Preußen es 150 Jahre früher in Europa gewesen war. Wir wissen, wie gründlich die Japaner ihr Pensum erledigten: allzu gründlich für das englische Interesse, das Rußland nur bis zum Verzicht im Mittleren und Fernen Osten, nicht bis zur Aktionsunfähigkeit schlechthin geschwächt wissen wollte.

Als Tsuschima und Mukden geschlagen und die russische Revolution vorbei war, ließ Rußland sich zu einem Vertrage mit England bereitfinden, der ihm, gegen den Verzicht auf den

Ausgang zum Südmeer, den nördlichen Teil Persiens und die Anwartschaft auf einen Teil der Türkei überwies, falls es zur türkischen Liquidation kommen sollte. Mittlerweile war Frankreich ganz und Italien halb gewonnen; das eine durch Marokko und die Revanche, das andere durch den albanisch-adriatischen Köder. Auch Spanien wurde durch eine dynastische Heirat und durch Hoffnungen auf Nordmarokko soweit gebracht, daß es England seine Seemacht zur Reorganisation anvertraute und der englischen Flotte im Bedarfsfall seine Häfen zu öffnen versprach. Portugal war von jeher englischer Vasall.

Deutschland gegenüber wäre die englische Politik es sicher zufrieden gewesen, wenn wir die über uns zu fassenden Beschlüsse ohne Appell an die Waffen hinzunehmen bereit waren. Da aber Frankreich durch die elsaß-lothringische Hoffnung mit bewogen war, sich in die Gefolgschaft Englands zu begeben, und Italiens Anwartschaft auf transadriatische Erwerbungen ohne direkte Gefährdung der Lebensinteressen Österreichs nicht verwirklicht werden konnte, so war faktisch nicht daran zu denken, daß die Politik der Einkreisung ohne kriegerische Gewalt an ihr Ziel gelangen sollte. Das Ziel war für England die Herstellung eines geschlossenen britischen Machtgebiets von Südafrika bis Australien, und dazu Aufteilung der Türkei. Dabei sollte Deutschland ausgeschlossen und im Falle des Widerstandes seiner afrikanischen Besitzungen, seiner Flotte und falls es gelang, auch Elsaß-Lothringens beraubt werden.

Die drei Schlüsselpunkte zum Verständnis der Entstehung dieses englischen Projekts liegen in Mesopotamien, in Ägypten und in Ostafrika. Fur die Engländer bildet der deutsche Anteil an Ostafrika den einzigen fremden Einschub in eine gewaltige Besitzmasse, die sich ohne dies Hindernis zusammenhängend vom Kap der guten Hoffnung bis zur ägyptischen Mittelmeer-

küste erstrecken würde. Das portugiesische Ostafrika ist schon heute nicht viel mehr als eine englische Dependenz und würde auch ohne große Ereignisse über kurz oder lang unter englische Flagge kommen. Katanga, die erzreiche Südostecke des Kongostaats, bildet für die englische Politik gleichfalls ein begehrtes Zukunftsobjekt und ist der Grund dafür, daß England den Kongo immer noch nicht als belgische Kolonie anerkannt hat. Abessynien endlich und das wertlose italienische Somaliland liegen abseits für sich und sind für das große Programm der britischen Afrikapolitik entbehrlich. Am notwendigsten zu seiner Verwirklichung ist Deutsch-Ostafrika, und seit Cecil Rhodes zum erstenmal Gelegenheit hatte, mit Kaiser Wilhelm II. über die afrikanische Politik und die transafrikanischen Eisenbahn- und Telegraphenpläne zu sprechen, hat es bis heute nicht an englischen Andeutungen gefehlt, daß man bereit wäre, für Deutsch-Ostafrika selbst einen guten Preis zu zahlen.

Weltpolitisch von noch viel größerer Wichtigkeit sind die Wünsche und Pläne Englands, die sich an das türkische Gebiet von Bagdad, das alte Babylonien, knüpfen. Unter der Voraussetzung, daß der südliche Teil von Persien samt dem Persischen Golf einen Bestandteil des englischen Imperiums bilden und daß auch Arabien einem starken und gesicherten englischen Einfluß unterliegt, stellt das Bagdadgebiet den einzigen noch übrig bleibenden trennenden Keil zwischen der ägyptisch-afrikanischen und der indisch-asiatischen Hälfte des britischen Weltreichs dar. Aus diesem Grunde erscheint es ganz natürlich, daß im selben Augenblick, wo mit der Thronbesteigung König Eduards die imperialistische Politik in England ihren hohen Flug nimmt, gleichzeitig an den verschiedensten Stellen sich jenes Ziel offenbart: den Indischen Ozean und die ganze um ihn herum gelagerte Ländermasse zu einem geschlossenen englischen Herrschaftsgebiet zu machen. Während das Bünd-

nis mit Japan vorbereitet wird, das dazu bestimmt ist, Rußland so weit von der Höhe seiner Ansprüche herabzubringen, daß es in die Gefolgschaft der englischen Politik eintritt und auf die Südhälfte Persiens verzichtet, proklamiert Lord Curzon, 1899—1905 Vizekönig von Indien, öffentlich das Programm der britischen Suprematie im Mittleren Osten, und Willcocks, der berühmte Wasserbauingenieur, hält in Kairo seinen aufsehenerregenden Vortrag über die Wiederherstellung der einstigen Kultur Babyloniens durch die Briten. Dabei stellte sich heraus, daß schon seit lange die alten Stromläufe, Kanäle, Schleusenwerke und Dämme im Irâk durch Offiziere des indischen Vermessungsdienstes aufgenommen waren, und indem Willcocks von der Erneuerung der Nahar Malka, des babylonischen Königskanals sprach, tat er die politisch sehr verfängliche Frage, ob dies Gewässer in Zukunft dazu bestimmt sein werde, der Kanal des deutschen Kaisers oder der Kanal des Kaisers von Indien zu heißen? Er ging so weit, daß er offen die Besiedlung des menschenleer gewordenen alten Kulturlandes nach Vollendung der Bewässerungswerke mit ägyptischen und indischen Bauern, also mit englischen Untertanen, in Aussicht nahm. Wenn ein Mann von solchem Namen und so großer öffentlicher Autorität wie Willcocks, solche Ideen äußerte, die das Ziel einer politischen Annexion des Euphrat- und Tigrislandes kaum noch verhüllten, so ist deutlich genug erkennbar, daß nichts Geringeres dahintersteckt, als die große Idee, alle Länder zwischen Nil und Indus dem Imperium anzugliedern.

Damals glaubte niemand, daß die Türkei einer so kräftigen politischen und militärischen Regeneration fähig sei, wie sich nachher gezeigt hat; es schien vielmehr ohne Schwierigkeit möglich, sobald ein Widerstand von seiten europäischer Festlandsmächte nicht in Frage kam, die türkische Herrschaft etwa auf die Halbinsel Anatolien zu beschränken, den übrigen Be-

sitz der Türken irgendwie dem Interessengebiet Englands und seiner Gefolgsmächte anzugliedern und das Kalifat von Konstantinopel nach Mekka oder Kairo zu übertragen. Selbstverständlich mußte England dann auch die Schutzherrschaft über die heiligen Städte und das Protektorat über ganz Arabien an sich nehmen. Ob der ägyptische Khedive oder der Großscherif von Mekka den Kalifentitel und die nominelle geistliche Herrschaft über die Gläubigen erhielt, machte eine Frage zweiter Ordnung aus; einer wie der andere Fürst war alsdann englischer Vasall.

Als England 1882 Ägypten besetzte, um sich die Herrschaft über den Suezkanal und die Pforten des Indischen Ozeans zu sichern, da waren sich die verantwortlichen Leiter der englischen Politik natürlich der schwerwiegenden Tatsache bewußt, daß sie hiermit eine strategische Position für England schufen, die auf dem Wege über Kleinasien und Syrien zu Lande angreifbar war — eine Möglichkeit, die um so schwerer wog, als Ägypten gleich die Stelle als Schlußstein im Gewölbe des Imperiums um den Indischen Ozean erhielt. Allein auf dem Wege ums Kap der guten Hoffnung, wo heute das burische Afrikanertum die größten politischen Fortschritte macht, kann unter den gegenwärtigen Umständen das große südasiatisch-indische Machtgebiet Englands nicht gehalten werden, und außerdem hängt am Besitz Ägyptens auch der ganze Sudan bis hinauf zu den Quellen des Nils, sowie die Kontrolle über das Rote Meer samt seinen Küsten. Von Ägypten aus ist Ibrahim Pascha, der Stiefsohn des großen Rebellen Mehemet Ali, 1832 durch Syrien und die Tauruspässe bis nach Konia auf dem Kleinasiatischen Hochlande vorgedrungen. Dort schlug er mit seinen europäisch exerzierten Fellachen das Heer des Sultans, und wenn nicht die Großmächte sich ins Mittel gelegt hätten, so wäre vielleicht die ganze Herrschaft der Osmanen über Vorderasien ins Wanken geraten.

Denselben Weg kann eine moderne Armee von Anatolien aus ebensogut in umgekehrter Richtung zurücklegen, und aus dieser Quelle stammen Englands Schmerzen in der heutigen Orientpolitik. Aus ihr stammt seine langjährige Verhinderungspraxis in der Bagdadbahnfrage; aus ihr stammt auch das Bestreben, durch die Einbeziehung Arabiens, des syrischen Vorlandes und der Gebiete am Euphrat und Tigris zugleich eine Deckung für Ägypten und die Landverbindung vom Nil bis zum Indus herzustellen. Die Eisenbahnlinie von Kairo bis Kalkutta bildet für die englischen Zukunftshoffnungen das Seitenstück zu der von Kairo nach Kapstadt. Was hier Deutsch-Ostafrika ist, das ist dort das arabische Irâk. Willcocks hat nicht nur den Plan aufgestellt, dieses Land mit englischem Gelde und englischer Technik wieder zur Kultur zurückzurufen und es mit mohammedanischen Untertanen Englands zu besiedeln, sondern er hat in seinem Zukunftsprogramm auch die Eisenbahnlinie vorgezeichnet, die im Fall ihrer Verwirklichung zwar auch eine Bagdadbahn genannt werden könnte, aber eine solche, wie sie den englischen, nicht den türkischen Interessen dient. Sie würde nämlich von Bagdad aus direkt nach Westen gehen, den Euphrat bei Deir es Zor verlassen, die syrisch-arabische Wüste in der Richtung auf Palmyra durchqueren und von Palmyra aus entweder auf Damaskus-Beirut oder das syrische Tripolis geführt werden. Eine solche Linie begänne am Persischen Golf, also nach englischer Auffassung an einem britischen Gestade, und sie endete zwischen Zypern und Ägypten, den beiden beherrschenden Stellungen Englands im östlichen Mittelmeerbecken. Für die Türkei wäre sie militärisch und politisch nicht nur wertlos, sondern direkt gefährlich, weil weder der Anfangs- noch der Endpunkt mit den türkischen Machtmitteln beherrscht werden könnte. Die deutsch-türkische Bagdadbahn dagegen, die vom Bosporus durch ganz Klein-

asien, Nordsyrien und Mesopotamien bis nach Bagdad laufen wird, ist dazu bestimmt, die entfernteren und bisher nicht fest in der Hand der Regierung befindlichen Reichsteile mit dem türkischen Kräftezentrum in Anatolien und mit Konstantinopel zu verknüpfen. Sobald der Bau in ca. zwei Jahren Aleppo, die Hauptstadt Nordsyriens, erreicht haben wird, ist die Verbindung mit dem syrisch-arabischen Bahnsystem hergestellt, das auf der einen Seite etwa bis Mekka, auf der andern bis Haifa am Fuß des Karmel, an der palästinensischen Mittelmeerküste, fertig ist.

Damit würden die Dinge so weit sein, daß England, falls es die Türkei selbst oder eine am Bestande der Türkei unmittelbar interessierte dritte Macht angreift, mit der Möglichkeit eines türkischen Gegenangriffs auf Ägypten zu rechnen hätte. Von Haifa bis El Kantara, wo die alte Heer- und Karawanenstraße von Syrien nach Ägypten das Suezkanalbett überschreitet, sind es allerdings noch 400 Kilometer, soviel wie in der Luftlinie von Berlin nach Frankfurt, und der Weg führt zum Teil durch ein an Wasser und Verpflegung armes Gelände, aber er ist eben und bequem, bietet nirgends natürliche Hindernisse dar, und auf der letzten wüstenhaften Strecke kann die Bewegung größerer Truppenmassen im Kriege durch rasch hergestellte Feldbahngleise erleichtert werden. In dieser Beziehung hat der Bau der Mekkabahn, der ganz und gar mit militärischen Kräften erfolgte, den Türken eine sehr gute Schulung gewährt. Noch günstiger wäre es natürlich für die Türkei, wenn sie den 1909 in einer amtlichen Denkschrift des Arbeitsministeriums veröffentlichten Plan ausführen könnte, von Rayak, wo die von Aleppo kommende nordsyrische Linie in die Beirut-Damaskusbahn münder, einen dritten Strang nach Süden, zunächst bis Gaza, zu legen.

Wir sehen, wie dringlich es weiterhin für die Türken ist, mit dem Bahnbau sobald wie möglich nach Bagdad selbst zu ge-

langen. Über Bagdad hinauszugehen liegt nicht unmittelbar in ihrem Interesse, denn für die Bedürfnisse des wirtschaftlichen Verkehrs kann durch die Flußschiffahrt und durch Kleinbahnen im zukünftigen Bewässerungsgebiet gesorgt werden. Auch der durchgehende Schnellverkehr für Post und Passagiere zwischen Indien und Europa würde zwar die finanziellen Garantielasten der Türkei erleichtern, aber es müßte auch die lange, an sich unvorteilhafte Strecke durch die arabische Wüste auf dem rechten Euphratufer bis Basra-Kuweit gebaut werden. Politisch und strategisch ist das Irâk für die Türken gesichert, sobald die Bauspitze der Bahn von Norden her Bagdad erreicht hat, was nach dem jetzigen Bauplan 1916 geschehen soll. Ist Bagdad mit Syrien und Anatolien durch einen ununterbrochenen Schienenweg verbunden, so kann die Türkei einer Invasion von Indien her über den Persischen Golf oder zu Lande über die von England geplante südpersische Verlängerung des indischen Bahnsystems erfolgreich Widerstand leisten.

Nun haben sich allerdings die Dinge seit 1890, dem Jahre der Thronbesteigung König Eduards und der Veröffentlichung der Ideen Willcocks' und Lord Curzons über die Suprematie Englands im Mittleren Osten samt der englisch-indisch-ägyptischen Kolonisation Mesopotamiens, in Wirklichkeit nicht durchaus dem englischen Interesse gemäß entwickelt, denn die Bagdadbahn hat, wenn auch infolge des englischen Widerstandes sehr langsame, so doch immerhin merkliche Fortschritte gemacht und die syrisch-arabischen Bahnen sind neu entstanden. Auf diesem Gebiet ist England nur das eine gelungen: die Türken durch unmittelbare Drohung mit Gewalt an der Erbauung einer Zweiglinie der Mekkabahn von Maan nach Akaba, am Nordende des Roten Meeres, zu hindern, 1906. Gerade dieses Vorgehen zeigt aber deutlich, mit welcher Sorgfalt die englische

Politik darüber wachte, daß sich keine noch so entfernte und schwierige Basis für einen Angriff auf Ägypten neu entwickelte.

Auf dem Gebiet der großen Politik ging währenddessen das Bemühen, die Weiterführung der Bagdadbahn durch konsequenten Einspruch gegen die Zollreform zur Verbesserung der türkischen Finanzen zu verhindern, mit dem Ausbau des Einkreisungssystems gegenüber Deutschland und der Türkei Hand in Hand. Nachdem während des russisch-japanischen Krieges die Verständigung mit Frankreich durch das Abkommen wegen Überlassung Marokkos (vom 8. April 1904) perfekt geworden war, kam am 31. August 1907, zwei Jahre nach dem Frieden von Portsmouth, endlich der ersehnte Vertrag mit Rußland zustande, auf den die englische Politik vom Augenblick des Bündnisses mit Japan an hingearbeitet hatte. Was damals bei der Veröffentlichung des Pakts über die Teilung Persiens von Kundigen nur als Vermutung geäußert wurde, daß nämlich die persische Verständigung, kraft deren Rußland auf das Vordringen nach Süden verzichtete, nur den Unterbau für ein gemeinsames Vorgehen in der türkischen Frage und damit auch gegenüber Deutschland bilden solle, das hat sich in der Folge auf höchst deutliche Weise bestätigt.

Schon im Jahre 1908 schickte man sich an, an einer besonders gefährlichen Stelle im türkischen Orient, in Mazedonien, eine Mine auffliegen zu lassen, deren Explosion geeignet gewesen wäre, die Krisis hervorzurufen. Wir erinnern uns noch alle miteinander, einen wie gespannten Eindruck die europäische Lage machte, als am 9. Juni 1908 König Eduard und der Kaiser Nikolaus von Rußland auf der Reede von Reval zusammentrafen. Nicht wenige Politiker hielten damals den Ausbruch des europäischen Krieges für unmittelbar bevorstehend, und man verrät jetzt kein Geheimnis mehr, wenn man sagt, daß die Flotten mehrerer Großmächte, und darunter auch die unsrige,

sich im Zustande erhöhter Bereitschaft befanden. Das gemeinsame Einschreiten Rußlands und Englands in Mazedonien, dem sofort die Aufrollung der ganzen türkischen Frage und, den Absichten Englands nach, weiterhin der Versuch zur Liquidation der Türkei im russisch-englischen Sinne gefolgt wäre — Arabien, Mesopotamien und Südpersien an England, Armenien, Kurdestan und Nordpersien an Rußland und entsprechende Douceurs an die übrigen Mächte, die mitmachten — kam aber nicht zustande, weil unvermutet die türkische Revolution ausbrach und durch dies Ereignis die Verhältnisse im Orient ein ganz verändertes Gesicht erhielten. Auf die innere Vorgeschichte der jungtürkischen Erhebung einzugehen, ist hier nicht möglich, aber wir sehen ohne weiteres, welche Folgen für die internationale Politik von ihr sofort ausgingen. Das erste, was sich in einer Weise offenbarte, die zwar nicht die Kenner des türkischen Volkes, um so mehr aber die Fernerstehenden überraschte, war die Offenbarung einer erstaunlichen moralischen und militärisch-politischen Kraft, die aus dem türkischen Volkstum hervorbrach, sobald der Druck der Tyrannei und der Korruption von oben her von ihm genommen war. Man braucht weder ein kritikloser Bewunderer der Jungtürken, noch überzeugt zu sein, daß es ihnen gelingen wird, so vollkommen und so dauernd, wie sie es sich vorstellen und wie auch wir es wünschen müssen, alle inneren Schwierigkeiten in der Türkei zu lösen, aber darum bleibt das Einzigartige dieser Staatsumwälzung doch bestehen und erfüllt uns mit der hohen Achtung, deren jeder Beweis diziplinierter und zum Fortschritt gewendeter nationaler Kraft sicher sein kann.

Äußerlich gesehen hatte es zuerst den Anschein, als ob durch die Revolution dem englischen Einfluß in der Türkei gedient sei, denn es fehlte viel daran, daß sich die allgemeine Meinung unter dem liberal gerichteten Jungtürkentum über die Interessen

und Absichten Englands zwischen dem Persischen Golf und dem Suezkanal im klaren war. Im Gegenteil: bei der Revolution herrschte zunächst eine an politische Schwärmerei grenzende Vorliebe für England als das „Mutterland" der Freiheit und für die englische Volksvertretung als die Mutter aller Parlamente. Die nationalistischen, politisch mehr oder weniger zentrifugalen Elemente in der Türkei, vor allen Dingen die Griechen und die Armenier, hatten bis zum Sturz des alten Regimes ihre Hoffnungen sowieso überwiegend auf England gesetzt und wären auch jetzt nicht abgeneigt gewesen, ihre Autonomie-Ideale innerhalb der neuen Türkei durch englischen Einfluß fördern zu lassen. Den letzteren Gedanken erkannte die jungtürkische Regierung aber bald als sehr schädlich für das Reichsinteresse, und indem man mit den Armeniern auf verständige Weise paktierte und die griechischen Ansprüche mit Entschiedenheit zurückwies, bildete sich allmählich auch ein gesundes Mißtrauen gegenüber den englischen Tendenzen im Bagdadgebiet und anderswo heraus. Die natürliche Folge davon war, daß die Stimmung gegenüber Deutschland, die beim Ausbruch der Revolution schlecht war, wegen der Meinung, Deutschland als reaktionäre Macht habe aus Prinzip die Tyrannei Abd ul Hamids II. gestützt, ruhiger wurde, und daß allmählich die Einsicht aufzukommen begann, Deutschland sei tatsächlich die einzige Macht, die gar keine antitürkischen Interessen, keinerlei Absichten und Wünsche in betreff türkischen Gebietes habe, und der außerdem um ihres eigenen Nutzens willen auf das Ernstlichste an der Unverletztheit, militärischen Stärke und absoluten politischen Selbständigkeit des türkischen Staatswesens gelegen sein müsse.

Vergegenwärtigen wir uns die Folgen, die es für Deutschland gehabt hätte, wenn die orientalische Krisis nach Absicht der englischen Politik im Sommer 1908 zum Ausbruch gekommen

wäre. Ohne ein Gemälde der politischen Einzelheiten zu entwerfen, kann man sagen, daß die Amputation Mazedoniens von der Türkei — denn auf eine solche liefen die englisch-russischen Pläne hinaus — zu einer allgemeinen kriegerischen Verwicklung am Balkan geführt hätte. Im weiteren Verfolg wären die Russen in Armenien eingerückt, mit dem Ziel, an den Golf von Alexandretta zu gelangen, und England hätte Bagdad besetzt, das Kalifat von Kairo oder Mekka erklärt und Syrien wahrscheinlich ganz oder teilweise mit Ägypten vereinigt, wozu das Land im Lauf seiner wechselvollen Geschichte, zuletzt ja noch 1830—1840, oft gehört hat. Die Osmanen und der Sultan wären dann, ob mit oder ohne Konstantinopel blieb eine Frage zweiter Ordnung, auf Anatolien beschränkt gewesen, und Italien blieb es überlassen, seine Kompensation in Albanien zu suchen. Ist doch schon die montenegrinische Heirat vor allen Dingen als ein Ausdruck des Wunsches zu erklären, am jenseitigen Ufer der Adria Fuß zu fassen.

Es versteht sich von selbst, daß weder Deutschland noch Österreich-Ungarn alledem friedlich hätten zusehen können. Die Vernichtung der Türkei würde das europäische Gleichgewicht in einer solchen Weise zugunsten Englands und seiner Teilhaber verschieben, daß die von der Einkreisung betroffenen Mächte geradezu einen Schlag gegen die Grundlagen ihres politischen Großmachtdaseins erhielten. Deutschland kann aus unmittelbarem Lebensinteresse keinesfalls die Möglichkeit zunichte werden lassen, einem englischen Überfall in der Nordsee mit der Türkei vereint im Orient zu begegnen und Österreich-Ungarn würde durch die Zugehörigkeit beider Ufer des Adriatischen Meeres zu Italien und die gleichzeitige Aufteilung der Balkanhalbinsel unter die von Rußland und den Westmächten kontrollierten kleineren Staaten auf das schwerste verwundet werden, denn es besäße dann überhaupt keinen Ausgang zum Weltverkehr

hin, der von fremdem Ermessen unabhängig wäre. Für uns wie für die Österreicher wäre also der absolute Kriegsfall gegeben gewesen, und zwar ein Kampf nicht nur nach zwei, sondern gleichzeitig nach drei Fronten, denn die Hoffnung, Elsaß-Lothringen wiederzuerlangen, bildete ja bei den Franzosen neben Marokko den Hauptanreiz zur Gefolgschaft gegenüber der englischen Einkreisungspolitik.

Die türkische Revolution von 1908 verhinderte also den Ausbruch einer Krisis, von der zwar niemand sagen kann, daß sie sich auf jeden Fall in der angedeuteten Weise hätte abspielen müssen, deren Hinleitung auf ein solches Ziel aber durchaus in der Richtung der englischen Weltpolitik lag und deren skizzierter Ausgang, — Verwandlung Ägyptens in eine unangreifbare Festung und Aufrichtung des geschlossenen Weltreichs von Südafrika bis Australien — den Zweck des Einkreisungssystems gegenüber Deutschland restlos verwirklicht hätten. Schon im Herbst desselben Jahres, 1908, wurde aber durch den Entschluß Österreich-Ungarns, Bosnien endgültig in die Monarchie einzuverleiben, von neuem eine zeitweilig bedenkliche Lage geschaffen. Ihre Höhe erreichte die Spannung diesmal zwar nicht zwischen Deutschland und England, sondern zwischen Österreich-Ungarn auf der einen, Rußland und Italien auf der anderen Seite, aber die Entscheidung in der bereits kritisch zugespitzten Situation erfolgte durch die Mitteilung Deutschlands an die russische Adresse, wir würden marschieren lassen, sobald nach unseres Verbündeten und nach unserer Auffassung vitale Interessen Österreich-Ungarns in Gefahr gerieten. Vor dieser Eröffnung, die in Rußland unberechtigterweise in drohendem Sinn und als erbitternde Vergewaltigung der russischen politischen Ziele aufgefaßt wurde, wich Rußland zurück, und sein Zurückweichen war der entscheidende Vorgang innerhalb der politischen Entwicklung

der letzten Jahre, denn in ihm offenbarte sich der schwache Punkt des Systems König Eduards! Rußland war durch die ihm von England verschriebene japanische Kur nicht nur soweit geschwächt, daß es sich zu den Verzichten in Asien und zu dem Abkommen mit England hatte bereitfinden lassen müssen, sondern es war so sehr von Kräften gekommen, daß es überhaupt nicht mehr die Fähigkeit zu einer großen militärisch-politischen Aktion in Europa besaß.

An dieser Tatsache hat sich bisher noch nichts Entscheidendes geändert. Eine Reihe von guten Ernten hat zwar den wirtschaftlichen Stand Rußlands gegenwärtig wieder etwas gehoben, aber es darf als sicher betrachtet werden, daß ungünstige Ernteergebnisse alsbald auch das frühere Bild der Finanznot wieder hervorrufen würden, und auch die Reorganisation der Armee und der Flotte nach dem Desastre in Ostasien erweckt nur äußerlich den Eindruck, als ob etwas geschehen sei. Innerlich sind weder die moralischen noch die materiellen Voraussetzungen für die Kriegsbrauchbarkeit der russischen Wehrmacht besser geworden. Auch nach den üblen Erfahrungen des Orientkrieges von 1877/78 setzte eine Ära der sogenannten militärischen Reformen ein, aber nachdem man mehr als ein Menschenalter gearbeitet hatte, zeigte der Krieg gegen Japan, daß die Dinge nicht besser, sondern schlechter geworden waren. Rein kriegstechnisch betrachtet haben die Russen in Ostasien kaum weniger geleistet, als 37 Jahre vorher in der Türkei, und der Transport sowie die Verpflegung der Truppen war mit Rücksicht darauf, daß der Kriegsschauplatz 10 000 Kilometer von der Heimat entfernt lag, sogar keine schlechte Leistung, aber die moralischen Mängel, die sich in der Indendantur und teilweise auch im Offizierkorps offenbarten, namentlich an den höheren

Stellen, waren so große, daß auch die angestrengteste Arbeit einiger Jahre nicht imstande ist, den Abgrund zu schließen. Vor allen Dingen ist die Korruption so furchtbar, daß weder der staatliche noch der militärische Organismus den Gefahren gewachsen erscheint, die ein großer europäischer Konflikt für Rußland auf jeden Fall mit sich brächte. Dazu kommt die Unfähigkeit der Russen, den außerordentlich gewachsenen Anforderungen zu entsprechen, die ein moderner Krieg in bezug auf die Beherrschung der zu bewegenden Massen, des Schlachtenapparats zu Lande und zur See, und auf die geistige Leistungsfähigkeit der Führung auf dem unendlich größer und unübersichtlicher gewordenen Kampffelde stellt.

Auch die serbisch-bosnische Krisis ging also vorüber, ohne daß aus der Einkreisungspolitik der Krieg entstand, und ein Jahr darauf, am 6. Mai 1910, starb König Eduard VII. Damit schied die aktive, treibende und persönlich überlegene Kraft aus dem Spiel der englischen großen Politik. Man darf wohl sagen, daß wenn auch die türkische Revolution und das Versagen des russischen Faktors zwei starke Fehlschläge in dem politischen System des Königs waren, sein außerordentlicher Geist immer neue Mittel und Wege gefunden hätte, das Schiff Englands dem imposanten Ziele zuzusteuern, das er vom Beginn seiner Regierung an ins Auge gefaßt hatte. Der Tod aber nahm ihm das Ruder aus der Hand, und soweit erkennbar, haben wir es jetzt auf der englischen Seite mit einer Führung der Geschäfte zu tun, die zwar über einen respektablen Fonds politischer „Erbweisheit", über die Fähigkeit großer Konzeptionen und über den Rückhalt eines einzig auf der Welt entwickelten Nationalgefühls verfügt, aber im übrigen ragt keiner von den führenden Männern als Politiker in ähnlicher Weise über seine Umgebung hervor, wie Eduard VII. es tat.

Von diesen großen Zusammenhängen auf der weltpolitischen Seite der englisch-deutschen Beziehungen wird man zwar nicht sagen können, daß sie im einzelnen Gemeingut der öffentlichen Meinung in Deutschland wären — dazu liegen die Fäden teilweise zu wenig offen da und dazu ist es unseren Gebildeten und unserer Presse noch zu wenig Gewohnheit geworden, den Details der auswärtigen Politik wie einem Lebensinteresse unserer nationalen Idee zu folgen — aber im allgemeinen hat sich bei uns doch ein festes und bestimmtes Empfinden für die Gefahr herausgebildet, in der wir von der englischen Seite her schweben. Jedermann in Deutschland, mit Ausnahme der unbelehrbaren sozialdemokratischen Spießbürger, der utopischen Pazifisten und einiger gutgläubig-weltfremden Anglophilen, weiß heute, daß die englische Politik seit Jahr und Tag Möglichkeiten erwogen und Pläne geschmiedet hat, wie sie sich des immer gefährlicher anwachsenden wirtschaftlichen und politischen Wettbewerbs der deutschen Macht entledigen könne. In dieser Beziehung hat niemand so sehr als Erzieher Deutschlands gewirkt, wie, sicher sehr gegen seinen Willen, König Eduard VII. selbst.

Die Einsicht in die allmähliche Entwicklung der englischen Feindseligkeit gegen Deutschland ist für uns eine Sache von solcher Wichtigkeit und sie ist für das richtige Verständnis der unmittelbaren politischen Gegenwart so absolut erforderlich, daß wir dieses Thema etwas nachdrücklicher abhandeln müssen, bevor wir es versuchen, positive Richtlinien für unsere auswärtige Politik zu ziehen. Will man einen Markstein aufsuchen, um nach ihm den Zeitpunkt, wo unser Verhältnis zu England ungünstig wird, zu bestimmen, so ist dazu das Jahr 1890 geeignet, in dem die Engländer uns Helgoland gegen umfangreiche Austauschobjekte

in Afrika abtraten. Die Aufgabe von Helgoland ist ein deutlicher Beweis dafür, daß man damals auf englischer Seite noch nicht mit der Möglichkeit rechnete, die deutsche Flotte könne so stark werden, daß sie eine Gefahr für die absolute „Suprematie" Englands zur See bilden würde. — Allerdings beklagten sich die Engländer zu der Zeit schon lebhaft über die industrielle und Handelskonkurrenz Deutschlands. 1887 erging das englische Markenschutzgesetz, das vorschrieb, alle nicht in England hergestellten, nach England und englischen Kolonien eingeführten Waren müßten die Bezeichnung des Ursprungslandes tragen. Es war in erster Linie gegen Deutschland gemünzt (Made in Germany), hat aber bekanntlich nicht den beabsichtigten, sondern eher den gegenteiligen Erfolg gehabt. War dagegen in England von der deutschen Flotte die Rede, so geschah das damals immer noch mehr oder weniger im Genre Lord Palmerstones, der 1861, als die schleswig-holsteinische Frage akut wurde, den Deutschen durch seine Presse sagen ließ: sie mögen den Boden pflügen, mit den Wolken segeln oder Luftschlösser bauen, nie aber seit den Anfang der Zeiten hätten sie den Genius gehabt, das Weltmeer zu durchmessen, die hohe See oder selbst nur die kleinen Gewässer zu befahren!

Was würde England wohl heute darum geben, wenn es die Abtretung Helgolands an Deutschland rückgängig machen könnte! Hat unsere Politik schon damals, als der Sansibarvertrag geschlossen wurde, die Insel vor der Elb- und Wesermündung deshalb erstrebt, weil unsere verantwortlichen Staatsmänner die kommende Entwicklung voraussahen? Gern möchte man die Frage bejahen. Tatsächlich ist aber der Erwerb von Helgoland schon während der vorhergehenden Jahrzehnte wiederholt durch Bismarck der englischen Regierung gegenüber angeregt worden, wenn auch ohne Erfolg. Die Erkenntnis, daß

die Veränderungen in der wirtschaftlichen Straktur Deutschlands notwendigerweise unsere nationale Saturiertheit in ihr Gegenteil verkehren und in dem politischen Verhältnis Deutschlands und Englands eine Änderung von Grund auf zeitigen müßten, vollzog sich hüben und drüben erst während des Jahrzehntes zwischen dem Sansibar-Helgoland-Vertrag und dem deutschen Flottengesetz von 1900. Als die Flottenvorlage eingebracht und die Gründe entwickelt wurden, die für die Verstärkung unserer Seerüstung sprachen, war die öffentliche Meinung in Deutschland überwiegend schon imstande, der Erörterung zu folgen. Das größte Verdienst um die Aufklärung der Nation in ihren überseeischen Lebensfragen gehörte dem Reichsmarineamt. Was diese Behörde damals zur Begründung des Flottengesetzes an Material gesammelt und verarbeitet, in Denkschriften, Vorträgen, in der Presse, in Broschüren und Büchern, schließlich im Reichstag, der Öffentlichkeit vorgeführt hat, das bedeutete ein Erziehungswerk ersten Ranges. Weder vorher noch nachher hat je eins unserer Reichsämter in ähnlicher Weise die Führung der Nation gehabt, nie hat eine so enge Fühlung zwischen den Besten und Einsichtigsten im Volke und einer Regierungsstelle bestanden, wie vor und während der Einbringung des Flottengesetzes durch den Staatssekretär v. Tirpitz. Eindrucksvoll marschierten die gewaltigen Zahlenreihen, in denen sich das Wachstum unserer überseeischen Interessen darstellte, außerhalb der statistischen Fachliteratur in der Öffentlichkeit auf, wurden der Überseehandel und die Überseeproduktion der deutschen Volkswirtschaft mit der Wucht des vollen Tatsachenmaterials als Zeugen für die Notwendigkeit aufgerufen, diese Lebenswerte durch eine starke Flotte zu schützen. Alles was uns heute geläufig ist: die Gefahr für Deutschland durch eine Seeblockade, die Zerstörung unserer Handelswirtschaft durch

den Verlust unserer Absatzmärkte, wurde uns damals zuerst in voller Deutlichkeit vor Augen gehalten — und um wieviel kleiner als heute waren jene Zahlen und Werte damals vor zwölf Jahren!

Für die Wissenden fing nunmehr jene Idee, daß wir politisch auf die Dauer von dem Ziel der Verteidigung und Behauptung des Errungenen leben könnten, der Einsicht zu weichen an, daß für Deutschland eine Zukunftsentscheidung von größerer Schwere heraufziehe, als die in den Jahren der Einigungskrisis von Königgrätz bis Versailles erlebte. Ein Deutschland malte sich ihnen vor Augen, das noch viel mehr, als schon der Fall war, mit allen seinen Lebensfasern in Weltverkehr, Welthandel, Weltwirtschaft verflochten sein, seine Nahrung noch stärker aus jenen Quellen ziehen würde als es schon tat — und dem eines Tages schwergerüstet England mit der Drohung gegenübertreten würde: weicht, damit ich meinen Platz einnehme!

In England liebt man es, diese Möglichkeit, daß der deutsche Anteil am Welthandel eines Tages als eine Einengung der britischen Lebensinteressen erscheinen und die Versuchung erwecken könnte, ihn gewaltsam zu beschneiden, als nicht vorhanden zu ignorieren. Aus diesem Grunde, heißt es, sei eine große Kriegsflotte für Deutschland überflüssig, wenn es nicht die Absicht habe, mit ihrer Hilfe England zu bekriegen. Wenn Deutschland mit seiner Flotte nichts wolle als nur seinen Handel schützen, so sei das eine ganz überflüssige Ausgabe, denn niemand, am allerwenigsten England, denke daran, den deutschen Handel zu gefährden. In einer Rede am 9. Febr. 1912 in Glasgow äußerte sich der erste Lord der Admiralität, Winston Churchill, über die englische und die deutsche Seemacht mit diesen Worten: „Wir hegen keine agressiven Absichten und haben sie nie gehegt, und wir setzen solche Gedanken auch

nicht bei anderen Großmächten voraus. Zwischen der englischen Seemacht und der Seemacht des großen befreundeten Deutschen Reichs besteht indessen der Unterschied, daß für uns die Flotte eine Notwendigkeit ist, während sie von manchen Gesichtspunkten aus für die Deutschen mehr eine Art Luxus ist. Die Macht zur See schließt die Existenz Großbritanniens in sich ein. Wir können weder den Frieden eines einzelnen Dörfchens auf dem Festlande bedrohen, noch wünschen wir das, wie groß und überlegen unsere Flotte auch werden möge. Auf der anderen Seite würden aber alle Güter unserer Rasse und unseres Landes, der ganze Reichtum, der durch jahrhundertelange Arbeit und Opfer aufgehäuft worden ist, untergehen und hinweggefegt werden, wenn unsere Überlegenheit zur See gefährdet würde. Es ist die britische Flotte, die Britannien die Stellung einer Großmacht verleiht. Deutschland war eine in der ganzen Welt geachtete und geehrte Großmacht, ehe es ein einziges Schiff besaß. Diese Tatsache sollte man sich klar vor Augen halten, da es kein Zweifel ist, daß in verschiedenen Kreisen Neigung zu der Annahme herrscht, für Britannien und für Deutschland seien, was die Sorge für die Flotte betrifft, die gleichen Bedingungen gegeben. Diese Annahme ist ganz falsch. Die Regierung ist entschlossen, die Suprematie zur See, die unser Land besitzt, aufrechtzuerhalten." So der englische Marineminister in der Gegenwart. Es hat aber einmal einen anderen Führer des englischen Seewesens gegeben, George Monck, Herzog von Albemarle, Cromwells Seebefehlshaber gegen Holland, und dieser sprach, als es sich darum handelte, den Grund für einen erneuten Angriff auf die Niederländer hervorzusuchen,

gelassen das brutale aber politisch um so aufrichtigere Wort: „Was kommt es auf diesen oder jenen Grund an? Was wir brauchen ist ein Stück mehr von dem Handel, den die Holländer jetzt haben!"

Wenige Jahre darnach schrieb König Karl II. an Ludwig XIV., als es sich um die Frage eines Bündnisses um Niederwerfung Hollands handelte, es ständen einem aufrichtigen Abschluß gewisse Hindernisse entgegen, und von diesen sei das erste „die große Mühe, die sich Frankreich gegenwärtig gibt, um einen Handel zu schaffen und eine achtunggebietende Seemacht zu werden. Das ist für uns, die wir nur durch den Handel und unsere Kriegsmarine Bedeutung haben können ein solcher Grund zum Argwohn, daß jeder Schritt, den Frankreich in dieser Richtung tun wird, die Eifersucht zwischen beiden Völkern von neuem aufstacheln muß." Ein Jahrhundert später, beim Abschluß des Friedens, der den siebenjährigen Seekrieg zwischen England und Frankreich gleichzeitig mit dem Hubertusburger Frieden beendigte, sagte der englische Minister Pitt: „Frankreich ist uns hauptsächlich als See- und Handelsmacht gefährlich. Was wir in dieser Hinsicht gewinnen, ist uns vor allem wertvoll durch den Schaden, den Frankreich dadurch erleidet" — und im Zusammenhang hiermit gab Pitt seinem Bedauern Ausdruck, daß man Frankreich die Möglichkeit gewährt habe, seine Flotte wieder aufzubauen.

Sollte es angesichts derartiger geschichtlicher Zeugnisse über die wahre Stimmung englischer Staatsmänner, Könige und Admirale gegenüber Nationen, die einen bedeutenden Anteil am Welthandel beanspruchen, samt dem Recht, ihn durch eine eigene Marine zu schützen, nicht doch etwas gewagt sein, unbedingtes Vertrauen auf die heute aus England herübertönenden

Versicherungen zu setzen, wir dürften uns auch ohne große Flotte der vollkommenen Friedfertigkeit Englands und der Sicherheit des freien Wettbewerbs getrösten? Lord Churchills Wort als Ausdruck seiner persönlichen Meinung in Ehren — aber es hat doch zu oft und von zu gewichtiger Stelle auch schon anders aus England herübergeklungen, und wer bürgt uns außerdem dafür, daß die andere, jetzt gerade nicht am Ruder befindliche Partei des englischen politischen Lebens, sobald sie die Geschäfte übernimmt, nicht eine gefährlichere Tonart anschlägt? Die Reden des Führers der Konservativen bei der letzten englischen Parlamentswahl über die „deutsche Gefahr" wird doch der gegenwärtige liberale Marineminister selbst schwerlich als ein geeignetes Beruhigungsmittel für Deutschland ansehen!

Die wahre Meinung Englands nicht nur gegenüber der deutschen Flotte, sondern auch gegenüber dem deutschen Handel rufen uns vielmehr solche Stimmen, wie jener berühmte Artikel der „Saturday Review" vom September 1897 ins Gedächtnis zurück, der so großes Aufsehen in England und in der ganzen übrigen Welt machte und unumwunden den Gedanken vertrat: Englands Gedeihen könne nur gesichert werden, wenn Deutschland vernichtet würde. „England," so heißt es dort, „mit seiner langen Geschichte erfolgreicher Angriffe, mit seiner wunderbaren Überzeugung, daß es zugleich mit seiner Fürsorge für sich selbst Licht unter die im Dunkeln lebenden Völker verbreitet, und Deutschland, demselben Fleisch und Blut entsprossen, mit geringerer Willensstärke, aber mit vielleicht noch kühnerem Geiste, wetteifern miteinander in jedem Winkel des Erdballes. In Transvaal, am Kap, in Mittelafrika, in Indien und in Ostasien, auf den Inseln der Südsee und im fernen Nordwesten, überall wo die Flagge der Bibel und der Handel der Flagge gefolgt ist — und wo

ist das nicht gewesen? — da hat der deutsche Handlungsreisende mit dem englischen Hausierer gestritten. Wo es gilt, ein Bergwerk auszubeuten oder eine Eisenbahn zu bauen, wo Eingeborene von der Brotfrucht zur Büchsenfleischnahrung, von der Enthaltsamkeit zum Handelsschnaps übergeleitet werden sollen, da suchen Deutsche und Engländer einander zuvorzukommen. Eine Million kleine Nörgeleien schaffen den größten Kriegsfall, den die Welt je gesehen hat. Wenn Deutschland morgen aus der Welt vertilgt würde, so gäbe es übermorgen keinen Engländer in der Welt, der nicht um so reicher sein würde. Völker haben jahrelang um eine Stadt oder um ein Erbfolgerecht gekämpft; müssen sie nicht um einen jährlichen Handel von 250 Millionen Pfund Sterling (gleich 5 Milliarden Mark) Krieg führen?"

Nicht nur sei der greifbarste Interessenstreit zwischen England und Deutschland vorhanden, sondern England sei auch die einzige Großmacht, die gegen Deutschland ohne enormes Risiko und ohne Zweifel am Erfolge kämpfen könne. „Deutschlands Bundesgenossen im Dreibunde würden gegen England nutzlos sein: Österreich, weil es nichts tun kann; Italien, weil es sich keinem Angriff Frankreichs aussetzen darf. Das Wachstum der Flotte Deutschlands trägt nur dazu bei, den Schlag, den es von England bekommt, noch schwerer zu machen. Die Schiffe würden bald auf dem Grunde des Meeres liegen oder als Prisen in die englischen Häfen weggeführt werden; Hamburg und Bremen, der Kieler Kanal und die Ostseehäfen würden unter den Kanonen von England liegen und warten müssen, bis die Entschädigung festgesetzt wäre. Wenn unser Werk getan wäre, könnten wir ohne Schwierigkeiten Bismarcks Worte an Ferry ändern und zu

Frankreich und Rußland sagen: „Sucht euch Kompensationen! Nehmt innerhalb Deutschlands, was ihr wollt, ihr könnt es haben!"

Germaniam esse delendam!
Nieder mit Deutschland!

So schließt diese Auslassung, von der wir wohl wissen, daß sie nicht die Gefühle des gesamten Englands wiedergibt, aber doch die eines sehr großen Teiles der englischen Nation.

Noch deutlicher ist vor einer Reihe von Jahren ein früherer Kollege Winston Churchills geworden, Mr. Arthur Lee, Zivillord der Admiralität, also ein aktives Mitglied der englischen Regierung. Dieser sagte in einer öffentlichen Rede am 3. Februar 1905 klipp und klar: Das Schwergewicht und Zentrum der Seemacht in Europa habe sich in den letzten Jahren verschoben — man müsse daher die Augen nicht mehr auf das Mittelmeer, als vielmehr „mit Sorge wenn auch nicht mit Angst" auf die Nordsee richten. Sollte es unglücklicherweise zum Kriege kommen, so könne die englische Flotte, in geeigneter Weise neu verteilt, „den ersten Schlag führen, bevor die andere Partei Zeit finden würde, in den Zeitungen zu lesen, daß der Krieg erklärt ist!"

Im Spätherbst 1904, als bei der Doggerbank das Mißverständnis zwischen der nach Ostasien gehenden russischen Flotte und den Fischerbooten von Hull sich ereignet hatte, kam in England die Meinung auf, Deutschland habe Rußland vor einem möglichen Angriff japanischer Torpedoboote in der Nordsee gewarnt und dabei selbst seine Flotte mit feindlicher Absicht gegen England bereitgehalten. Dazu schrieb die halbamtliche „Army und Navy Gazette", es sei unerträglich, daß England allein durch das Vorhandensein der deutschen Flotte dazu ge-

zwungen werde, Vorsichtsmaßregeln zu treffen, deren es sonst nicht bedürfen würde." „Wir haben schon früher einmal einer Flotte das Lebenslicht ausblasen müssen, von der wir Grund hatten zu glauben, daß sie zu unserem Schaden verwendet werden könnte. Es fehlt in England wie auf dem Festlande nicht an Leuten, die die deutsche Flotte für die einzige und wirkliche Bedrohung der Erhaltung des Friedens in Europa halten. Sei dem wie es wolle, wir begnügen uns damit, darauf hinzuweisen, daß der gegenwärtige Augenblick besonders günstig für unsere Forderung ist, daß diese Flotte nicht weiter vergrößert werde!" Auf diesen Vorschlag und auf die Rede des Admiralitätslords Mr. Lee wies eine der verbreitetsten und einflußreichsten Zeitungen in England, „Daily Chronicle" hin, indem sie bald nach der Rede schrieb:

„Wenn die deutsche Flotte 1904 im Oktober zerstört worden wäre, würden wir in Europa für sechzig Jahre Frieden gehabt haben. Aus diesen Gründen halte ich die Äußerungen von Mr. Arthur Lee, angenommen, daß sie im Auftrag des Kabinetts erfolgten, für eine weise und friedfertige Erklärung der unwandelbaren Absicht der Herrin der Meere."

Solche Zeugnisse stimmen doch wirklich schlecht mit der Behauptung Lord Churchills zusammen, England hege keine aggressiven Absichten gegen Deutschland und habe sie nie gehegt. Was heißt in solch einem Falle England? Der verantwortliche Ausschuß der im Augenblick an der Regierung befindlichen Mehrheitspartei im Parlament? Oder die Gesamtheit der englischen Nation? Oder der überwiegende Teil der öffentlichen Meinung in England? Das alles sind Größen, die

unter Umständen schneller wechseln und plötzlicher eine radikale Änderung ihrer inneren Struktur erfahren können, als in Deutschland jemand den Eintritt des Umschwungs voraussehen kann. Wenn es, nach dem bekannten Ausspruch Bismarcks, überhaupt schon schwierig ist, in ein festes politisches Verhältnis zu England zu treten, weil die englische Verfassung Bündnisse von gesicherter Dauer nicht zuläßt, so ist es noch weniger möglich, sich auf den Ausdruck einer augenblicklichen Meinung in der englischen Presse oder bei englischen Politikern, sei es auch solchen in regierender Stellung, als auf eine unwandelbare Zusage zu verlassen. Wir wissen alle, daß wir im Sommer und Frühherbst des Jahres 1911 wiederholt dem Kriege mit England nahe gewesen sind, und wir wissen auch, daß am 18. September 1911 nicht nur die englische Flotte in der Nordsee und im Kanal auf den Stand der Angriffsbereitschaft gebracht war und daß entsprechende Maßnahmen auch im Stillen Ozean gegen Kiautschou und unsere Südseekolonieen getroffen waren, sondern daß England gleichzeitig mit Frankreich über die Entsendung von Hilfstruppen für den Festlandskrieg verhandelte. Wir wissen, daß ein Jahr vorher die englische öffentliche Meinung und die englische Politik lebhaften Widerspruch gegen die Befestigung der Scheldemündung bei Vlissingen durch Holland erhoben. Warum? Weil auf diese Weise für England die Möglichkeit sich verringern würde, ohne den Willen Hollands Truppentransporte durch die Schelde zu schicken, die dazu bestimmt wären, sich mit der französischen Armee gegen Deutschland zu vereinigen. Es ist also unmöglich, sich mit gebundenen Händen dem englischen Wohlwollen zu überliefern und den Engländern die Alleinherrschaft auf den Meeren zu überlassen — und für ebenso unmöglich müssen wir es erklären, uns auf die einseitige Versicherung englischer Staatsmänner zu verlassen, man habe uns nicht angreifen wollen,

wenn sowohl die Menge als auch das Gewicht englischer widersprechender Stimmen uns die Überzeugung aufnötigt, daß die Ableugnung in diesem Falle doch wohl nur eine eigenartige, für die weniger orientierte Öffentlichkeit berechnete Form der Entschuldigung sein soll.

Seit im Jahre 1897 die ersten Stimmen den von da an immer mächtiger anschwellenden Chor der Kriegsrufe gegen Deutschland eröffneten, sind bis zur Mobilmachung der englischen Flotte und dem Bündnisangebot an Frankreich im Sommer 1911 die Redner nicht verstummt, die das Wort des alten Cato gegen Karthago in seiner zeitgemäßen Variation wiederholten: ceterum censeo, Germaniam esse delendam! „Wenn die deutsche Flotte vernichtet würde, wäre der Friede Europas auf zwei Generationen gesichert; England und Frankreich oder England und die Vereinigten Staaten oder alle drei würden die Freiheit der Meere verbürgen und den Bau neuer Schiffe verhindern, die in den Händen ehrgeiziger Mächte mit wachsender Bevölkerung und ohne Kolonien gefährliche Waffen sind!" Diese Worte eines höchst einflußreichen englischen Organs, aus dem kritischen Spätherbst 1904, nach dem russischen Mißverständnis in der Nordsee, enthalten die wahre Stimmung eines gewichtigen Teils der öffentlichen Meinung in England, mit dem wir ebenso zu rechnen genötigt sind, wie mit den Friedensstimmen, wenn wir sicher gehen wollen. Wir wollen nicht die Aufrichtigkeit und den ehrlichen Willen englischer Friedensfreunde unterschätzen, die gleich uns ihre Bemühungen dem Ziele widmen, einen bewaffneten Zusammenstoß zwischen den beiden verwandten Nationen zu verhindern, aber niemand von diesen vortrefflichen Männern kann uns eine Garantie dafür geben, ob seine Stimme im Augenblick der Entscheidung diejenige der antideutschen Partei und das Gewicht der Worte solcher Persönlichkeiten übertönen wird, die das Wohl ihres Vaterlandes

nach ähnlichen Grundsätzen zu verwirklichen entschlossen sind, wie Admiarl Monck, William Pitt, Palmerston oder der Admiralitätslord Arthur Lee. Wo waren denn die englischen Wortführer des Friedensgedankens gegenüber Deutschland, als um die Mitte des jüngstvergangenen September 1911 die Schlachtschiffe und Kreuzer, die Torpedoflotten und die Unterseeboote Englands des Befehls gewärtig dalagen, in die Nordsee hinauszudampfen, um die Seemacht, die Küstenbefestigungen und die Handelsstädte Deutschlands zu überfallen? Wer von uns weiß, welche Motive es schließlich gewesen sind, die den Frieden noch im letzten Augenblick erhalten haben? Niemand bei uns in Deutschland ahnte etwas davon, was uns bedrohte — und in England werden von den verantwortlichen Stellen auch nicht gerade die Friedensmänner, die anglikanischen Kirchenfürsten und die professionellen Freunde der Verständigung mit Deutschland, die uns jetzt unser Mißtrauen vorwerfen, zu Vertrauten der Kriegsgedanken gemacht worden sein!

Als die ersten, noch herzlich unbedeutenden Versuche, eine Flotte zu schaffen, in Deutschland begannen und daraufhin bereits eine gewisse Mißgunst in England sich regte, sagte Fürst Bismarck am 10. Januar 1885 im Reichstag: „Daß England in dem Bewußtsein ‚Britannia rules the waves' (Britannien beherrscht die Meere) etwas verwunderlich aufsieht, wenn die Landratte von Vetter, als die wir ihm erscheinen, plötzlich auch zur See fährt, ist nicht zu verwundern; die Verwunderung wird indes von den höchsten und leitenden Kreisen in England in keiner Weise geteilt. Die haben nun eine gewisse Schwierigkeit, den Ausdruck des Befremdens bei allen ihren Untertanen rechtzeitig zu mäßigen." So könnte sich kein deutscher Reichskanzler mehr über das Verhältnis der verantwortlichen und der unverantwortlichen Stellen in England ausdrücken! Wir denken nicht daran, es England zu verübeln, wenn sich

sein Stolz und sein Herrschaftsbewußtsein gegen die Zumutung sträuben, fortan die Interessen eines anderen Volkstums nicht nur in Europa, sondern auch in der überseeischen Welt als gleichberechtigt mit den seinigen anzuerkennen. Es ist eine schwere, eine harte Sache für die Engländer, daß sie jetzt außer dem eigenen Wollen auch noch ein anderes als Norm für ihre Entschlüsse gelten lassen sollen, und niemand in der Welt hätte das Recht, eine große und souveräne Nation zu tadeln, wenn sie es in einer solchen Lage vorzieht, zu kämpfen, bevor sie sich fügt. Es ist richtig, was der Minister Churchill gesagt hat, daß alle Güter der englischen Rasse und des englischen Landes in Gefahr gerieten, wenn Englands Machtstellung zur See gefährdet würde. Genau mit demselben Recht aber antworten wir: „Nicht nur unsere Güter und unser Reichtum, sondern unser nationales Dasein und die Zukunft unseres nationalen Gedankens in der Welt stehen auf dem Spiel, solange unsere Verteidigungsmittel zu Lande und zu Wasser nicht hinreichen, um unseren Gegnern den Angriff auf uns als ein Wagnis von höchster Gefahr erscheinen zu lassen! Wir denken nicht daran, die Überlegenheit der englischen Flotte über die unsrige zu bestreiten, und wenn die Engländer Wert darauf legen, für Überlegenheit zur See das bei ihnen beliebte Wort: „Suprematie" zu brauchen, so soll ihnen das auch unverwehrt bleiben. In dem Augenblick aber, wo sie die Suprematie dahin verstehen, daß unsere Lebensinteressen, sei es an welchem Punkte der Welt auch immer, diesseits oder jenseits des Ozeans, ohne weiteres vor den ihrigen zurückzutreten hätten, zwingen sie uns, um unsere Zukunft, und das heißt um unsere nationale Existenz, mit ihnen zu kämpfen. Wenn sie uns vorschreiben wollen, wieweit wir in der Welt gehen dürfen, um unseren Volksgedanken auszubreiten, so wären wir Feiglinge und Toren, diese fremde

Vorschrift ohne den Anruf der Waffen als für uns bindend zu erachten. Sollte es vom Schicksal bestimmt sein, daß wir nicht an das Ziel gelangen, ein Weltvolk zu werden, dann darf darüber nicht die Proklamation der englischen Suprematie, sondern dann muß die Sprache der Geschütze entscheiden. Schlimmeres, als wenn wir gutwillig auf den Anspruch der nationalen Gleichberechtigung gegenüber den Engländern verzichten, kann uns auch dann nicht geschehen, wenn wir von ihnen besiegt werden.

Keine andere Notwendigkeit, als diejenige, die England auf den Weg seiner Seepolitik geführt hat, ist für uns nach derselben Richtung hin zwingend geworden. Wir haben gesehen, wie von Jahr zu Jahr ein größerer Teil unseres Volkes sich darauf angewiesen sieht, seine Existenz durch Erweiterung des deutschen Anteils am Weltmarkt zu suchen. Auf diesem muß Deutschland den Wettbewerb mit den Erzeugnissen aller übrigen Völker, voran mit denen Englands, bestehen, und es hat gezeigt, daß es zu solcher Konkurrenz ausreichend befähigt ist. Welches Schicksal aber drohte unserem Dasein, wenn eines Tages eine stärkere Macht unseren Ausschluß oder unsere Einschränkung auf dem Weltmarkt verfügte? Was für ein furchtbares Pressionsmittel gegen uns hielte diejenige Nation in der Hand, die uns gegenüber nicht nur im Besitz einer stärkeren, sondern einer so absolut überlegenen Flotte wäre, daß sie die Möglichkeit besäße, durch die bloße Drohung mit einem Seekriege auf die Entschlüsse unserer Politik mit Zwangsgewalt einzuwirken! Je mehr wir uns zu einem Volke entwickeln, daß von seiner Beteiligung an der Weltwirtschaft lebt, desto notwendiger müssen wir dafür sorgen, daß wir nicht eines Tages durch einen Stärkeren behindert oder vertrieben werden.

„Germania delenda! Wenn Deutschland morgen aus der Welt vertilgt würde, so gäbe es übermorgen keinen Engländer in der

Welt, der nicht um so reicher sein würde! Nieder mit Deutschland! Sucht euch Kompensationen, ihr Völker, nehmt innerhalb Deutschlands, was ihr wollt, ihr könnt es haben!" Das sind die Worte, die uns als Warnung in die Ohren tönen müssen, wenn Kleinmut, Unwissenheit oder Philistertum uns vorrechnen wollen, daß wir uns nicht zu stark machen, nicht zu viel von unserem Volkseinkommen und unserem Vermögen auf unsere Rüstung wenden dürfen! Wir wollen und müssen so stark sein, daß wir imstande sind, den Platz, den wir errungen haben und die Zukunft, um deretwillen wir wert sind, ein großes Volk zu sein, zu verteidigen! Sind wir das nicht, so hängt das Schicksal Deutschlands nicht mehr von ihm selber, sondern von seinen Gegnern ab, und das ist eine Lage, die kein großer Staat als erträglich für sich ansehen kann. Daß die Engländer mit ihrer Idee von der deutschen Luxusflotte uns zumuten, von ihrem Wohlwollen, ja man kann wohl sagen von ihrer Gnade zu existieren, ist ein Beweis dafür, daß sie die Natur desjenigen politischen Verhältnisses, bei dem allein dauernder Friede und gute Freundschaft zwischen ihnen und uns möglich ist, noch nicht erkannt habenn. Sie sehen gar nicht, daß sie etwas von uns verlangen, was sie für sich selbst mit der größten Entschiedenheit und mit den stärksten Ausdrücken nationalen Selbstgefühls ablehnen würden. Sie bezeichnen es als überflüssig, wenn Deutschland eine Flotte haben will, so stark, daß die Sicherheit seines Handels und seiner sonstigen überseeischen Interessen von dem Respekt aller übrigen Völker vor der Gefechtskraft seiner Schiffe abhängt, und sie muten uns zu, wir sollten uns darauf verlassen, daß weder England noch irgend ein anderer zukünftiger Gegner unsere Schwäche oder absolute Unterlegenheit zur See zu unserem Nachteil je benutzen würde. In demselben Atem erheben sie

aber die lebhaftesten Klagen über unseren Wettbewerb und verkünden, wenn der deutsche Handel morgen vernichtet sei, würde es am Tage darauf keinen Engländer geben, der dadurch nicht reicher geworden wäre. Kann man sich da etwas Ungereimteres vorstellen, als die Behauptung, eine starke Seemacht sei für Deutschland ein Luxus?

Gute Beziehungen zwischen Deutschland und England sind, trotz aller vorhandenen Gegensätze, keine Utopie. Sie sind möglich und darum auch durchaus erstrebenswert; für uns und die Engländer erstrebenswerter, als jedes andere Ziel der auswärtigen Politik. Sie sind aber nur denkbar auf der Grundlage einer formell wie materiell absolut anerkannten Gleichberechtigung, und diese Gleichberechtigung soll besagen, daß Lebensinteressen des einen Volkes vom anderen respektiert werden müssen. Der amerikanische Marineminister Morton erklärte am 18. November 1904: — „Ich bin für eine Flotte, welche so stark ist, daß kein anderes Volk einen Zusammenstoß mit uns wagen darf. Meiner Meinung nach darf unsere Flotte keiner anderen in der Welt nachstehen!" Ein halbes Jahr später erklärte der Präsident der Union, Roosevelt, in einer Rede: „Eine Flotte erster Klasse, die jeder gegnerischen Kombination gewachsen ist, ist die sicherste und billigste Bürgschaft des Friedens. Jeder, der beobachtet hat, was sich in den letzten Jahren in der Geschichte des Auslandes und in unserer eigenen ereignet hat, müßte blind sein, wenn er diese Lehre nicht verstehen sollte." Noch direkter stellte zur selben Zeit ein amerikanischer Marineschriftsteller, Commodore Fiske, in einer Schrift „Amerikanische Flottenpolitik" (1905) die Frage: „Warum soll ein Land wie Großbritannien, das nicht größer ist als die Union, die größere Flotte

nötig haben"? Wo ist je von deutscher Seite ein solches Wort über die deutsche Seemacht im Verhältnis zur englischen gefallen? Wäre es irgendwo gefallen, so hätte sich ein grenzenloser Entrüstungssturm in England erhoben. Die Amerikaner, die von der englischen Politik auf allen Gebieten mit ängstlicher Rücksicht behandelt werden, dürfen aber ohne Bedenken so etwas sagen und schreiben. Amerikas Lebensinteressen werden also respektiert — auch wenn sie eine Flotte fordern, so stark wie die englische! Die amerikanische Flotte ist schon jetzt größer als die deutsche, und sie wird ungescheut weiter vermehrt; ebensoviel Schiffe wie Deutschland und Amerika zusammengenommen besitzen, können die Engländer, trotz ihres Grundsatzes vom sogenannten Zweimächte-Standard, in Zukunft gar nicht aufbringen. Sie brauchen es auch nicht, denn ihre auf jeden Fall starke Übermacht auf See, samt allen sonstigen Hilfsmitteln zur Verteidigung des eigenen Landes reichen in Verbindung mit einer politischen Entente oder einem Bündnis mit einer Kontinentalmacht, das England, wie seine Geschichte zeigt, jeden Augenblick unter vorteilhaften Bedingungen haben kann, vollkommen aus, um das britische Weltreich diesseits und jenseits des Ozeans vor jeder Gefahr zu schützen.

Die Engländer sagen nun, zwar nicht die Amerikaner, wohl aber wir wollten sie angreifen; dazu bauten wir unsere Flotte. Diese Behauptung kann nur zweierlei Motiven entspringen: entweder bewußter Heuchelei, die nach einem Grunde sucht, um mit dem Schein des Rechten uns überfallen zu können, oder mangelhafter politischer Überlegung. Der letztere Grund dürfte der überwiegende sein. Gut also: entweder wir greifen England an und werden geschlagen — dann droht uns eine nationale Katastrophe — oder das höchst Unwahrscheinliche und Unbegreifliche geschieht wirklich, wir besiegen die englische Flotte, trotzdem die unsere nur halb

so stark ist, und wollen England zu einem nachteiligen Frieden zwingen! Dann aber ist auch im Augenblick die europäische Koalition gegen uns mit Sicherheit fertig, die uns des Siegespreises beraubt. Nicht nur Frankreich und Rußland, auch unser Bundesgenosse Österreich-Ungarn samt Italien und die Kleinstaaten um uns herum, könnten, sobald die Gefahr eines entscheidenden deutschen Sieges über England in unmittelbare Nähe kommt, um ihrer Selbsterhaltung willen gar nichts anderes tun, als sich gegen uns zusammenzuschließen, bevor wir die Diktatur Europas antreten.

Um das einzusehen, dazu bedarf es nur elementarer politischer Erwägungen, und wenn man in England trotzdem mit der Idee des zu befürchtenden deutschen Angriffs operiert, so mag dem „Mann auf der Straße" und der von Sensationen und bedenkenfreien Praktiken lebenden Presse die Ignorierung des politischen Abc nachgesehen werden; wenn aber Politiker von Verstand, und vollends Staatsmänner, die an der Spitze der Geschäfte stehen oder jederzeit beim Mehrheitswechsel dahin gerufen werden können, solche Anschauungen äußern, so dürfen sie sich nicht darüber wundern, wenn bei uns der Verdacht rege wird, man fürchte weniger den deutschen Angriff auf England, als daß man den englischen Angriff auf Deutschland vorbereite.

Noch nie hat ein deutscher Staatsmann oder Politiker, unsere Presse oder überhaupt irgendein denkender Mensch innerhalb der Grenzen Deutschlands, den Gedanken angedeutet oder ausgesprochen, wir wollten eine ebenso starke Flotte bauen wie die englische, oder auch nur wie die Seemacht, die England in seinen heimischen Gewässern unterhält. Was wir brauchen und was wir unter allen Um-

ständen, mit oder ohne den guten Willen Englands, haben müssen, das ist eine Flotte von solcher Stärke, daß England, wenn es sie angreift, auch im Falle eines unmittelbar günstigen Ausganges seine Machtstellung zur See riskiert. Wir müssen so viel Schiffe haben, daß, menschlicher Voraussicht nach, England wenn es uns niedergekämpft hat, durch seine Verluste seine Überlegenheit über die anderen dann noch intakt vorhandenen Seemächte verloren hat. Darauf kann keine englische Politik es ankommen lassen. Die Engländer mögen Schiffe bauen, soviel sie wollen und zu ihrer Sicherheit für nötig halten, aber sie müssen sich ein für allemal damit abfinden, wenn wir sagen: gleichviel wieviel Schiffe ihr baut — wir müssen und werden soviele bauen, daß für euch das Risiko zu gefährlich wird, uns anzugreifen! Das ist vom deutschen Standpunkt aus eine so klare Defensivpolitik, daß es bei Verstand und gutem Willen überhaupt nicht geht, ihr aggressive Absichten unterzuschieben. Sie gibt England, was Englands ist, und statuiert für Deutschland, was Deutschlands ist; wollen die Engländer nicht darauf eingehen, sondern ihre „Suprematie" im Sinne der absoluten Überlegenheit behaupten, auch für den Angriff, so zeigen sie damit, daß sie uns die politische und nationale Gleichberechtigung auf der Welt nicht zugestehen wollen. Nicht wir, sondern sie sind es dann, die die Schraube der Flottenrüstungen weiter und weiter drehen. Wir sind finanziell noch lange imstande, die nötigen Mittel für Linienschiffe, Panzerkreuzer und was sonst für den Seekampf erforderlich ist, aufzubringen. Was Preußen und andere Staaten und Völker in kritischen Zeiten an Opfern um ihrer nationalen Idee willen getragen haben, das war denn doch noch ganz etwas anderes, als die Belastung, um die es sich heute äußersten Falls für uns handelt! Sollte aber trotzdem

eines Tages, wenn nicht unser materielles Vermögen, so doch unsere nationale Opferwilligkeit versagen, und sollte die Mehrkeit des deutschen Volkes lieber Ersparnisse an seiner Wehrkraft machen, als den deutschen Gedanken in der Welt auf seine Höhe führen wollen — nun, dann haben wir nichts besseres verdient, als daß die Engländer uns zusammenschießen und den Völkern Europas zurufen: „Sucht euch Kompensationen! Nehmt innerhalb Deutschlands was ihr wollt, ihr könnt es haben."

„Eine Flotte ersten Ranges ist die sicherste und biligste Bürgschaft des Friedens" sagte der Präsident der Vereinigten Staaten nach der Niederlage der russischen Flotte bei Tsuschima gegen die japanische Streitmacht. Dasselbe meinte schon vor zweitausend Jahren der lateinische Spruch: Si vis pacem, para bellum — willst du den Frieden, so bereite dich auf den Krieg vor! Er ist seitdem aufrichtiger- und unaufrichtigerweise so unendlich oft wiederholt worden, daß das Wort wie eine abgegriffene Münze behandelt wird, der jedermann nur noch einen konventionellen Wert beimißt. Darum bleibt es aber heute so wahr wie je. Es gibt gar keine größere Gefahr für ein Volk, als reich zu sein und zugleich schwach oder schlecht gerüstet. Auch in der Politik heißt es: führe uns nicht in Versuchung! Mag der ewige Frieden, wie Moltke meinte, kein schöner Traum sein, oder doch ein schöner, mag er in absehbarer oder in unabsehbarer Zeit Wirklichkeit werden — vorläufig stehen die Dinge auf der Welt so, daß sich in jeder großen und starken Nation der Trieb der Selbsterhaltung in der Form eines natürlichen Expansionsdranges offenbart, der seine Grenzen erst dort findet, wo andere nationalpolitische Gegenwirkungen von genügender Stärke auftreten. Wir wissen, daß wir, wollend oder nichtwollend, durch die Naturkraft un-

seres Wachstums dazu gezwungen sind, die Wurzeln und Saugadern unseres Wirtschaftslebens immer tiefer und immer weiter in die überseeische Welt hineinzustrecken. Indem wir das tun, erleben wir, daß Mißtrauen, Eifersucht, Feindschaft und Interessenpolitik anderer mächtiger Völker uns umgeben, und wenn auch bisher noch jedesmal im letzten Augenblick der Ausbruch offener Feindseligkeit unterblieb, so steht doch nirgends geschrieben, daß es immer so sein wird. Können wir es da verantworten, uns mit Nachdenken darüber zu beschäftigen, um wieviel geringer wir freiwillig unsere Kraft halten sollen, als sie sein könnte? Gibt es etwa für unsere Gegner irgendeinen anderen Grund, uns zu schonen, als unsere Stärke? Werden England, Frankreich, Rußland zögern, ihre Übermacht geltend zu machen, sobald sie sich vereint stark genug gegen uns und unsere Freunde fühlen? Was soll sie abhalten? Etwa die Franzosen die Revanche für 1870? Oder die Engländer ihre Sorge um den deutschen Wettbewerb und die deutsche Flotte? Oder die Russen ihre allgemeine Abneigung gegen uns, der Ärger über unsere Bundestreue gegen Österreich und ihr Bedürfnis nach einer gründlichen Reparation der Niederlage in Ostasien? Nur solange wir stark sind, halten sich auch bei den gegnerischen Mächten Begehren und Bedenken die Wage; sind oder scheinen wir es nicht mehr, dann werden jene gleichsam durch natürliche Gewalt dahin getrieben werden, daß sie versuchen, eine für sie so unbequeme Größe, wie wir es sind, aus dem Wege zu räumen. Und unter solchen Verhältnissen gibt es vaterlandsliebende Deutsche, die da erwägen, ob es nicht besser sei, Millionen zu sparen, um Milliarden, und darüber hinaus die Zukunft des Deutschen Gedankens in der Welt, aufs Spiel zu setzen!

Alles was wir bisher über unsere Lage in der Welt ge-

sagt haben, können wir dahin zusammenfassen, daß niemand, keine einzelne Macht und auch keine vorauszusehende oder wahrscheinliche Kombination von Mächten, uns etwas anhaben kann, außer in Gemeinschaft mit England. Dabei setzen wir voraus, daß unser Bündnis mit Österreich-Ungarn auch zukünftig so stichhält, wie es das bisher getan hat. Das Recht zu dieser Annahme beruht darauf, daß die deutsch-österreichische Rückendeckung eine gegenseitige ist. Mit Frankreich werden wir auf alle Fälle allein fertig, und die Koalition Frankreich-Rußland gegen Deutschland setzt ohne weiteres die österreichisch-ungarische Armee ostwärts in Marsch. Italien, das formell mit zum Dreibunde gehört, bleibt besser aus dem Spiel, weil seine Volksstimmung ein unzuverlässiger Faktor ist, und die Dynastie nicht fest genug sitzt, um einer starken populären Bewegung gegenüber auf dem Prinzip der Bündnistreue zu beharren. Aus alledem ergibt sich, wie wir sehen, mit Notwendigkeit der jetzige Zustand der europäischen Politik: wer auch immer gegen Deutschland aufbegehrt, der sucht irgendwie und irgendwann die Verständigung mit England, und umgekehrt haben sich die Engländer bemüht, alles was sich gegen uns sammeln ließ, in ihre politische Gefolgschaft hineinzubringen. Sind wir stark genug, England vom Angriff zur See auf uns abzuhalten, dann brauchen wir uns überhaupt um nichts weiter in der Welt zu sorgen. Das einzige Mittel aber, das zu diesem Zweck etwas taugt, ist wie wir wissen und stets von neuem betonen müssen, eine hinreichend starke Flotte. Genügt sie, um England in Schach zu halten, so liegt darin schon enthalten, daß sie auch den Frieden an sich sichert. Von diesem Flottenprogramm, das keine absolute, sondern eine von der englischen Flottenpolitik abhängige und mit ihr der Verschiebung unterliegende Größe ist, können

und dürfen wir nicht abgehen. Dabei hat es sich als ein Glück für uns herausgestellt, daß England nach den Erfahrungen des Seekrieges zwischen Rußland und Japan im Kriegsschiffbau zum Dreadnoughttypus überging. Durch diesen wurde das ältere Schiffsmaterial aller Marinen verhältnismäßig stark entwertet; und während es für uns aussichtslos gewesen wäre, in der Vordreadnought-Periode die enorme englische Überlegenheit auch nur bis zu einem gewissen Grade einzuholen, wurde durch die Dreadnoughts sozusagen ein neuer Start für die Flottenrüstungen geschaffen. Zu ihrem Mißgeschick glaubten die Engländer, sie würden auf längere Zeit die absolute Überlegenheit im Bau der modernen Großkampfschiffe behaupten. Darin haben sie sich getäuscht, denn faktisch sind wir ihnen infolge der Dreadnoughts während der letzten sechs Jahre bis zu einem Kräfteverhältnis nachgerückt, das früher als phantastische Unwahrscheinlichkeit erschienen wäre. Wir stehen heute zu ihnen an Dreadnought-Stärke schon etwas besser als 1 : 2, und wenn nicht zufällig der im voraus festgelegte Schematismus unseres Flottenbauplans grade während der nächsten Jahre vorübergehend eine starke Verminderung an Neubauten vorsähe, so würde das Verhältnis zunächst so bleiben. Dem Schema zuliebe auf diesen Stand zu verzichten, würden wir trotz des Flottengesetzes für gefährlich halten, denn wir müssen wiederholen: je schwächer unsere Flotte, desto schwächer die Wand des Kessels, der dem antideutschen Überdruck der politischen Atmosphäre in Europa Widerstand leisten soll.

Der zweite Sicherungsfaktor ist die Pflege unseres Verhältnisses zur Türkei. Die finanzielle und allgemein wirtschaftliche Erstarkung des türkischen Reichs, der Ausbau der Bahnen und vor allen Dingen eine türkische Armee, die so groß, so wohlgerüstet und so schlagkräftig ist, wie nur irgend möglich —

das könnte zusammen im Fall, daß von der Gegenseite her der Friede gebrochen wird, so entschieden zu unseren Gunsten ins Gewicht fallen, daß der Fortschritt der Türkei für uns durchaus ein Gegenstand der politischen Sorge sein muß. Wenn es der deutschen Politik trotzdem nicht gelungen ist, die Italiener von dem Überfall auf Tripolis abzuhalten und dadurch den Türken sowohl äußere, als auch noch mehr innere Schwierigkeiten zu bereiten, so muß das leider als ein Beweis dafür angesehen werden, daß von seiten einer nominell verbündeten Macht, wie Italien, die Rücksicht auf das deutsche Interesse nicht als besonders verpflichtende Notwendigkeit angesehen wird.

Unsere politische Lage ist ohne Zweifel geeignet, den Anschein zu erwecken, als ob wir nicht mehr in derselben Weise respektiert werden, wie zur Zeit Bismarcks, und von manchen Seiten werden die Dinge aus patriotischer Besorgnis so hingestellt, als ob uns überhaupt nichts mehr gelänge. Daran ist soviel richtig, daß, wenn wir nicht den Entschluß fassen wollen, alle vorhandenen politischen Knoten durch einen großen Krieg zu zerhauen, unsere Gegner zurzeit bis auf einen gewissen Grad imstande sind, uns das Gesetz des Handelns vorzuschreiben. Der Krieg aber würde unter allen Umständen ein so großes Risiko für unsere Gegenwart und Zukunft bedeuten, daß wir diesen Entschluß nicht eher fassen können, als bis uns die Gegenpartei entweder etwas gegen die Ehre oder unsere nationalen Lebensbedingungen zumutet — oder uns durch gewalttätigen Überfall aller eigenen Wahl enthebt. Geschieht das nicht, so können wir in unseren direkten Beziehungen zu England und den englischen Gefolgsmächten einstweilen keine andere Politik machen, als uns dauernd bis an die Grenze unserer Kraft gerüstet halten und gleichzeitig unsere unverbrüchliche Bereitschaft zum Frieden und zur loyalen Verständigung für den Fall erklären, daß uns vom Gegner ein Unterpfand dafür gegeben

wird, daß die Verständigung eine ehrliche und dauernde sein soll.

Der Hauptgrund indes dafür, daß unsere Situation, äußerlich betrachtet, mitunter einen unklaren und unerfreulichen Eindruck macht, besteht in der Schwierigkeit, ein leicht faßliches, sozusagen handgreifliches Ziel für die von uns geforderte Politik des deutschen Gedankens aufzustellen. Für England ist das eine unmittelbar gegebene Sache, denn dort lebt im Bewußtsein des ganzen Volkes die große Idee des inneren Ausbaus und der fortgesetzten äußeren Vergrößerung des Imperiums: für die politisch Wissenden in der Form des geschlossenen Weltreichs von Südafrika über Ägypten, Persien, Indien bis Australien, und für die Menge in der suggestiven Kraft jener zugleich imperialistischen und kulturpolitischen Parole: reißend schnell wird die Erde englisch! Auch Staaten wie Rußland und Frankreich haben große und zugleich volkstümliche politische Losungen: dort Persien, Ostasien, Konstantinopel, die Schutzherrschaft über den rechtgläubigen Orient — hier Genugtuung für 1870, das afrikanische Kolonialreich, Marokko! Die Aspirationen der Amerikaner endlich, die Weltteile und Ozeane umspannen, brauchen erst recht nicht besonders erläutert zu werden.

Wie sieht diesen großen, nationalen Gedanken und Vorsätzen gegenüber die deutsche Idee in der Welt aus, wenn man sie aus der Sphäre des prinzipiell Gedachten in das praktische Pensum unserer auswärtigen Politik übersetzen will? Vielleicht ist es lehrreich, wenn wir dieser Frage gegenüber uns zunächst ein Bild davon machen, was unsere Gegner als Programm einer großen deutschen Politik für möglich halten oder uns unterschieben. So begegnet uns in der öffentlichen Meinung Englands die Idee, wir wollten durch einen Eroberungskrieg Australien oder Südafrika, womöglich beides, dem britischen Weltreich entreißen und für uns kolonisieren. Andere Stimmen schreiben

uns denselben Plan für den Süden und Osten von Südamerika zu, und die englische Presse hat sich jahrelang alle Mühe gegeben, diese unsere vermeintliche Absicht den Amerikanern zu denunzieren. So unglaublich es klingt, es hat in England selbst ernsthafte Leute gegeben, die derartig wilde und ausschweifende Phantasien vorübergehend nicht von der Hand gewiesen haben. Vielleicht kann man aber sagen, daß jetzt doch nur noch der „Mann auf der Straße" und die Sensationspresse imstande wären, ein australisches oder brasilianisches Alpdrücken vor Deutschland zu empfinden.

Eine dritte Möglichkeit, und diese wird uns von wohlwollender englischer Seite gelegentlich sogar empfohlen — soll für Deutschland der Erwerb und die Kolonisation der asiatischen Türkei bilden, eventuell in Gemeinschaft mit Österreich-Ungarn, mit dem wir eine engere, staatsrechtliche Verbindung suchen könnten. Diesen Vorschlag hat z. B. wiederholt eine politisch so gebildete und für englische Verhältnisse äußerst deutschfreundliche Persönlichkeit gemacht, wie der frühere Gouverneur von Uganda und Britisch-Zentralafrika, Johnston. Fragt man die Engländer, sei es in der öffentlichen politischen Diskussion, sei es in privater Unterhaltung oder Korrespondenz, warum sie uns eigentlich solche Extravaganzen zutrauen, so bekommt man mit Sicherheit immer dieselbe Antwort, die Johnston so formuliert hat: „Wir sehen die Deutschen heute schier zusammengepfercht auf einem Gelände, das nicht übergroß, das auch nicht überall fruchtbar ist, in Nord- und Mitteleuropa zwischen Rußland und Frankreich gelegen. Nach welcher Richtung soll Deutschland sich ausdehnen? Denn das ist ohne weiteres klar, daß die deutsche Nation sich auf die Dauer nicht mit den Ländergebieten begnügen kann, die heute die beiden eng verbündeten Reiche, Deutschland und Österreich, ausmachen." Ihr Deutschen könnt reden, was Ihr wollt, daß Ihr keine Eroberungen

beabsichtigt — wir können es Euch nicht glauben, denn wir sehen klar vor Augen, Ihr braucht einen Abflußkanal (outlet), wenn Ihr bei Eurer Menge nicht in Euern Grenzen ersticken wollt! So etwa schrieb im Verlauf einer Korrespondenz über deutsch-englische Fragen ein englischer Politiker an den Verfasser dieses Buches. Demgegenüber scheint es vergebene Mühe zu sein, den Engländern klar zu machen, daß Deutschland gegenwärtig nicht nur keinen Überschuß an Bevölkerung besitzt, also auch keinen „outlet" braucht, sondern im Gegenteil Mangel an Arbeitskräften leidet. Unser Wirtschaftsleben befindet sich, von den vorübergehenden und wie es scheint unvermeidlichen internationalen Krisen abgesehen, in einem so blühenden Zustande, daß es unseren vollen gewaltigen Bevölkerungszuwachs aufzunehmen und mit Arbeit zu versehen imstande ist, und daß es außerdem noch massenhaft Nichtdeutsche heranzieht. „Unsere ganze überseeische Auswanderung ist schon seit langem auf 20 bis 30000 Seelen im Jahr gesunken, während wir gleichzeitig an eine Million ausländischer Arbeiter, Russen, Polen, Ruthenen, Slowaken, Italiener, Skandinavier, in Deutschland beschäftigen", schreibt Delbrück an einer Stelle, die sich mit der Frage der überseeischen deutschen Kolonisation beschäftigt.*)

Es kann also gar keine Rede davon sein, daß wir in unserer Masse ersticken, weil wir in unseren Grenzen keine genügende Existenzmöglichkeit hätten. England selbst gibt ja das Beispiel, daß ein Land noch bedeutend dichter bevölkert sein kann als Deutschland, bei gleichfalls unerheblicher Auswanderung, und daß es trotzdem auf dem Gipfel ökonomischer Blüte und politischer Macht stehen kann — wenn es nur imstande ist, seiner Industrie und seinem Handel sichere und dauernde Zugänge zu den Absatz- und Einkaufsmärkten der Welt offenzuhalten. Das und nichts anderes ist es, was wir brau-

*) Preuß. Jahrb., März 1912.

chen, und haben wir eine Flotte, die von uns die Gefahr der Zerstörung unseres Handels fernhält, so bedürfen wir weder in der Gegenwart noch für die vorläufig absehbare Zukunft irgendwelcher „outlets"! Was ferner die englischen Ideen wegen unserer angeblichen Absichten in Australien, Südafrika, Südamerika und den Orient betrifft, so bemerkten wir wegen der drei ersteren Unterstellungen bereits, daß sie zu absurd sind, um darüber zu diskutieren, und wegen Anatoliens und Mesopotamiens haben wir gleichfalls schon früher ausgeführt, daß selbst, wenn wir einen Überschuß an Bevölkerung für die Kolonisation fremder Länder hätten, und selbst wenn die klimatischen Verhältnisse dem deutschen Bauern die Existenz am Fuß des Taurus oder am Euphrat ermöglichten, doch die Rücksicht auf die Türkei es uns schlechthin verbietet, den leisesten Gedanken an umfassende deutsche Ansiedlungen auf türkischem Boden zu hegen. Trotzdem ist es nützlich, daß wir uns unsere Lage in der Welt einmal auch durch den englischen Spiegel besehen haben, denn wir erfahren auf diese Weise, was der Engländer, sobald er versucht, von unserm Standpunkt aus politisch zu denken, den Deutschen zutraut und als für sie mehr oder weniger geboten und natürlich ansieht. Allen diesen Ideen gegenüber versichern wir in der bestimmtesten und aufrichtigsten Weise, daß irgendwelche Eroberungen — um welchen Teil der Welt auch immer es sich handeln möge — außerhalb des Kreises unserer Ziele und Wünsche liegen. Der einzige Erdteil, in dem wir unsere Erwerbungen noch nicht als abgeschlossen betrachten können, ist Afrika. Aber auch hier denken wir an keinerlei Überstürzung, und vor allen Dingen an keine Gewaltsamkeiten, sondern wir erwarten von England, daß es uns, falls seine gegenwärtigen Verständigungswünsche ernsthaft gemeint sind, die Hand zu

einer loyalen und friedlichen Generalauseinandersetzung über alle schwebenden afrikanischen Fragen bietet, und daß es gemeinschaftlich mit uns die Abfindung der in Betracht kommenden Rechte, Ansprüche und Interessen Dritter vornimmt.

Die Politik des deutschen Gedankens in der Welt soll also nach unserm Wunsch und Willen auf keine Eroberung und keine sonstige Gewalt abzielen. Täte sie das, so könnte sie für das Verständnis der Massen vielleicht leichter populär gemacht werden. Da aber dieser Weg aus ideellen und praktischen Gründen nicht gangbar ist, so liegt uns die Aufgabe ob, den Gedanken der nationalen Expansion, von dem unsere Lebensfähigkeit als Weltvolk schlechthin abhängt, in der Weise zu verwirklichen, daß wir uns erst zu Lande und zu Wasser eine Waffenrüstung von so imponierender Stärke schaffen, daß niemand uns anzugreifen wagt, und daß wir in ihrem Schutz dann an der Erreichung des friedlichen Zieles arbeiten: unter Verzicht auf die kriegerische Unterwerfung fremder Länder und Völker die uns zugänglichen Gebiete der Welt mit dem geistigen Gehalt unseres Volksgedankens zu durchtränken.

Vor allem müssen das natürlich diejenigen Teile der Welt sein, die jetzt unter dem Einfluß des modernen Verkehrs in kulturelle Umwandlungsprozesse eintreten. Auf diesem Wege muß sich die deutsche nationale Idee gleich der angelsächsischen zu einer wahrhaft weltgestaltenden Macht entwickeln und auch aus Deutschland in moralischer wie in materieller Beziehung ein Mutterland der zukünftigen Weltkultur machen. Indem wir uns aber hierzu bekennen und entschlossen sind, für dieses Ziel zu arbeiten, würde es uns nichts helfen, wenn wir uns über die besonderen Schwierigkeiten täuschen wollten, die uns keineswegs nur durch fremde Feindschaft und Eifersucht,

sondern auch grade in auswärtigen Dingen durch eigene Schwächen in den Weg gelegt werden.

Bei jedem Volke, das politisch mündig geworden ist, gilt die Ausbreitung des nationalen Gedankens in der Welt nicht nur als eine Aufgabe der Staatspolitik und der berufsmäßigen diplomatischen Vertretung, sondern ebenso als Sache jedes einzelnen in der Nation. Wie oft wir auch schon Gelegenheit gehabt haben, das englische Wesen als Muster dafür heranzuziehen, welchen Zielen auch wir nachstreben müssen — wir dürfen es uns auch an dieser Stelle nicht verdrießen lassen, bei den Engländern in die Schule zu gehen. Jedem großen Volke ist es ein natürliches Bedürfnis, alles Geschehen unter dem Gesichtspunkt des eigenen nationalen Interesses anzuschauen und alle Vorkommnisse in der Welt als nationale Angelegenheiten zu behandeln. Das ist englische Art, und wir müssen wiederholen, daß diese Denkweise nicht mit dem vorwurfsvollen Schlagwort der Anmaßung abgefertigt werden darf, sondern daß sie im Prinzip etwas Großes und auch für uns zu Erstrebendes ist. Warum verwandeln sich private, sei es geschäftliche, missionarische oder sonst persönliche Unternehmungen von Engländern über See so oft und so rasch in nationalpolitische Interessen, und warum bedeuten sie stets eine Mehrung und Stärkung des englischen Volksgedankens in der Welt? Warum fühlt sich jeder Engländer an jedem Punkte der Erde, wohin ihn die Umstände oder sein Wille gebracht haben, als berufenen Vertreter der Idee des englischen Weltreichs und der englischen Weltkultur? Weil englische Art weder daheim noch draußen anders kann, als den nationalen Gedanken gleich einer persönlichen Angelegenheit und umgekehrt die eigenen Interessen und Wünsche als Sache des nationalen Interesses im ganzen anzusehen.

Ohne diese Eigenschaft des englischen Volkscharakters wäre

die heutige Größe Englands nicht denkbar. Vergleichen wir aber damit die deutsche Art, so sehen wir, daß zwar von vornherein alles Auswärtige, Fremde, Entfernte mit einer gewissen Bewunderung und nicht selten sogar mit übermäßigem Respekt betrachtet wird, daß aber das Bewußtsein, es müsse ihm gegenüber vor allen Dingen der deutsche Standpunkt und das deutsche Interesse geltend gemacht werden, in der Regel fehlt. Ebenso ist es dem Deutschen eine Gewohnheit, fast könnte man sagen ein Bedürfnis, die Behandlung der auswärtigen politischen Angelegenheiten der Berufsdiplomatie zu überlassen und sich den Mysterien dieses Gebiets gegenüber wie selbstverständlich die Rolle des unmündigen und nichtwissenden Staatsbürgers gefallen zu lassen. Das Wort „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht", das für die innere Politik im Volksbewußtsein sein Recht schon lange verloren hat, wird in der auswärtigen nicht nur bei der Masse, sondern auch bei den Gebildeten beinahe als Grundsatz für das nationale Verhalten behandelt, und wenn nicht England zur Zeit König Eduards wenigstens nach dieser einen Seite aufrüttelnd und erzieherisch auf uns gewirkt hätte, so könnte man sagen, daß es in Deutschland für die äußere Politik überhaupt kein nennenswertes Interesse gibt.

Das ist schon aus dem Grunde ein falscher Standpunkt, weil die auswärtige Politik heute im Vergleich zu früher eine nach ihren Prinzipien und Grundzügen verhältnismäßig einfache und durchsichtige Sache geworden ist, die nicht mehr nach dynastischen Bedürfnissen und Notwendigkeiten im Dunkel der Kabinette gemacht wird, sondern frei nach den großen und zwingenden Lebensbedürfnissen der Völker. In früherer Zeit waren die Nationen mehr oder weniger Objekte der Politik; heutzutage sind sie selber die handelnden Subjekte auf der Weltbühne. In dieser Beziehung ist sogar zwischen Staaten, die noch eine autokratische Regierungsform haben und denen, die entschiedener zur

Demokratie fortgeschritten sind, kein großer Unterschied. Hier wie dort muß sich die Regierung in auswärtigen Angelegenheiten als den Beauftragten des nationalen Interesses fühlen, und nur dann kann eine politische Aktion nach außenhin Kraft und Nachhaltigkeit entwickeln, wenn sie vom Volk als seine eigene Angelegenheit empfunden wird.

Leider ist diese Tatsache nur sehr unvollkommen in den Inhalt unseres öffentlichen Bewußtseins übergegangen. Man sieht das daran, daß es in der deutschen Öffentlichkeit fast überall ganz auffallend an einer von Sachkunde und Verantwortlichkeitsgefühl getragenen Behandlung auswärtiger Dinge fehlt. Nur selten verfügen unsere Parlamentarier, unsere Redaktionen und Versammlungsredner über fundierte Vorstellungen und zuverlässiges Material zur Kenntnis nichtdeutscher Probleme, und selbst bei unserer Diplomatie hat man öfters den Eindruck, daß sie bei aller ihrer Berufsvorbildung eben doch einem Volke angehört, das noch ohne ausgeprägte Begriffe von der vollen Größe, dem Umfang und dem Ausdehnungsbedürfnis seiner überseeischen Notwendigkeiten dahinlebt. Aus diesem Grunde fehlt ihr im ganzen etwas von dem notwendigen Instinkt für die Vielgestaltigkeit der überseeischen Interessen, mit dem ein Politiker in auswärtigen Dingen sozusagen geboren sein muß, und von der Arbeit des nationalen Bewußtseins im ganzen her kann schwer eine Korrektur dieser Mängel erfolgen, weil der Weltinstinkt noch nicht zu den Bestandteilen dieses Bewußtseins gehört.

Unsere Vertretung im Auslande ist ein Faktor, der aufs Unmittelbarste mit unserer auswärtigen Politik als solcher zusammenhängt. Ganz besonders aber ist die natürliche Expansion des deutschen Gedankens in der Welt mit davon abhängig, wie weit die Fähigkeit unsrer Diplomaten zur Beurteilung

der Verhältnisse bei fremden Nationen an Ort und Stelle ausreicht, denn hiervon hängt notwendig auch ein großer Teil derjenigen Ideen und Vorstellungen ab, die an der Zentrale unsrer auswärtigen Politik herrschen. Hier aber tritt wiederum als Folgeerscheinung unserer inneren Zustände ein Moment auf, das den Fortschritt unseres Volksgedankens auf gefährliche Weise zu beeinträchtigen imstande ist: die zwar nicht absolute, aber doch weitgehende Bevorzugung einer bestimmten Klasse für die diplomatische Laufbahn.

Es bedarf nur eines Blicks in das Staatshandbuch oder den Gothaischen Kalender, um zu sehen, wie gering der Anteil der bürgerlichen Volksschichten bei der Besetzung der Stellen im auswärtigen Dienst gegenüber dem des Adels ist. Mag es im Zeitalter der Kabinettspolitik richtig gewesen sein, die diplomatischen Vertreter demjenigen Kreise zu entnehmen, wo die meiste Gewöhnung an den Boden bestand, auf dem damals politische Erfolge zu gewinnen waren, so ist es doch ein Nonsens, jetzt noch diese Praxis festzuhalten. Unter den heutigen Verhältnissen ist für die Vertretung unserer politischen Interessen im Auslande nur noch zum geringeren Teil die Kenntnis höfischer Gepflogenheiten und Ideengänge notwendig; wohl aber gehört dazu eine große Summe historisch-politischer und volkswirtschaftlicher Kenntnisse, und außerdem Fähigkeit und Neigung zu exakter methodischer Arbeit und zum Verkehr mit politischen Persönlichkeiten ganz verschiedener, nicht selten recht demokratischer Herkunft und Anschauung. Nach dem alten Prinzip ist der Botschafter oder Gesandte an einem fremden Hof der bevollmächtigte Vertreter eines Monarchen beim andern. Von diesem vorwaltenden Charakter der Gesandtschaften des absolutistischen Zeitalters kann keine Rede mehr sein, denn es gibt heutzutage kaum noch eine andere

auswärtige Politik, als die der nationalen Gesamtinteressen. In dieser Beziehung geht die Demokratisierung auch der ältesten und größten Monarchien mit einer Raschheit vor sich, die nur von der zunehmenden Kompliziertheit unserer politisch-ökonomischen und sozialen Staatsstruktur im ganzen übertroffen wird. Die Meinung, es könne bei der Auswahl der Persönlichkeiten, die diese gigantischen Prozesse im Interesse der deutschen Nation verantwortlich beobachten sollen, leichthin auf eine Menge hierzu befähigter Kräfte verzichtet werden — zugunsten einer exklusiven Kaste, die keine innere Sonderqualifikation für diesen Dienst mehr besitzt — gehört zu den schädlichsten Irrtümern, die es für den Fortschritt der deutschen Idee nur geben kann. Trotzdem wird überwiegend so verfahren. Schärfer als auf diese Weise kann aber die nationale Kritik an den Ergebnissen unserer auswärtigen Politik und an der Tätigkeit unserer diplomatischen und halbdiplomatischen Vertreter im Auslande nicht wohl herausgefordert werden!

Unter den Trägern alter und neuerer adliger Namen im Ressort des Auswärtigen finden sich Männer von großem Verdienst, Geschick und Wissen, und an der Achtung und dem Dank des Vaterlandes, der ihnen persönlich gebührt, soll durch unseren Tadel des Systems wahrlich nichts geschmälert werden. Andere aber, und deren sind vielleicht mehr, zeichnen sich durch einen so bemerkbaren Mangel an natürlicher Intelligenz und erworbenen Kenntnissen aus, daß es für sie ausgeschlossen gewesen wäre, ihren Platz zu erreichen, wenn sie sich dazu statt ihrer Herkunft ihrer Befähigung hätten bedienen sollen. Das ist ein offenkundiges Übel von solcher

Schwere, daß die Verweigerung der Abhilfe die Schuldigen mit der vollen Verantwortung für den entstehenden nationalen Schaden belastet. Das faktische Vorrecht, das dem Adel für die Besetzung der diplomatischen Stellen gewährt wird, bedeutet nichts anderes, als daß hier in der gefährlichsten Weise mit der Zukunft der Nation Zahlung für die antiquierten Geburtsansprüche einer besonderen Klasse geleistet wird, die sich, von Ausnahmefällen abgesehen, keiner besseren Ansprüche auf die Betrauung mit diplomatischen Aufgaben rühmen kann, als gleichwertig vorgebildete nichtadelige Kräfte. Gerade daß solchen die Nobilitierung zuteil wird, falls man sie verwenden will, oder daß die vorher stattgehabte Verleihung des Adels eine wichtige Bedingung für ihr Fortkommen in der diplomatischen Laufbahn bildet, ist ein Beweis für das — wohl nur selten unbewußte — Bemühen, die Exklusivität dieses Berufes so weit wie möglich aufrechtzuerhalten. Daß anderswo nichtadelige Botschafter, Gesandte, Attachés und sonstige Vertreter für die auswärtige Politik eines Landes imstande sind, gute Erfolge zu erzielen, dafür gibt es genug praktische Beweise, und zwar Beweise, deren Unwidersprechlichkeit wir am eignen Leibe erfahren haben. Die Angelegenheiten des deutschen Volkes sollten genügendes Gewicht für die in dieser Sache verantwortlichen Stellen besitzen, um sie grundsätzlich von den besten und tüchtigsten Männern, nicht von zufälligen, oft recht belanglosen Erben eines Adelsprädikats verwalten zu lassen. Die Verteidiger der adeligen Selektion berufen sich gern auf den Junker Bismarck und noch auf einen oder den andern Staatsmann mit adligem Namen, um zu beweisen, daß ihr Stand zur Führung politischer Geschäfte, namentlich aber zur auswärtigen Politik besonders geeignet sei. Sie vergessen aber dabei, daß zu den Zeiten, wo jene Männer für Deutschland erwuchsen, abgesehen vom Kaufmannsstande,

dessen Angehörige es bei uns seit der Hansa und den Fuggers vorgezogen haben, die Tätigkeit der Vermögensgründung möglichst unpolitisch zu gestalten, fast nur der grundbesitzende Adel im Besitz des zum diplomatischen Berufe notwendigen Vermögens und der erforderlichen relativen Weltkenntnis war. Seitdem aber haben sich die Verhältnisse von Grund auf geändert. Was brauchte ein Diplomat im XVIII. Jahrhundert an den meisten Höfen von Weltwirtschaft und Weltverkehr, von Bankwesen, Zahlungsbilanz, sozialer Frage, Preßpolitik, von der unendlichen Summe ineinander verflochtener Beziehungen zu wissen, in denen sich heute das materielle und geistige Leben jeder Nation und der Nationen untereinander entfaltet! Diese Dinge bestimmen heute alle Politik unvergleichlich stärker, als es die Persönlichkeiten der Herrscher und die Besonderheiten der Höfe tun; damals aber gab es das alles noch gar nicht oder erst in undeutlichen Anfängen. Auch in unseren Tagen wachsen ja mancherlei Augenblickserfolge auf dem Boden der Salons, der Boudoire, der Kanzleien und Hofjagden, aber gegenüber der eisernen Gewalt der ins Gigantische gesteigerten wirtschaftlichen Fragen und gegenüber der Demokratisierung der Politik durch die Zeitungen und die Parlamente ist das Gewicht dieser kleinen und eleganten Mittel ein geringes geworden. Wer sich heute für fähig hält, im diplomatischen Außendienst seines Vaterlandes zu arbeiten, der muß imstande sein, von den elementaren Regungen der Masseninstinkte bis zu den sorgsam ausgeschmiedeten letzten Motiven der leitenden Staatsmänner alle Einzelheiten, die er beobachtet und erfährt, als einheitliche und folgerichtige Lebenserscheinungen eines in der Bewegung begriffenen Volkstums aufzufassen — und dazu nützt ihm kein Adelstitel einen Deut.

Es ist unmöglich, daß bei einem Verfahren, wie dem bei uns für die Besetzung zahlreicher Posten des auswärtigen

Dienstes üblichen, die schädigenden Folgen ausbleiben. Dazu kommt die dürftige Ausstattung des Reichsamts des Auswärtigen mit Dezernenten und Hilfskräften. Im „foreign office" in London und an allen übrigen in Betracht kommenden englischen Stellen sind stets Persönlichkeiten vorhanden, die ein auf Anschauung gegründetes Urteil über alle überseeischen Dinge besitzen — um welches Gebiet der Welt es sich auch handeln möge. Bei uns nötigt der Mangel an Mitteln und Kräften dazu, Beamte mit Referaten über Länder und Verhältnisse, die sie praktisch nie kennen gelernt haben, in einer Weise zu belasten, die lächerlich wäre, wenn sie nicht schlimmer beurteilt werden müßte. Will man aber wenigstens für alle fremden Länder von einiger Wichtigkeit an der Zentralstelle des Reichs Autoritäten zur Verfügung haben, dann muß man bei der Besetzung der Posten im Auslande nicht nur die qualitative Auslese der Kräfte von antiquierten Selektionsrücksichten unbeeinflußt halten, sondern es müssen auch der Zahl nach viel größere Maßstäbe angewandt werden, als bei uns geschieht.

Der Mangel an Kenntnissen und Anschauungen, der in Deutschland den auswärtigen Fragen gegenüber besteht, wirkt notwendiger Weise auch auf unsere auswärtige Politik selber ungünstig zurück. Es fehlt an der kontrollierenden, zugleich sachverständigen, ermunternden und positiv fördernden Anteilnahme, die z. B. in England von der politisch gebildeten Schicht all diesen Dingen gegenüber ausgeht. Nicht nur unser Volk, sondern auch unsere Diplomaten leben der Meinung, daß die auswärtige Politik sich in einer Art von Dunkelkammer zu vollziehen habe. Gewisse Sachen müssen natürlich unter Ausschluß der Öffentlichkeit vorbereitet werden — im großen und ganzen aber ist nach außen wie nach innen die beste und stärkste Politik die der Aufrichtigkeiten. Auf der andern Seite

ist es eine Folge der Unerfahrenheit unserer öffentlichen Meinung, daß wenn sie sich einmal in auswärtigen Dingen nach einer bestimmten Seite hin engagiert, diese Seite nicht selten die falsche ist. Wir haben das vor kurzem bei der Marokkoangelegenheit gesehen. Abgesehen davon, daß die weitere Zersplitterung unseres Kolonialbesitzes durch den Erwerb eines Stücks von Nordwestafrika falsch gewesen wäre und Marokko außerdem mit Rücksicht auf den Islam als ungeeignetes Ausdehnungsobjekt für uns erscheinen mußte, war das Verlangen unserer Patrioten, gerade zu der Zeit und an der Stelle England und Frankreich gegenüber die Probe auf Biegen oder Brechen zu machen, vom praktischen wie vom prinzipiellen Gesichtspunkt aus gleich irrig.

Solange die Schienen der Bagdadbahn Aleppo noch nicht erreicht haben, kommt die türkische Cooperation in der Richtung auf Ägypten für uns nicht in Betracht, und solange der Nordostseekanal, Helgoland und noch andere wichtige Punkte im Befestigungssystem der Nordseeküste unvollendet sind, können wir dem Angriff der englischen Flotte ebenfalls nicht mit dem Gefühl relativen Vertrauens entgegensehen, wie es nach Vollendung dieser Anlagen möglich sein wird. Angenommen, es hätte überhaupt ein bedeutender Grund zum Schlagen vorgelegen, so durften wir darum von uns aus die Krisis unmöglich in einem Augenblick zum Ausbruch bringen, in dem sich eine Anzahl wichtiger Faktoren, von denen die Entscheidung zu unseren Gunsten beeinflußt werden konnte, noch in unfertigem Zustande befanden. Diese Erwägung durfte in der Marokkosache aber nicht einmal an ausschlaggebender Stelle stehen. Entscheiden muß vielmehr stets die Tatsache, daß wir es auf einen Krieg überhaupt nur ankommen lassen dürfen, wenn große und unmittelbare Lebensinteressen Deutschlands in Gefahr sind. Um solche hat es sich bei der Frage, ob ein Teil von West-

marokko als politisches Interessengebiet für uns zu beanspruchen sei oder nicht, in keinem Stadium der Angelegenheit gehandelt — und wenn es in Zukunft einmal darum gehen sollte, dann werden auf unserer, wie auf der Gegenseite wahrlich größere Dinge den Einsatz bilden, als ein Stückchen des atlantischen Atlasvorlandes.

Es ist schon richtig, daß es Zeiten, und zwar keineswegs weit zurückliegende Zeiten, gegeben hat, in denen unserer auswärtigen Politik im ganzen der Vorwurf der Schwäche und eines gewissen fatalen Mangels an erkennbaren Leistungen nicht erspart werden konnte. Ihn auch jetzt noch zu erheben, ist aber nur bei fehlerhafter Orientierung oder bei direkter Voreingenommenheit möglich. Trotzdem fehlt es uns bei der Besorgung unserer äußeren Angelegenheiten noch an wichtigen Erfordernissen: auf Seiten der Regierung an Energie und vollkommenem Zielbewußtsein in der Reorganisation unseres nicht durchweg befriedigenden diplomatischen Dienstes, auf Seiten der Nation an urteilsfähigem Interesse gegenüber den Vorgängen und Zuständen in der außerdeutschen Welt — und es wird noch einer stärkeren Durchdringung unser aller mit der Bereitschaft zum Gehorsam gegen die nationale Idee bedürfen, bis wirkliches Volksverständnis für auswärtige Fragen unserer amtlichen Politik ein noch größeres Gewicht zu geben vermag, als bisher.

SIEBENTES KAPITEL

MORALISCHE EROBERUNGEN

Die auswärtige Politik stellt sich uns dar als die Summe der Mittel, die ein Volk dazu anwendet, um seinen nationalen Gedanken in der Welt zur Geltung zu bringen. Es ist aber unmöglich, dabei allein mit der Stärke der Waffen und der wirtschaftlich unterwerfenden Macht des Kapitals vorzugehen, sondern es muß gleichzeitig eine kulturelle Durchdringung der erstrebten Einflußgebiete im Sinne idealen Fortschritts erfolgen. Daß bei uns in dieser Beziehung peinliche Mißerfolge möglich sind, beweisen die Zustände in den polnischen Landesteilen Preußens, in Nordschleswig und in Elsaß-Lothringen. Wir dürfen uns aber nicht darüber täuschen, daß auch sonst in der Welt unsere Beliebtheit nur gering ist, geringer, als z, B. die der Engländer und Franzosen. Man wird einwenden: wie kann das kommen, da doch gerade sowohl England als auch Frankreich schwächern Völkern gegenüber eine Menge von politischen Vergewaltigungen und Rücksichtslosigkeiten aller Art verübt haben? Das ist richtig, aber daneben bleibt die stärker wirkende Tatsache bestehen, daß von jenen beiden Völkern auch mächtige und dankbar empfundene Kultureinflüsse in alle Welt aus:

gegangen sind und daß sich zahlreichen Völkern ein starkes Bewußtsein davon eingeprägt hat, was englisches und französisches Wesen für die Weltkultur bedeutet. Uns gegenüber fehlt es an einer solchen Stimmung noch sehr. Angehörige eines fremden Volkstums, die uns persönlich näher kennen gelernt haben oder über solche Bildung verfügen, daß sie von ferne her die Bedeutung des deutschen Volkes für die Weltkultur zu beurteilen imstande ist, werden unseren Leistungen wohl Gerechtigkeit widerfahren lassen, aber im allgemeinen kennen sich die Nationen gegenseitig so wenig, daß sie kaum imstande sind, ein objektives und billiges Urteil übereinander zu fällen. Namentlich bei den jungen erst vor kurzem entstandenen Völkern auf der westlichen Halbkugel und bei den alten asiatischen Kulturnationen, die Jahrtausende ein stark abgeschlossenes Dasein geführt haben und jetzt erst anfangen, in den Kulturzusammenhang der übrigen Welt einzutreten, ist es gar kein Wunder, wenn sie von uns nicht mehr wissen, als was wir während der allerjüngsten Epoche unserer Geschichte, seit der Entstehung der neuen Reichs, vor uns gebracht haben. Unsere früheren Großtaten: die Befreiung der Geister im Zeitalter des Humanismus und der Reformation, unsere Rolle in der Weltliteratur um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert und die gleichzeitige Begründung der idealistischen Philosophie von Deutschland aus, das alles sind Dinge, um deretwillen ein entferntes und kulturfremdes Volk uns deshalb schwer bewundern kann, weil es meistens nichts von ihnen weiß. Was man von uns weiß, ist dieses: die Deutschen haben sich vor vierzig Jahren aus einem politisch und wirtschaftlich wenig bedeutenden Dasein mit einemmal zu großen Kraftleistungen erhoben. Sie haben sich eine nationale Großmachtstellung erkämpft, ein gewaltiges Militärwesen geschaffen, ihren Handel und ihre Industrie in die Höhe gebracht; sie haben

angefangen Schiffe zu bauen, und beanspruchen jetzt auch außerhalb ihrer nationalen Grenzen das Recht, ihre Interessen zur Geltung zu bringen!

Wer vorurteilsfrei denkt und eine Anschauung vom Wesen psychologischer Beziehungen zwischen den verschiedenen Völkern auf der Welt hat, wird zugeben müssen, daß man mit solchen Dingen Furcht oder Respekt, vielleicht auch hier und da eine gewisse bewundernde Achtung hervorrufen kann, daß sie aber wenig geeignet sind, um damit moralische Eroberungen zu machen. Dazu kommt, daß wir gegenwärtig in einer Periode starker äußerer Demokratisierung oder Liberalisierung der Nationen stehen. Nicht nur die transatlantischen Staatengebilde sind samt und sonders der Form nach Demokratien, sondern auch in die alten asiatischen Großreiche ist das politische Prinzip der Volksfreiheit und des nationalen Mandats der Regierungen eingezogen. Man wird zugeben müssen, daß es sich öfters noch um schwankende Zustände und ungefestigte Neuerungen handelt — aber das Wort Volksfreiheit ist nun einmal vor den Mauern des Kaiserpalastes von Peking, in den Städten Irans und in der Hagia Sophia vor Konstantinopel ertönt, und die Regierenden haben sich vor ihm geneigt! Im Namen des Vaterlandes und der Freiheit — mag auch das Wesen dieser Begriffe von Vielen noch unverstanden geblieben sein — ist die Tyrannei des Sultans Abd ul Hamid gestürzt worden, hat man dem Schah Muhammed Ali aus Persien hinausgetrieben, hat die modernistisch-republikanische Welle in China die alte Dynastie des Mandschus hinweggeschwemmt. Deutschland aber steht demgegenüber im Urteil der Völker als eine zwar starke, aber freiheitsfeindliche Macht dar. Es kommt nicht viel darauf an, ob dieses Urteil der Welt richtig oder falsch ist — in seiner Verallgemeinerung und Übertreibung ist es sicher falsch — sondern darauf kommt

es an, wie sehr sich eine solche Idee bei den übrigen Völkern festgesetzt hat und welche wirklichen oder scheinbaren Anhaltspunkte unsere Verhältnisse den anderen für ihre Vorstellungen von uns bieten. In dieser Beziehung dürfen wir uns nicht dem Irrtum hingeben, als ob die unfreiheitlichen Züge, die das deutsche politische Leben in Wirklichkeit noch trägt, im Interesse unserer allgemeinen Stellung in der Welt bedeutungslos wären.

Wir erinnern uns an die Genialität, mit der Bismarck, nach seinem Ursprung und nach seinem Charakter ein geborener Vertreter des Autoritätsprinzips, trotzdem das allgemeine Wahlrecht als die stärkste der „freiheitlichen Künste" mit in die Pfanne unserer inneren Politik warf, um die Stellung Deutschlands nach außen so eindrucksvoll und so stark wie möglich zu machen. Was er damit bezweckte, hat er selbst gesagt: es sei ihm darauf angekommen, etwa vorhandenen inneren Zwiespalt nicht nur tatsächlich zu beseitigen, sondern auch jeden Schein davon nach dem Auslande und in Deutschland zu vermeiden. Wenn wir uns dieses Prinzip, dessen sich unser größter Staatsmann in kritischer Zeit auf so ausgezeichnete Weise bedient hat, auf unsere heutige Lage in der Welt sinngemäß übertragen denken, dann müssen wir einsehen, einen wie großen Schaden nicht nur die Tatsächlichkeit, sondern schon der Anschein einer Herrschaft der reaktionären politischen Idee in Deutschland für die Wirkung unseres nationalen Wesens nach außen hin verursachen muß. Alles was sich zur Begründung dafür sagen läßt, daß unser politisches Wesen und unser politischer Einfluß reaktionärer Natur seien, wird von unseren Gegnern und Konkurrenten auch auf das Eifrigste zu unserer Diskreditierung verwendet, und es ist falsch, diese Methode, Stimmung gegen Deutschland zu erwecken, als unerheb-

lich für den Fortschritt unseres nationalen Gedankens in der Welt anzusehen. Man braucht nur einmal die in antideutschem Interesse inspirierten Zeitungen des Auslandes kennen zu lernen, gleichviel ob sie in englischer, französischer, türkischer, arabischer oder chinesischer Sprache erscheinen, und man wird einen Begriff davon bekommen, welch ein bedeutender Einfluß gegen uns auf diese Weise zur Wirkung kommt. Die orientalischen, ostasiatischen oder amerikanischen Politiker, die selbständige Kenntnisse und Anschauungen über Deutschland erworben haben, sind sehr wenig zahlreich; fast jedermann draußen schöpft seine Gedanken über uns aus der Tagespresse und der sonstigen publizistischen Literatur, und selbst die leitenden Staatsmänner und die sonst einflußreichen Leute machen von dieser Regel nur selten eine Ausnahme. Es gehört mit zu den Harmlosigkeiten unseres Verständnisses für auswärtige Dinge, wenn wir glauben, ohne ein kräftig im deutschen Interesse informiertes und beeinflußtes ausländisches Zeitungswesen unsere politischen Geschäfte führen zu können. In dieser Beziehung sind uns nicht nur Engländer, Franzosen, Amerikaner, sondern auch ganz junge Mächte wie Japan, an Einsicht und Praxis weit überlegen. Eine uns ungünstige Presse ist imstande, im Auslande stärker gegen uns zu wirken, als noch so lebhaftes Verständnis und noch so große Sympathien selbst an leitenden politischen Stellen uns nützen können.

Wir haben weder die Absicht noch die Möglichkeit, hier im Zusammenhang mit dem Thema von der Notwendigkeit moralischer Eroberungen im Auslande ein Programm für unsere innere Politik zu entwerfen oder zu Tagesfragen parteimäßig Stellung zu nehmen; daß aber unsere öffentlichen Zustände auch für eine prinzipiell gemäßigte Betrachtungsweise hier und da starke politische Rückständigkeiten aufweisen, das beabsichtigen wir allerdings nicht zu bestreiten.

Es macht dabei auch keinen praktischen Unterschied, ob es sich um das Reich oder um den führenden Bundesstaat Preußen handelt, denn das Ausland ist ohnehin nicht imstande, die komplizierten Züge unseres Verfassungslebens im einzelnen zu unterscheiden. Vieles, was gegen die Verhältnisse in Deutschland vorgebracht wird, wenn nicht das meiste, bezieht sich entweder direkt auf Preußen, oder es ist mißverständlicherweise von dort auf Gesamt-Deutschland übertragen. Um ein Beispiel zu nennen: als die Mandschudynastie in China sich entschloß, dem Drängen der Reformpartei und des größten Teils der öffentlichen Meinung nachzugeben und zukünftig für China eine quasi-konstitutionelle Verfassung einzuführen, empfahl eine mit dem Studium der europäischen Staatseinrichtungen beauftragte Kommission nach ihrer Rückkehr die deutschen Einrichtungen in gewissem Sinne als Vorbild. Natürlich meinte sie dabei nicht die bundesstaatliche Verfassung des deutschen Reichs, sondern sie meinte die preußische Verfassung, und sogar speziell das preußische Dreiklassenwahlrecht. Durch ein solches System, glaubten die Kommissare, würden die Besitzenden und die Gebildeten das Staatsruder in der Hand behalten. Theoretisch betrachtet läßt sich in einem Gemeinwesen wie das chinesische vielleicht Verschiedenes dafür sagen, aber praktisch konnte auch in China eine Reform, die eine Weiterentwicklung der Zustände in freiheitlichem Sinne bedeuten sollte, auf keine Weise schlechter empfohlen werden, als indem man für sie Zustände zum Muster nahm, die in der übrigen Welt als der Typus des Reaktionären gelten. Wir sollten doch wissen, daß gerade die Monstrositäten, die sich aus der Anwendung des preußischen Wahlgesetzes ergeben und die ins Gedächtnis des Lesers zurückzurufen hier sicher nicht nötig ist, von der ausländischen Presse mit Eifer verbreitet und überall dort behandelt und ausgemalt werden, wo es möglich erscheint, uns auf diese Weise schlecht

zu machen, und es ist ein unmögliches Verlangen, wenn man, damit solche Wirkungen vermieden würden, unseren Zeitungen zumutet, sie sollten sich aus Rücksicht auf die Wirkung im Auslande einer entschiedenen Kritik der Dinge, die ihnen verbesserungsbedürftig erscheinen, enthalten. Wenn die herrschenden Klassen in Deutschland zeigen, daß sie sogar solche Zustände erhalten wollen, die nicht mehr konservativ im maßvollen Sinne, sondern durchaus reaktionär im Sinne politischer Unmoral genannt werden müssen, so tragen sie und nicht die oppositionelle Presse die Verantwortung dafür, daß sich hieraus Minderungen unseres Ansehens und des Einflusses unserer nationalen Idee nach außen hin ergeben. Leider aber muß unsere Hoffnung auf Besserung gerade an diesem wichtigen Punkt gering sein, denn, wie die Dinge bei uns stehen, fehlt gerade den leitenden Stellen zu sehr das Vorstellungsvermögen dafür, welchen tatsächlichen Schaden wir in unseren öffentlichen und privaten Beziehungen zum Auslande durch den Ruf, der unseren inneren Zuständen anhaftet, erleiden.

Für uns wirkt der Fehler, der hier begangen wird, darum so besonders schmerzlich, weil es in Wirklichkeit doch nicht unser eigentliches Wesen ist, das unserem Volksgedanken in der Welt schadet, sondern größtenteils nur eine Summe von Residuen und Folgezuständen aus der Zeit unserer allgemeinen nationalen Rückständigkeit her. Über kurz oder lang müssen diese Dinge doch im Prinzip und in der Praxis bei uns überwunden werden — aber das hindert sie allerdings nicht, bis dahin sich nach innen wie nach außen in aller ihrer Schädlichkeit auszuwirken. Letzten Endes ist es natürlich nicht der Gesichtspunkt der moralischen Eroberungen für den deutschen Gedanken in der Welt, der über den Wert des Freiheitsprinzips und der mit ihm zusammenhängenden sittlichen Kulturgüter entscheidet, sondern diese haben ihr Recht in sich

selber. Wir meinen auch nicht, daß ideale Besitztümer irgendwelcher Art in erster Linie für die Erreichung politischer und wirtschaftlicher Vorteile nach außen hin zu bewerten seien, sondern es ist die Beeinflussung und Befruchtung der außerdeutschen Welt durch den inneren Gehalt unserer nationalen Idee, von der wir überzeugt sind, daß Gesundungskräfte für die allgemeine Kultur der Menschheit von ihr ausgehen können.

Von dem eigentlichen Deutschland können wir wohl auch sagen, daß es kein reaktionäres ist, daß die Kraft idealer Bestrebungen nicht um politischer Zwecke, sondern um des Einzeldaseins der Idee willen in ihm lebendig ist und daß nicht allein Opportunismus unser Verhalten zu fremden Nationen bestimmt, sondern daß Fähigkeit und Neigung, das innere Recht der anderen zu sehen, trotz aller Vorkommnisse chauvinistischer Selbstvergessenheit bei uns vielleicht relativ besser entwickelt sind, als z. B. bei den Engländern und Franzosen. Darum aber bleibt es doch dabei, daß gerade diese beiden Nationen ihre moralischen Eroberungen in der Welt dem freiheitlichen Wesen verdanken, von dem ihre politische Kultur erfüllt ist, und daß auch wir aus diesem Beispiel, dem sogar Bismarck bei seiner großzügigen Anrufung des liberalen Prinzips im Innern um der deutschen Machtstellung nach außen willen gefolgt ist, lernen können, wie klug und nützlich es wäre, auf eine Weise, die innerlich unsere Einigkeit stärkt und nach außen des nötigen Eindrucks nicht verfehlt, einen etwas anderen Geist durch unsere innere Gesamthaltung wehen zu lassen.

Die beiden politischen Schlagworte „Reaktion" und „feudale Klassenherrschaft", mit denen die öffentliche Meinung im Auslande die deutschen Zustände jetzt vielfach charakterisiert, sind dem Ziel, moralische Eroberungen für den deutschen Ge-

danken in der Welt zu machen, wenig förderlich. Sie bilden aber keineswegs die einzigen Hindernisse, die sich der friedlichen Durchdringung der außerdeutschen Welt mit Elementen unserer geistigen und materiellen Kultur entgegenstellen, sondern es gibt außerdem noch Schwierigkeiten, die uns unsere nationale Arbeit bereitet. Schon daß wir so wenig geneigt sind, einzusehen, welch eine gewaltige, den Einfluß anderer Nationen in der Welt vorwärts schiebende Kraft in der Verbindung anderer nationaler Ideen mit dem Prinzip der politischen Volksfreiheit enthalten ist, spricht für die schon öfters von uns beklagte Mangelhaftigkeit unserer Ausstattung mit positiv nationalen Instinkten. Die Parteidoktrinen und die Klassenpolitik sind eben nicht nur imstande unser inneres Leben zu beherrschen, sondern sie trüben uns auch den Blick für die Bedingungen und Aussichten großer Erfolge nach außen. Außerdem sind wir wie andere Völker nicht frei von den Fehlern unserer Vorzüge. Das Gegenstück oder die unglückliche Ergänzung jenes Pflichtgefühls und Arbeitseifers, die wir vereint als den positiven Pol des deutschen Wesens bezeichneten, sind störende Schulmeisterei und Mangel an Leichtigkeit der Formen, die uns anderen gegenüber in Nachteil versetzen, wo es sich um die Eroberung nationalen Kultureinflusses handelt. Dazu kommt, daß in nur zu zahlreichen Fällen die nationale Willenlosigkeit, die das Schwächezentrum der deutschen Art unter den Völkern bildet, uns als selbständiges Kulturelement überhaupt leicht verschwinden und in einer fremden Umgebung aufgehen läßt. Von diesem Jammer abgesehen, wird jeder, der eine hinreichend umfassende Anschauung des deutschen Wesens im Auslande erworben hat, bestätigen, daß wir uns zwar hier und da in der Welt einiger Achtung erfreuen, daß wir es aber nicht genügend verstehen, die Beziehungen zu den Angehörigen anderer Nationen, unter denen wir draußen leben, auf diejenige Tempe-

ratur zu bringen, bei der ein starker positiver Einfluß der deutschen Kultur entstehen könnte. Die Franzosen sind uns durch die größere Leichtigkeit und Eleganz der Form und durch ihren älteren Ruf als universales Kulturvolk überlegen und die Engländer, trotz ihres geringen Vermögens, fremde Eigentümlichkeiten zu begreifen und sich ihnen anzupassen, durch das stärkere und faszinierendere Fluidum nationaler Energie, das von ihnen ausgeht. Von welcher Seite man auch den deutschen Typus im Auslande betrachten möge — immer unter dem Vorbehalt, daß es auch Erscheinungen gibt, die vorbildlich und erfreulich wirken — irgendwo zeigen sich in der Regel Defekte, wenn nicht am inneren Wert, so doch an der Befähigung zur praktischen Propaganda für die deutsche Idee. Ist es nötig, an die genierliche Erscheinung des deutschen Touristen zu erinnern, der herdenweise mit einem minimalen Anspruch an Toilette und mit einem unstillbaren Bedürfnis nach geräuschvoller Mitteilung seiner Eindrücke, in der Welt umherreist? Oder an den Mangel nationalen Instinkts, der darin zutage tritt, daß geschäftliche deutsche Unternehmungen, auch solche von allererster Stelle, im Auslande geflissentlich davon absehen, neben dem finanziellen Gewinn auch gleichzeitig die Propaganda für den nationalen Gedanken zu verfolgen? Zwischen diesen großen und jenen kleinen Beobachtungen liegt soviel deutsche Ungeschicklichkeit, Unorientiertheit und Interesselosigkeit für die nationale Idee im höheren Sinne, daß man die Fortschritte, die Deutschland trotzdem auch in der Fremde gemacht hat, eben nur durch das eine erklären kann, was wir trotz allem vor anderen Leuten voraus haben: die exakte Gewissenhaftigkeit unserer Arbeit und die erstaunlichen Leistungen unseres Fleißes.

Wir haben bereits zu Anfang dieser Arbeit darauf hingewiesen, daß auch die bedauerlich tiefe Entfremdung zwischen

uns und unseren nächsten Verwandten, den Schweizern und Niederländern, auf unsere geringe Befähigung als moralische Eroberer zurückfällt, und wir haben bemerkt, daß es besonders die norddeutsche Art ist, die sich den Vorwurf gefallen lassen muß, daß sie nicht imstande ist, freies Verständnis für die Eigenart einer anderen Volksnatur zu entwickeln und eine freundschaftliche Harmonie mit Menschen anderer Art herzustellen. Auch dieser Fehler hat seine Wurzel in der von Preußen aus allmählich immer größeren Einfluß auf das deutsche Wesen gewinnenden Note persönlicher Schroffheit im Verkehr, die man bei uns gewohnt ist mit dem im bürgerlichen Leben ganz deplazierten Worte „Schneidigkeit" zu bezeichnen. Diese sogenannte preußisch-deutsche Schneidigkeit hat sich entwickelt aus der zunächst wohl begreiflichen herben Knappheit des früheren Preußen, das sich durch überlegene militärische und moralische Tüchtigkeit aus Enge und Armut an die Spitze Deutschlands emporarbeitete. In der Folge aber hat sie sich, je wohlhabender wir wurden und je stärker sich die unselige Klassenscheidung auch auf dem Gebiet des materiellen Besitzes und der sozialen Äußerlichkeiten zur Geltung brachte, desto mehr veräußerlicht, und jetzt ist sie im Begriff, schlechthin zur Manier, zu einer gefährlichen nationalen Unart zu werden. Hinter der kühl-überlegenen Art des englischen Gentlemen steckt wirkliche Stärke und ausgeglichene bewußt-nationale Charakterfülle; hinter der deutschen Schneidigkeit steckt nur zu oft nichts, als leerer Klassenhochmut und unwissende Gleichgültigkeit gegenüber den idealen Geboten des Volksgedankens. Dem intelligenten und gebildeten Nichtdeutschen gegenüber machen wir uns auf diese Weise nur lächerlich, und noch viel schlimmer wird die Sache dort, wo die Überspanntheiten dieses Kodex der nationalen Schneidigkeit Gelegenheit haben, draußen in der Welt politischen und kulturellen Schaden anzurichten.

Äußerliche Schneidigkeit und innerer Mangel an nationalen Willensinstinkten gehören bei uns zusammen und sind gleich verbunden mit Unkenntnis über die wirkliche Art und den Umfang unserer nationalen Interessen. Daheim und draußen ahnt diese Art nichts von dem Endziel unserer nationalen Idee: kraftvolle Beteiligung deutschen Geistes an der vor sich gehenden Umgestaltung der Welt. Räumlich und politisch am nächsten liegen uns hiervon die Ereignisse im Orient.

Wir haben bei der Besprechung unserer auswärtigen politischen Verhältnisse bereits Gelegenheit gehabt, auf die besondere Wichtigkeit unserer Beziehungen zur Türkei hinzuweisen und erinnerten eben noch daran, wie schädlich uns in den Augen des fortschrittlichen Türkentums der Glaube ist, daß Deutschland eine im Grunde reaktionäre Macht sei. Im Gegensatz hierzu gelten England und Frankreich als Länder der Freiheit. Der Grund für diese Bevorzugung der englischen und französischen Kultur vor der deutschen ist aber nicht allein das politische Mißtrauen gegen Deutschland, denn wenn ein solches auch in unsern innern Zuständen gewisse Anhaltspunkte besitzt, so würden sich doch die Türken bei besserer Kenntnis der deutschen Verhältnisse sagen können, daß sie von den rückschrittlichen Elementen der innerdeutschen Politik kaum etwas für sich zu besorgen brauchen, während unabhängig von allen derartigen Fragen die deutsche Kultur imstande ist, ihnen eine Fülle positiver Werte zu bieten. Daß davon in der Türkei so wenig bekannt ist, das muß als der eigentliche Schaden angesehen werden. Eine der hervorragendsten Persönlichkeiten der neuen Türkei, der damalige Finanzminister Djavid Bey, äußerte sich 1910 beim Aufenthalt in Paris dem Vertreter der größten französischen Zeitung gegenüber dahin, daß kein Land in moralischer, d. h. nach dem orientalischen Sprachgebrauch

in kultureller Hinsicht der Türkei näherstehe als Frankreich. Als der Minister das sagte, studierten über vierhundert junge Leute aus der Türkei in Frankreich, davon hundertfünfzig als Stipendiaten der türkischen Regierung und fünfzig auf Kosten des Komitees für „Einigkeit und Fortschritt". Djavid Bey fügte hinzu: „Unser Wunsch wäre es, immer mehr junge Ottomanen auf französische Unterrichtsanstalten zu schicken, denn diese Art von kultureller Durchdringung hat für uns Türken einen ungeheuren erzieherischen Wert!" Es war natürlich kein Zufall, daß im Zusammenhange mit diesem Anerkenntnis auch von der starken Investierung französischen Kapitals in der Türkei die Rede war. An solchem stecken etwa zwei Milliarden Francs in türkischen Unternehmungen, mehr als doppelt soviel, als von deutscher Seite bisher in der Türkei angelegt worden ist. Im ganzen stammen etwa drei Fünftel des dort arbeitenden fremden Kapitals aus Frankreich und ca. 55 Proz. der türkischen Staatsschuld sind in französischen Händen. Woher rührt diese enge kulturelle und wirtschaftliche Verbindung zwischen Frankreich und der Türkei, die dem französischen Wesen im ganzen Orient so gewaltigen Einfluß verliehen hat? Sie ist ein Ergebnis der weitblickenden Politik Napoleons III., der keine Ausgaben und keine Art von Beeinflussung scheute, um die französische Sprache in der Türkei auszubreiten. Napoleon stattete die Hochschule von Galata-Serai, damals die einzige nach europäischem Muster arbeitende Unterrichtsanstalt in der Türkei, mit französischen Dozenten aus, und er subventionierte die im Orient wirkenden katholischen Missionsschulen, vor allen Dingen die „Mission Laïque" aufs reichlichste. Diese Gesellschaft, die fast das ganze Unterrichtswesen der französischen Propaganda in der Türkei in ihrer Hand vereinigt, unterhält auf europäischem und asiatischem Boden nicht weniger als achthundert Schulen höheren

und niederen Grades; außerdem unterstützt sie den französischen Unterricht an türkischen Anstalten durch kostenlose Stellung von Lehrern und durch Geldzuschüsse. Die Gesamtarbeit der katholisch-französischen Propaganda, die auf geschickte Weise das religiöse Element wo es gefährlich werden könnte in den Hintergrund treten läßt, ist eine enorme, und ihr entspricht der glänzende Erfolg. Die jungtürkischen Patrioten, die die Revolution gemacht und ihr Vaterland erneuert haben — sie haben fast alle, soweit sie eine höhere westliche Bildung besitzen, in Frankreich studiert, denn durch die Fülle französischen Unterrichts, die jedem strebsamen jungen Mann in der Türkei umsonst zu Gebote steht, waren sie für französische Hochschulen sprachlich vorgebildet. Französisch ist die Sprache, in der sich der Türke und überhaupt der gebildete Orientale mit dem Abendländer verständigt; französisch sind die Zeitungen, aus denen er sich über die Vorgänge in der Welt informiert; zwei französische Journale, „Stamboul" und „La Turquie", sind die gelesensten in nichttürkischer Sprache erscheinenden Zeitungen Konstantinopels.

Wir Abendländer, die wir von Bildung gesättigt zu sein glauben, machen uns nicht leicht eine Vorstellung davon, wie die junge Türkei nach Bildung dürstet. Vor zwei Jahren hat der Direktor des Unterrichtsdepartements in Konstantinopel Mustafa Beha Bey, in einer Rede gesagt: „Was fehlt den Völkern des Ottomanischen Reichs, um gegen den Fortschritt hin zu marschieren? Nur die Bildung! Die Bildung ist das einzige Mittel zur Befreiung des menschlichen Geistes. Ohne sie ist jede Tat leer, jedes Bemühen kindisch." Es ist zuzugeben, daß im Orient bei solchen Worten mehr eine formale, als eine tiefgehende und die Prinzipien des Lebens umfassende Geistesbildung verstanden wird. In diesem Umfange aber ist das Verlangen nach höherem Wissen ein vollkommen aufrichtiges, und

so wie es geartet ist, bildet es überhaupt die Vorbedingung dafür, daß sich in der Folge das Streben nicht nur auf Wissensstoff und äußere Schulung, sondern auch auf die innern Werte wahrer menschlicher Geistesbildung richtet. Das ganze Streben aber, das wir in der Türkei, und zwar unterschiedslos bei der jungen Generation der eigentlichen Osmanen wie bei den christlichen Völkern, den Griechen, Armeniern, Syrern usw. wahrnehmen, hat zum Ziel nicht irgendeine abstrakte Bildung an sich, sondern die französische Bildung. Neben den achthundert, oder nach einer andern Berechnung sechshundert, französischen Anstalten in der Türkei könnte höchstens noch das Schulwesen der englischen und amerikanischen Missionen als bedeutend genannt werden, aber sein Einfluß beschränkt sich beinahe nur auf die eingeborenen Christen, in erster Linie die Armenier, unter denen es große Erfolge erzielt hat.

Verschwindend gering ist bisher die Bedeutung der deutschen Anstalten in der Türkei. Es gibt deren etwa ein Dutzend, an der Spitze die ausgezeichnete große Realschule der deutschen und deutschschweizerischen Kolonie in Konstantinopel. Die Qualität der deutschen Schulen, auch der kleineren, ist in der Türkei durchweg gut, aber bei ihrer geringen Zahl kann ihnen ein merklich in die Tiefe und Breite gehender Einfluß unmöglich zugesprochen werden. Die einzige Stelle, an der von einem moralischen Einfluß der deutschen Kultur in der Türkei gesprochen werden kann, ist das Offizierkorps. Zwar gibt es unvergleichlich viel mehr Offiziere, die französisch, als solche die deutsch können, aber auch bei denjenigen, die unserer Sprache nicht mächtig sind, besteht dann wenigstens das Bewußtsein indirekten Verbundenseins mit dem deutschen Wesen, und die Überzeugung, daß nicht nur der große militärisch-technische Fortschritt, den die türkische Armee gemacht hat, sondern auch ein gutes Stück

ihrer moralischen Tüchtigkeit auf das deutsche Vorbild und die deutsche Schulung zurückgeht. Es klingt merkwürdig, aber es ist Tatsache, daß zwischen dem deutschen und dem türkischen Wesen, wenn auch keine durchgehende Charakterverwandtschaft, so doch gewisse Züge einer solchen bestehen. Bekannt und viel zitiert ist Moltkes Wort, der Türke sei der einzige Gentleman des Orients. Natürlich bildet auch bei ihm der Islam eine Schwierigkeit gegenüber der inneren Aneignung europäischer Kultur, aber die Schwierigkeit ist praktisch doch nicht so groß, wie man zunächst glauben sollte. Das hängt zusammen mit der Rassenmischung im Gebiet des Volkstums, das wir heute als das türkische bezeichnen. Die Seldschuken, die Osmanen und die übrigen wirklich türkischen Nomadenstämme, die nacheinander von Osten her durch die Völkerpforten Hocharmeniens nach Anatolien kamen, werden schwerlich zahlreicher gewesen sein, als die germanischen Völkerschaften, die am Ausgang der alten Geschichte die Westländer des römischen Reichs besetzten. Seit Delbrücks Untersuchungen über die Volks- und Heereszahlen in der Geschichte wissen wir, daß es sich dort weder um Millionen noch um Hunderttausende, sondern nur um Tausende oder Zehntausende von kriegstüchtigen Männern mit dem entsprechenden Anhang an Weibern und Kindern gehandelt hat. Daß trotzdem eine fast vollkommene Türkisierung und Islamisierung Kleinasiens stattgefunden hat, ist eine Erscheinung, die nicht ganz leicht erklärt werden kann, und deren Hergang noch einer besonderen Untersuchung bedarf. Diese anzustellen, ist hier nicht unsere Aufgabe. Wer aber die türkische Bevölkerung in Anatolien und auf europäischem Boden aus persönlichem Augenschein kennt und imstande ist, sie mit reinen oder nur wenig vermischten türkischen Stämmen zu vergleichen, für den bedarf es keiner weiteren Diskussion darüber, daß wir in der Hauptsache noch Arier, Indogermanen,

vor uns haben. Diese Beobachtung, die früher ein Rätsel zu enthalten schien, erklärt sich ohne Schwierigkeit, seit wir wissen, daß ein großer Teil der alten Bevölkerung von Kleinasien, nicht nur die später eingewanderten Galater sondern auch die Phryger und ihre weiter ostwärts wohnenden Verwandten, Indogermanen gewesen sind, gleich den Thrakern, die diesseits des Bosporus und des Hellespont auf europäischem Boden sitzen geblieben waren.

Was haben diese Tatsachen mit dem Charakter des Islam bei den Türken zu tun? Viel; insofern nämlich, als dem Mohammedanismus auf eigentlich türkischem Boden nicht derselbe Fanatismus eigen ist, wie in seinen Ursprungsgebieten. Die Art und Weise, wie sich der moderne und besser gebildete Türke mit dem Islam abfindet, ist ein praktischer Rationalismus, der aus der Glaubenslehre nur eine gewisse allgemeine Stimmung entnimmt, dazu eine einfache und nüchterne, aber ganz solide und für das praktische Leben brauchbare Moral und eine wertvolle, der äußersten Hingebung für das Vaterland fähige Willensdisziplin. Der Türke hat dabei kräftige militärische Instinkte und wahrhaft soldatischen Geist. Damit ist immer auch ein gewisser moralischer Fond des Charakters gegeben. Nehmen wir dazu, daß ihm wie gesagt als Rasse der religiöse Fanatismus nicht liegt, so werden wir begreifen, daß in dem Jungtürkentum tatsächlich eine ordnende und staatserhaltende Kraft steckt, der man zutrauen kann, daß sie sich durch straffe militärische Organisation und rücksichtslose Verwendung aller verfügbaren Mittel zunächst für das Heer dauernd an der Spitze des Staatswesens und dadurch den Bestand des türkischen Staates an sich behaupten wird.

Wir sehen also, daß auf geistigem Gebiet immerhin genügende Voraussetzungen für aufrichtige Beziehungen zwischen der türkischen Reform und der deutschen Kultur vorhanden

sind. Nehmen wir hinzu, daß von der militärischen Schulung her ein gewisses inneres Verhältnis bereits besteht und daß ja in politischer Beziehung Deutschland und die Türkei stark aufeinander angewiesen sind, so wird erst recht einleuchten, wie notwendig es ist und wieviel darauf ankommt, daß die geistigen Einflüsse weiter verstärkt werden und daß eine wirkliche Basis für sie geschaffen wird. Der gegenwärtige Zustand, daß die politischen Interessen und gewisse Züge im Volkscharakter auf eine engere Gemeinschaft hinweisen, daß aber durch die absolute Vorherrschaft der französischen Sprache und Kultur das Gefühl der Sympathie nicht dem natürlicherweise verbundenen deutschen sondern dem französischen Wesen gegenüber besteht, ist eine Tatsache, die nicht nur von augenblicklich bedeutenden Folgen begleitet ist, sondern die, wenn sie bestehen bleibt, auch die Zukunft des deutschen Gedankens in der Welt an einer entscheidenden Stelle schwer schädigen wird. Die Türken, man mag über sie denken wie man will, sind ohne Zweifel der materielle und moralische Kraftfaktor im ganzen Orient. Ihre militärische Befähigung ist bedeutend und der Zahl nach bilden sie schon jetzt das stärkste Element innerhalb der Grenzen ihrer jetzigen politischen Herrschaft. Außerdem wird durch die Verbesserung der Verwaltungszustände, durch die Hebung des wirtschaftlichen Lebens, durch die Eisenbahnbauten und die geplanten großen wirtschaftlichen Meliorationen die Bevölkerungszahl noch bedeutend vermehrt werden. Es ist nicht ganz sicher, daß die politischen Zustände durch innere Parteikämpfe oder andere Krisen nicht noch vorübergehend erschüttert werden, aber auf die Dauer wird kein anderes Volkstum die politische Vorherrschaft im vorderen Asien behalten, als das türkische. Was die englischen Pläne betrifft, möglicherweise ein ägyptisches oder arabisches Kalifat unter britischer Schutzherrschaft aufzurichten und die arabisch redenden Lan-

desteile der heutigen Türkei direkt oder indirekt der indo-ägyptischen Machtsphäre Englands einzuverleiben, so würden sie wenn sie Wirklichkeit werden sollten, einen großen Krieg zur Folge haben, bei dem es sich außer um die türkische auch noch um die deutsche Zukunft handelte, und in einem solchen, dürfen wir hoffen, würden wir uns doch samt den Türken siegreich behaupten und die türkische Herrschaft erst recht solide und dauernd stabilieren. Bleibt der Friede erhalten und verzichtet England auf seine weitgehenden Ideen, so ist die Zukunft der Türkei und des Türkentums erst recht günstig zu beurteilen. Hier haben wir also eine Stelle, wo der deutsche Gedanke, nicht im Sinne politischer Vorherrschaft oder materieller Kolonisation, sondern rein als Weltkulturfaktor einer großen Zukunft entgegengeführt werden kann — wenn wir rechtzeitig das Wesen der Aufgabe begreifen! Von englischer Seite wird, den Türken und der europäischen Öffentlichkeit gegenüber, besonders gerne mit dem Schreckgespenst einer Massenansiedlung deutscher Kolonisten in der Türkei gearbeitet. Bald ist Anatolien, bald Syrien, bald Mesopotamien das gelobte Land, wo wir beabsichtigen sollen, unsere Ideen zu verwirklichen. Leider sind hier und da in absoluter Unkenntnis der Verhältnisse auch deutsche Stimmen laut geworden, die von einer Kolonisation Mesopotamiens durch deutsche Bauern sprachen. Abgesehen davon, daß wir schon seit längerer Zeit über keinen Auswandererüberschuß mehr verfügen, könnten wir auch sonst im eigenen Interesse nichts Törichteres und Gefährlicheres tun, als zu den vielen Schwierigkeiten, die sich schon heute aus der Vielgestaltigkeit und auseinanderstrebenden Natur der unter türkischer Herrschaft befindlichen Volksstämme für das türkische Staatsleben ergeben, noch eine neue

hinzuschaffen, indem wir Deutsche in der Türkei ansiedeln. Dazu kommt, daß ein solches Experiment schon aus klimatischen Gründen voraussichtlich schlimm ablaufen würde.

Scheidet also der Kolonisationsgedanke unter allen Umständen aus dem Inhalt der deutsch-türkischen Politik aus, so bleibt die deutsch-türkische Kulturpolitik ein um so entschiedener zu vertretender Gedanke. Wir müssen dahin streben, die deutsche Sprache, die deutsche Wissenschaft und die großen positiven Werte, die unsere nationale Kultur tragen, die Arbeitsenergie und den Geist der Pflichterfüllung, innerhalb der Türkei und für die türkische Regeneration lebendig zu machen, indem wir sie auf türkischen Boden verpflanzen. Dazu bedarf es vor allen Dingen eines deutschen Schulwesens in der Türkei, das nicht sofort denselben äußeren Umfang zu erreichen braucht, wie das der Franzosen, das aber bedeutend größer ausgestaltet werden muß, als die verschwindenden Ansätze, die heute erst von ihm vorhanden sind. Ohne das verbindende Mittel der Sprache können keine dauernden und keine innerlich gefestigten Kulturbeziehungen existieren. Darum ist mit der größten Energie darauf hinzuarbeiten, daß die intelligente und fortschrittliche türkische Jugend reichliche und bequeme Gelegenheit zum Deutschlernen erhält. Vor kurzem, im Sommer 1911, hat bekanntlich eine erfolgreich verlaufene türkische Studienreise nach Deutschland stattgefunden, an der sich etwa fünfzig Parlamentarier, höhere Militärs, Journalisten, Notable, Staatsbeamte und Geschäftsleute beteiligten. Nur wenige von diesen Herren waren imstande, in deutscher Sprache mit ihren deutschen Gastgebern und Erklärern zu verkehren. Trotzdem haben sie einen bedeutenden Eindruck von der deutschen Kultur nach ihrer Heimat mitgebracht. So erklärte z. B. einer der führenden türkischen Literaten, Achmed Ihsan Bey, Herausgeber und Besitzer mehrerer einflußreicher Blätter

in Konstantinopel, er habe in Deutschland viele Sympathien für das Osmanentum gefunden und seinen Lesern davon erzählt; er sei in Bewunderung über die zivilisatorischen und industriellen Fortschritte Deutschlands geraten; wo nur immer er auf der Studienreise etwas gesehen habe, das etwa seinem Vaterland nützlich sein konnte, habe er es zur Kenntnis seiner Landsleute gebracht, und er bemühe sich fortgesetzt, sie über die deutsche Industrie, den deutschen Handel und die deutsche Politik aufzuklären. Ist es aber nicht ein Widersinn, wenn dieser Mann, um Deutschland in dieser Weise zu loben, sich der französischen Sprache bedienen muß?

Als die Teilnehmer der Studienreise nach Konstantinopel zurückkamen, wurden sie von der dortigen französischen Presse mit ironischen Verdächtigungen begrüßt: sie seien Advokaten des Deutschtums geworden und hegten nicht mehr türkische Gesinnung, sondern deutsche. Dem antwortete der Senatsprokureur Ismail Muschtak Bey, bis dahin ein ausgeprägter Franzosenfreund: es fiele ihm gar nicht ein, vor der Flotte im Kieler Hafen, vor der glänzenden Verwaltung und dem Handel, vor einer fortgeschrittenen Wissenschaft und Technik die Augen zu schließen; als Türke bewundere er die Größe, wo sie ihm auch immer entgegentrete. „Wenn heute die ganze europäische Kultur durch irgendeine Katastrophe vernichtet würde und die deutsche Eigenart allein bliebe übrig, so würde die deutsche Kraft genügen, die ganze übrige Kultur Europas aus sich heraus wieder zu schaffen" — mit diesen Worten resümierte eine andere führende Persönlichkeit das Ergebnis, das die Reise durch Deutschland bei allen Teilnehmern zurückgelassen hatte. Wäre es möglich, das ganze gebildete und nach Bildung strebende Türkentum in ähnlicher Weise nach Deutschland zu bringen und ihm persönlich Gelegenheit zu geben, alle unsere Leistungen kennen zu lernen,

so wäre das eine schöne Sache. Da es aber nicht möglich ist, so bleibt uns nur übrig, den Türken dadurch eine Vorstellung von unserer Kultur zu geben und dadurch den Wunsch nach Vertrautheit mit ihr in ihnen zu erwecken, daß wir sie unsere Sprache lehren und ihnen durch dieses Tor hindurch den Zugang zu allen unseren geistigen Gütern eröffnen. Nicht die politische oder ökonomische oder kolonisatorische Germanisierung der Türkei oder dieses oder jenes Stückes von ihr ist es, was wir dabei wollen, sondern die Hineinleitung deutschen Geistes in den großen nationalen Erneuerungsprozeß, der dasjenige Volk des Orients erfaßt hat, dem die Zukunft und die politische Herrschaft zwischen dem Persischen Golf und dem Mittelmeer gehört und gehören wird.

Diejenige Art von Kulturpolitik, die imstande ist, eine solche Art deutsch-türkischen Zusammenarbeitens zu schaffen, muß unter uns ein Ziel nationaler Einsicht und nationalen Wollens werden. Sie kann nicht offiziell von Regierungs wegen verkündet und unternommen werden, sondern sie muß in der Hauptsache von den Trägern unserer geistig-wirtschaftlichen Entwicklung ausgehen, d. h. also von unserem nationalen Kapital und unserer nationalen Intelligenz. Wenn diese beiden die Initiative ergreifen, so wie das bei anderen großen Völkern der Fall ist, und wenn durch sie eine lebendige Wirksamkeit im Sinne deutscher Kultur begonnen ist, dann allerdings wird es auch unseren amtlichen Stellen möglich sein, die geschaffenen Werte in ähnlicher Weise zu schützen und ihre Weiterentwicklung zu fördern, wie das selbst die atheistische französische Republik unter dem Schlagwort, der Antiklerikalismus sei kein Exportartikel, den katholisch-kirchlichen Unternehmungen der „Mission Laïque"

gegenüber tut, weil sie die französische Kultur im Orient in die Höhe bringen.

Das zweite Gebiet, das wir besonders vor Augen haben, wenn es sich um deutsche Kulturpolitik in der Welt handelt, ist China. Ostasien bietet uns das wunderbarste Beispiel, wie durch die Entwicklung des Weltverkehrs im Laufe der letzten Jahrzehnte immer mannigfachere und kräftigere Berührungen zwischen allen Ländern, Nationen und Kulturen des Erdballs, auch denen, die bisher ein ganz abgeschlossenes Dasein geführt hatten, eingeleitet wurden und in Gang kamen. Bezeichnender Weise aber war bis vor kurzem die Tatsache, daß China vor unseren Augen in eine Periode entscheidender Umwandlungen getreten war, in Deutschland überhaupt so gut wie unbekannt. Äußerlich datiert der Beginn des chinesischen Reformzeitalters vom Ausgange des russisch-japanischen Krieges 1904/05. Der Sieg Japans über Rußland überzeugte die chinesische Regierung und den maßgebenden Teil der öffentlichen Meinung, daß es nicht möglich war, sich länger der Modernisierung des Staatslebens zu verschließen. In Wirklichkeit waren die ersten Keime der Krisis, deren vorläufigen Höhepunkt wir jetzt eben erst erlebt haben, in den Boden der chinesischen Entwicklung hineingesenkt worden, als die englischen Kanonen im Opiumkriege von 1840 zuerst die Öffnung des Landes für den auswärtigen Handel erzwangen. Jahrzehntelang blieben die Wirkungen des Kontakts zwischen der westlichen und der chinesischen Kultur scheinbar minimal und beschränkten sich auf die kleine Zahl der Hafenplätze, in denen Europäer und Chinesen miteinander verkehrten, und daneben auf die bewaffneten Konflikte, in denen der Widerstand des viertausendjährigen Reiches der Mitte gegen die Forderung der westlichen „Barbarenvölker", es solle an Handel und Wirtschaft der übrigen Welt teilnehmen, gebrochen werden mußte.

Das erste, was die Chinesen von uns zu übernehmen sich entschlossen, war unsere Waffen- und Maschinentechnik. Sie glaubten, es würde genügen, um die Barbaren fernzuhalten, wenn man ihnen Kanonen und Schiffe abkaufte und allenfalls einige ihrer Instruktoren in Sold nahm, um den Gebrauch dieser Werkzeuge zu lernen. Die Niederlage gegen die Japaner 1894 bewies bereits die Unmöglichkeit, auf diese äußerliche Weise an das erhoffte Ziel zu gelangen. Im Boxeraufstand, 1899, flammte zum letztenmal eine Reaktion des alten China empor: der Versuch, unter Zusammenraffung aller Kräfte und mit Hilfe himmlischer Geister die Fremden ins Meer zu werfen und dann die alte Zeit der Selbständigkeit und Selbstgenügsamkeit des eigenen Wesens wieder herzustellen. Die tiefer blickenden Geister in China hatten aber schon damals erkannt, daß es nicht möglich sein würde, die nähere Berührung und Durchdringung mit der westlichen Kultur ganz zu vermeiden, wenn die äußere Kraft des Staatswesens aufrecht erhalten werden sollte. Man gedachte, die Sache in der Weise zu erreichen, daß eine Scheidung zwischen der Wissenschaft der technischen Dinge und der eigentlichen geistigen Kultur vorgenommen wurde: Naturwissenschaften, Mechanik, die Kunst des Kriegswesens zu Lande und zu Wasser, Ingenieur- und Ärztewesen, der ganze äußere Aufbau der westlichen Staaten, ihre Verfassung und Verwaltung, ihr Steuer- und Finanzwesen — das alles sollte herübergenommen werden. Im Innern des chinesischen Lebens aber hoffte man die Grundlagen der alten konfuzianischen Kultur, die Staats- und Sozialphilosophie des Weisen aus Lu, den Gedanken des patriarchalisch-theokratischen Kaisertums, die Pietät als Wurzel der Sittlichkeit und die moralische Abneigung gegen das Fortschrittsprinzip der westlichen Völker, denen der Kampf der Vater der Dinge ist, unverändert zu erhalten.

Auch wenn es möglich gewesen wäre, eine solche Utopie, wie die Trennung der Grundlagen einer Kultur von ihren äußern Ergebnissen, zu verwirklichen, so hätte doch schon daraus eine totale Umgestaltung der staatlichen und sozialen Zustände Chinas entstehen müssen. In Wirklichkeit zogen natürlich die ersten Schritte auf der neuen Bahn weitere Konsequenzen mit unwiderstehlicher Gewalt nach sich. Der Sieg Japans über Rußland verstärkte so sehr den Eindruck der Überlegenheit des Westens und das Empfinden für die Notwendigkeit, sich gleich den Japanern die ganzen Grundlagen der westlichen Zivilisation anzueignen, daß in kürzester Zeit eine Reform des Staates an Haupt und Gliedern in Gang kam: Verfassung, Bildungswesen, Armee, Finanzen, alles wurde geändert. Das uralte Prüfungssystem, für das die Vertrautheit mit der klassischen Literatur einzige Vorbedingung des Zugangs zu den öffentlichen Ämtern war, fiel dahin; im ganzen Reiche sollte ein öffentliches Schulwesen nach europäischem Muster entstehen. Die Volksstimmung gegenüber der fremden Zivilisation wandelte sich von Grund auf. Zwar behielt auch der chinesische Modernismus die alte Abneigung gegen fremde Einflüsse, namentlich auf politischem Gebiet, und die Reformen sollten zu keinem anderen Zwecke dienen, als die Sicherheit Chinas gegen die Fremden wiederherzustellen und die fremden Einflüsse soweit wie möglich zu beschränken, aber der Eifer in der Ersetzung der alten durch die neuen Einrichtungen war um so größer, eine je schnellere Wirksamkeit zur Erlangung größerer staatlicher Stärke jede Neuerung zu versprechen schien.

Für die Tatsache der Aufschließung Chinas gegenüber der westlichen Kultur sind aber die Motive, aus denen die Chinesen ans Werk gegangen sind, zunächst gleichgültig, und sie ändern nichts daran, daß die Folgen der Reform auf jeden Fall für China wie für die übrige Welt unermeßlich sein werden. Sollte jemand

zunächst das noch bezweifeln wollen, so wird er es sich klar machen müssen, wenn er an die eine Tatsache denkt, daß China nach der gewöhnlichen und wahrscheinlich annähernd richtigen Schätzung etwa 400 Millionen Einwohner zählt, d. h. daß es ein Viertel der gesamten Menschheit umfaßt. Jeder vierte Mensch auf der Welt ist also ein Chinese. Dazu kommt, daß das Land an den beiden wichtigsten natürlichen Trägern der modernen Kulturentwicklung, Kohle und Eisen, einen unermeßlichen Reichtum besitzt. Nirgends auf der Erde findet sich außerdem ein Reservoir von billiger menschlicher Arbeitskraft, so groß wie das chinesische. Wenn wir uns vorstellen, daß ein so zahlloses, arbeitsames und von Alters her entwickeltes Volk in einem so weiten und reichen Lande in den Besitz unserer europäischen Zivilisation kommt, daß es unserer Technik sich bemeistert, Eisenbahnen, Bergwerke und Fabriken nach europäischem Muster anlegt, eine Großindustrie bei sich schafft, sein Heerwesen und seine Flotte reformiert, dann kommt uns schon eine Ahnung davon an, welch eine tiefgreifende Änderung der allgemeinen Weltverhältnisse von der chinesischen Kultur- und Staatsreform in Zukunft vielleicht noch ausgehen wird.

Es ist eine naive Einbildung des Europäertums, daß China im Sinne der abendländischen Kultur stark und dauernd beeinflußt werden könne, ohne daß eine innere Auseinandersetzung mit dem Konfuzianismus stattfindet. Die rasche Überrennung des Mandschu-Regimes durch einen von Japan und namentlich Amerika her importierten oberflächlichen und materialistischen Modernismus darf uns nicht zu dem Glauben verleiten, daß hiermit nun alles getan sei. Der alte chinesische Geist ist nicht tot; er hat vor einem halben Jahrhundert in kräftigem Aufschwung die Taiping-Rebellion überwunden, und er wird, sobald äußerlich ein Abschluß der Wirren erreicht ist, auch jetzt

wieder seinen Anspruch und seine Kraft für den Aufbau des neuen China von innen heraus geltend machen. Zu dem Zweck wird er anfangen müssen, auf eine langsamere, gründlichere und systematischere Weise als bisher sich mit den geistigen Grundlagen des westlichen Wesens vertraut zu machen, und hierbei wird sich zeigen, wie weit die westlichen Völker, zu denen in diesem Sinne nicht nur die Europäer sondern auch die Amerikaner gehören, imstande sind, sich positiv an der Umbildung und Umschaffung der chinesischen Kultur durch die Synthese konfuzianischer und abendländischer Elemente zu beteiligen. Bedarf es da noch eines Hinweises darauf, wieviel für die Nationen des europäisch-amerikanischen Kulturkreises darauf ankommt, welcher von ihnen es vor allen übrigen gelingen wird, die geistige Führung Chinas bei der inneren Vollendung des bisher nur äußerlich angefaßten Reformwerkes zu gewinnen?

Abgesehen von den Japanern, die auf ihre besondere Weise schon seit lange das Ziel verfolgen, China von sich politisch und kulturell abhängig zu machen, haben sich vom ersten Augenblicke an, wo die Natur der neuen Aufgabe deutlich wurde, die Engländer und die Amerikaner mit der ihnen angeborenen instinktiven Energie daran gemacht, der angelsächsischen Kultur eine entscheidende Rolle bei der Umwandlung des chinesischen Wesens zu verschaffen. Die offizielle Politik wie das Verständnis der privaten Kreise haben in England und Amerika gleichermaßen die unvergleichliche Wichtigkeit dieser Aufgabe erfaßt. Engländer und Amerikaner entfalten seit einigen Jahren eine brennende nationale, wirtschaftspolitische und kommerzielle Propaganda im Sinne des angelsächsischen Einflußes in China. Dazu aber tritt bei ihnen noch als besonders wirksames Mittel die Arbeit der Mission. Die englisch-amerikanischen Missionsgesellschaften sind gegenwärtig die wichtigsten Träger der vereinigten englisch-

amerikanischen Kulturpropaganda in China. Gewaltige Mittel fließen ihnen von allen Seiten zu. Industriekönige und andere Magnaten des amerikanischen Wirtschaftslebens machen Millionenstiftungen zu Händen der Mission, um damit großartig organisierte, von angelsächsischem Geiste erfüllte Schulsysteme für die Chinesen zu errichten. Gerade in unserem Interessengebiete, im Hinterlande von Kiautschou und Tsingtau, entsteht jetzt eine englisch-amerikanisch-chinesische Missionsuniversität mit einem Stiftungskapital von mehreren Millionen Mark. Die Anstalten sollen jedem jungen Chinesen offen stehen, der sich ihrer zu bedienen wünscht, um die westlichen Wissenschaften zu erlernen. Auch unser Reichs-Marineamt hat in Tsingtau selbst eine deutsch-chinesische Hochschule geschaffen, auf der chinesische Zöglinge im Geiste deutscher Wissenschaft und Bildung unterwiesen werden — aber die Mittel, die es gelang, für diese Initiative in Deutschland bewilligt zu erhalten, bedeuten nicht viel gegen das, was Engländer und Amerikaner leisten!

Ende 1911 brachten die Londoner „Times" und darnach eine Reihe großer Zeitungen in England, Kanada und den Vereinigten Staaten einen Aufruf zur Gründung einer angelsächsischen Universität in China. An der Spitze stand der Name des Herzogs von Connaught, des Bruders König Eduards VII.; es folgten chinesische Minister, englische Hochadlige und Diplomaten, mehr als dreißig Professoren der Universitäten von Oxford, Cambridge und London; Vertreter amerikanischer und kanadischer Universitäten; englische Großbanken in der Heimat und in China, und eine lange Reihe führender Persönlichkeiten des englischen öffentlichen Lebens. Bis Ostern 1912 wurden 250 000 Pfund Sterling gefordert, hiervon für den Anteil Englands 125 000 Pfund, für den Anteil Kanadas und der Vereinigten Staaten gleichfalls 125 000 Pfund. In vier Monaten

beabsichtigte man also nicht weniger als 5 Millionen Mark an privaten Spenden für ein Unternehmen aufzubringen, das in großartiger Weise geeignet sein wird, den angelsächsischen Kultureinfluß in China voranzubringen. Der Aufruf der „Times" zählte an erster Stelle die wirtschaftlichen Gesichtspunkte auf, unter denen die Gründung der Universität in China für das englische Interesse vorteilhaft erscheint. Wenn die Bildung in China zunimmt, heißt es, wenn das Wissen und die Lebenshaltung im chinesischen Volke sich erhöhen, dann wird auch die Aufnahmefähigkeit des Landes für die englische Einfuhr sich verbessern. Ein armes und unwissendes Land ist notwendig auch ein armer Käufer; wenn aber die geplante Hochschule China mit englisch gebildeten Staatsmännern, Juristen, Lehrern, Ingenieuren, Ärzten und Geschäftsleuten, deren das Land zu seiner Entwicklung bedarf, gehörig versehen haben wird, dann werden auch Export und Import zunehmen. Die Studenten der Universität würden in Zukunft die Führer des Volkes werden!

Weiter werden die religiösen und humanen Gründe für das Werk aufgezählt. Die Zöglinge der Hochschule würden unter dem Einfluß christlich denkender Professoren, Lehrer und Aufseher stehen und eine große „Ökonomie des Wohltuns" werde von der Anstalt ausgehen, denn Überschwemmungen, Hungersnöte, Seuchen und viele andere Übel, an denen China leidet, seien direkte Folgen der Unwissenheit und des Mangels an Technikern. Ein Volk dahin zu erziehen, daß es selbst für seine Nöte sorgen kann, sei besser, als große Summen an Hilfeleistung von außen hineinzuwerfen, und die westliche Kulturwelt sei moralisch mit verantwortlich dafür, das die Übel Chinas sich besserten. „Man hat gesagt, daß der Handel der Flagge folgt. In China kann mit größerem Recht gesagt werden, daß der Handel der Sprache des Handels folgt. China muß produzieren, um kaufen zu können; daher muß von England und von Amerika

aus dafür gesorgt werden, daß Unwissenheit und Armut, die Feinde des Fortschritts, mit angelsächsischer Hilfe besiegt werden und daß die gegenwärtige Stellung der englischen Sprache als der Sprache der Erziehung und des Handels im fernen Osten nicht nur aufrecht erhalten, sondern noch weiter ausgedehnt werde!" So der Aufruf der Times.

Außer der Hochschule für Hankau ist noch ein zweites ebenso großartiges englisches Unternehmen in Hongkong in der Verwirklichung begriffen. Von den fünf Millionen Mark, auf die auch die Kosten der Hongkong-Universität veranschlagt sind, ist das Meiste bereits beisammen, und auch hier ist durch private Stiftungen von englischer und der englischen Kultur zugetaner chinesischer Seite der größte Teil des Geldes aufgebracht. Die Amerikaner ihrerseits haben schon vor einigen Jahren ein wahrhaft großartiges Propagandamittel für die Stärkung ihres kulturellen Einflusses in China zur Anwendung gebracht, indem sie der chinesischen Regierung fast die ganze Boxerkriegsschuld erließen und sogar schon gezahlte Beträge zurückvergüteten — gegen die Verpflichtung, daß chinesischerseits zehn Jahre lang jährlich achtzig junge Leute zum Studium nach Amerika geschickt werden sollten. Mit all diesen Mitteln und Plänen verbindet sich auf der englischen wie auf der amerikanischen Seite wie gesagt die kräftige Wirksamkeit der Missionsanstalten, vor allen Dingen der Missionsschulen. Ist doch sogar der erste Präsident, der für die chinesische Republik erwählt wurde, Dr. Sun Jat Sen, ein amerikanischer Missionszögling, auf der medizinischen Schule des amerikanischen Missionshospitals in Canton ausgebildet, und, wie glaubhaft versichert wird, sogar getaufter amerikanischer Missionschrist!

Demgegenüber kommt auch für das deutsche Interesse außerordentlich viel darauf an, daß unser Missionswesen in

China in geeignete Bahnen der Entwicklung einlenkt und deutsche Missionsschulen, von denen neben ihrer religiösen Tätigkeit auch noch eine Förderung des allgemeinen deutschen Kultureinflusses ausgeht, im Namen unserer nationalen Idee energische Untersützung erhalten. Auch wenn manche Züge im deutschen Missionswesen vom religiösen wie vom nationalen Standpunkt aus einer gewissen Kritik bedürftig erscheinen, so ist es doch an der Zeit, daß der deutsche Bildungsphilister sich die gedankenlose Meinung abgewöhnt, Mission sei eine Sache, die kein näheres Interesse verdiene. Was Mission für die Ziele aktiver nationaler Kulturpolitik bedeuten kann, das lehrt uns das englische, amerikanische und französische Missionswesen in China, im Orient und in Afrika mit so zweifelsfreier Eindringlichkeit, daß wirklich mehr als bloße Unwissenheit dazu gehört, um die Augen vor dem Tatsächlichen zu verschließen. Keinem Angelsachsen, auch wenn er persönlich nicht religiös ist, wird es einfallen, was die Mission und den Einfluß der nationalen Idee im Auslande angeht, den engen Zusammenhang beider Größen zu bestreiten und sich der praktischen Unterstützung der Mission zu entziehen.

Der Verfasser dieses Buches hat in China unter den dort tätigen deutschen Missionsgesellschaften eine kennen gelernt, die in ganz besonderer Weise dazu tüchtig ist, unsere deutsche Kultur in ihrer aufgeklärten, zugleich nationalen, freiheitlich-evangelischen und humanen Gestalt innerhalb der jetzt erschlossenen chinesischen Welt zur Geltung zu bringen: den Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein oder die in Ostasien sogenannte Weimarer Mission. Es ist ihm daher ein unmittelbares Bedürfnis, die Arbeit dieses Vereins, die eines viel umfassenderen Ausbaus fähig ist, als bei den verfügbaren beschränkten Mitteln

bisher hat geleistet werden können, der Unterstützung durch deutsch und freiheitlich-evangelisch empfindende Leser aufrichtig zu empfehlen. Es ist auch ein Zeichen für die vorläufig noch große Willensschwäche, die unserem kirchlich vorurteilsfreien deutschen Protestantismus in religiösen Gemeinschaftsdingen und in allem, was nationalkirchlicher Fernblick heißt, eignet — wenn es den Führern und Freunden des Missionsvereins in den Jahren ihrer Arbeit doch nur erst gelungen ist, einen kleinen Teil der ihnen sonst näher stehenden Kreise für die unter den jetzigen Verhältnissen unmittelbar brennende Aufgabe deutscher Geistesarbeit in China zu interessieren, und wenn gerade von den Spitzen der evangelisch-liberalen Weltanschauung viele sich hier gleichgültig verhalten. Der Verein bekennt sich zu dem Prinzip, daß die alten Kulturnationen des Ostens nicht von einer religiös-pietistischen Propaganda im Sinne der älteren Mission heimgesucht werden sollen, sondern daß ihre Einbeziehung in den abendländisch-christlichen Kulturkreis auf dem Wege einer rückhaltlosen und offenen Auseinandersetzung des Christentums mit der idealen Gedankenwelt des Konfuzianismus zu erfolgen hat, und daß es zur Einleitung dieses Prozesses weniger der konfessionell orientierten Missionspredigt, als der Schaffung von mit christlich-deutschem Geiste erfüllten Kultur- und Menschlichkeitswerken inmitten jener Welt bedarf. Vor allen Dingen ist ein von Grund auf solides Unterrichtswesens nötig, und in dieser Hinsicht sind die Leistungen des Vereins in unserem Schutzgebiet von Tsingtau schlechthin vorbildlich, sowohl für das Knaben- als auch für das in China ganz neue und sehr wichtige höhere Mädchenschulwesen. Hat doch die chinesische Kulturreform auch bereits eine chinesische Frauenbewegung gezeitigt, die vor allen Dingen auf bessere Bildung des bisher geistig vollkommen vernachlässigten

weiblichen Geschlechts abzielt — und auf diesem Gebiet hat es der Verein verstanden, trotz seiner geringen Mittel vorläufig die Führung an uns Deutsche zu bringen*).

Die Ereignisse in China sind ein überwältigendes Beispiel dafür, mit welcher Schnelligkeit und Plötzlichkeit eine allmählich sich vorbereitende und lange Zeit wenig beachtete innere Zustandsänderung sich zur Krisis entwickeln und die Krisis zur Katastrophe werden kann, sobald unvorhergesehene äußere Umstände im entscheidenden Moment den Anstoß dazu geben. Was es für den kulturellen, ökonomischen und politischen Charakter des kommenden Zeitalters bedeuten würde, wenn die Vierhundertmillionenwelt Chinas dauernd einen ausschließlich oder überwiegend angelsächsisch beeinflußten Kulturcharakter erhalten sollte, das bedarf keiner Ausmalung. Sicher ist es eine starke Anforderung an unser nationalpolitisches Vorstellungsvermögen, wenn wir uns ohne die unmittelbare Anschauung der vor uns ans Werk gegangenen, früher mit dem chinesischen Problem in enge Fühlung gekommenen Briten und Amerikaner doch zu der Einsicht und dem Willensentschluß aufraffen sollen, auch dem deutschen Gedanken eine kräftige Mitwirkung bei dem gigantischen kulturellen Wandlungsprozeß zu sichern, in den ein Viertel der gesamten Menschheit jetzt eingetreten ist. Wenn aber nicht zuerst unsere Gebildeten dazu gelangen, das Wesen der Verantwortung zu erfassen, die hier auf ihnen liegt, und wenn sie nicht die Führung der Nation in dieser Frage auf

*) Zuwendungen für den Allg. Evang.-Prot. Missionsverein, um die ich im Interesse des Zusammenarbeitens der deutschen Bildung und des freiheitlich-modernen Missionsprinzips am deutschen Gedanken in der Welt bitte, können an die Adresse des Schatzmeisters des Vereins, Herrn Max Thieme, Berlin-Charlottenburg, Friedbergstr. 15, erfolgen.

Der Verfasser.

sich nehmen — von unseren Massen wird man es sicher nicht zuerst verlangen können, daß sie die Zukunft des deutschen Gedankens in der Welt als ihre Sache erkennen: weder in Ostasien, noch im türkischen Orient, noch sonst irgendwo.

Philisterei, Klassendienst und als „Schneidigkeit" maskierte Brutalität sind schließlich — wir hoffen es! — vielleicht doch mehr die Charakterzüge von „Schein"-Deutschland, als von „Sein"-Deutschland, und wenn wir recht zusehen, so will es scheinen, als ob bei uns jetzt Grundzüge einer neuen, einer besonderen deutschen Kultur sich herausbilden, die nicht nur imstande sein wird, den Völkern Asiens und Afrikas innere Werte des deutschen Wesens zu vermitteln, sondern auch innerhalb unserer eigenen abendländischen Kulturwelt den deutschen Gedanken zu hellerem Leuchten zu bringen. Ist dieser unser Glaube nicht eitel, dann wird der sicherste Beweis für seine Richtigkeit darin liegen, daß sein Wirken für unsere nationale Zukunft draußen in der Welt beginnt — solange es für uns Tag ist! Die deutsche Bildung ist es daher, an die der Ruf ergeht: Heraus zur Arbeit für die deutsche Idee in aller Welt! Was der gebildete Teil unseres Volkes wirklich **erkennt** und **will**, das setzt sich auch mit Naturnotwendigkeit in Volksstimmung, politische Tendenz und nationales Handeln um!

INHALTSVERZEICHNIS

Seite

Einleitung 5

I. Geschichtliche Lasten 11

II. Hemmungen von innen her 36

III. Äußere Grundlagen des Volksgedankens 62

IV. Kräfte und Krücken 87

V. Deutschland jenseits des Meeres 133

VI. Unsere auswärtige Politik 161

VII. Moralische Eroberungen 217

Einer freundlichen Anregung des Verlages entsprechend, teile ich das nachstehende Verzeichnis einiger bisher erschienener Schriften von mir mit kurzer Inhaltsangabe mit:

Deutschland unter den Weltvölkern, 3. Auflage 1911, Buchverlag der Hilfe, bildet insofern eine notwendige Ergänzung zum „Deutschen Gedanken", als es die Verhältnisse der außerdeutschen Staaten England, Rußland, Frankreich, Italien, Österreich-Ungarn, Amerika, Japan usw. unter dem Gesichtspunkte der deutschen Interessen untersucht und näher auf die politische Entwicklung im Innern Deutschlands eingeht.

Im Lande Jahwehs und Jesu, 2. Auflage 1911, Buchverlag der Hilfe, macht den Versuch, die religionsgeschichtliche Entwicklung vom altsemitischen Heidentum über die Propheten und das Gesetz bis auf Jesus im Rahmen zweier Palästinareisen zu zeichnen.

Deutsche Kolonialwirtschaft, Einleitungsbd.: Kulturpolitische Grundsätze für die Rassen und Missionsfragen, 1909, Buchverlag der Hilfe, behandelt das Rassen- und Religionsproblem in den überseeischen Betätigungsgebieten der europäischen Völker.

Deutsche Kolonialwirtschaft, I. Band: Südwestafrika, 1909, Buchverlag der Hilfe. — **Aus Südwestafrikas schweren Tagen** (Tagebuchblätter und persönliche Erlebnisse aus der Aufstandszeit), 1909, Verlag W. Weicher, sind teils kritische teils darstellende Ergebnisse meines öfteren, dienstlichen wie außerdienstlichen Aufenthalts auf südwestafrikanischem Boden.

Deutsch-Chinesische Studien, 1909, Verlag Georg Stilke. — **Deutsche Kulturaufgaben in China,** 2. Auflage, 1911, Buchverlag der Hilfe, behandeln die chinesische Frage unter dem Gesichtspunkt deutscher Interessen.

Vom Kaukasus zum Mittelmeer, 1903, Buchverlag der Hilfe. — **Um Bagdad und Babylon,** 1911, Verlag Paetel, sind Reisebücher aus dem türkischen Vorderasien und aus Persien. Das erstere Buch enthält eine Hochzeitsreiseschilderung.

Paul Rohrbach.

Heinrich Lhotzky

Der Verlag Karl Robert Langewiesche sieht es als eine seiner vorzüglichsten Aufgaben an, auf die eminenten (seines Erachtens einzig artigen) Werte hinzuweisen, die für die Gedankenwelt und die Lebenshaltung heutiger Menschen in den Lhotzky-schen Schriften verborgen liegen.

Er hatte Anfang des Jahres 1911 die Freude, seinen „Blauen Büchern" ein drittes Werk Heinrich Lhotzkys unter dem Titel:

Das Buch der Ehe*)

einfügen zu können, von dem gesagt werden darf, daß sein Erscheinen eine Notwendigkeit geworden war.

In all den Wirrwar von Ehe-Anschauungen und Ehe-Theorien hinein, der die Zeit füllt, mußte einmal dieses Buch geworfen werden, das allen, denen die Ehe ein Wesentlichstes des Lebens bedeutet, wie ein granitener Block sein wird.

Denn nüchtern, kraftvoll und im eigentlichsten Wortsinne unerschütterlich steht dies Buch da: Ein Kanon der inneren Gesetze der Ehe, die wohl noch nie ein Mensch in solcher Tiefe erkannt, mit solcher Klarheit ausgesprochen hat. Es hat die Gewalt und Einfachheit der Wahrheit und es wird den Menschen in der Wirklichkeit ihrer Ehe helfen, mögen sie in der Ehe oder noch vor ihr stehen.

Kein Buch kann Schweres aus einer Ehe einfach wegnehmen. Aber das ist die Kraft dieses Buches, daß es die Wege zeigt, wie Schweres überwunden werden kann. Und zwischen seinen Zeilen steht überall der eine Leitgedanke: „Es gibt keine größere Seligkeit auf Erden als eine Ehe mit erkämpftem Glück."

Das Buch — (dessen Inhalt das hygienische Gebiet nur in einem kurzen Abschnitt berührt) — sei ernsten Menschen zu eigener Prüfung empfohlen.

---

*) **Preis 1.80 Mk.** In den Buchhandlungen zur Ansicht. Bisherige Auflage: Siebzig Tausend.

Zwei andere Werke Lhotzkys, die im Laufe der letzten Jahre vielen wertvoll geworden sind, erschienen bereits früher in den „Blauen Büchern". Zunächst:

Die Seele Deines Kindes.*)

Ein ernstes und doch unendlich liebenswürdiges Elternbuch, das von wenigen, einfach ausgesprochenen, aber tief begründeten Hauptgedanken getragen wird. Sie umfassen das Wesentliche von dem, was dem werdenden Menschen nottut. Aber nicht nur das. Die schlichten Linien fügen sich unmerklich zum Grundriß einer geschlossenen Lebensweisheit zusammen. Was Lhotzky sagt, ist auch hier nicht gelehrt — „kein ausgeklügelt Buch" —, es ist besser als das: es ist weise und ruht auf tiefer, eigener Erfahrung. Nicht auf Theorien.

Weltleute, Pedanten und Schultyrannen werden über dieses Buch die Köpfe schütteln oder außer sich geraten; freie Menschlichkeit wird es herzlich begrüßen. Wer den Wunsch und Willen hat, seine Kinder ohne brutale Hilfsmittel zu dem werden zu lassen, wozu das Beste in ihnen sie beruft, der lasse sich durch diese ernst-fröhliche Arbeit die Wege weisen.

„Es ist" — sagt Wilhelm Lennemann am Schluß einer längeren Besprechung — „es ist nicht kritische Schwäche oder unkontrollierbare Augenblicksbegeisterung, die mich veranlaßt, für das Buch so freudig einzutreten, sondern das Bewußtsein, daß es das einzige und erste Buch ist, das die Kindesfrage in aller Demut und Ehrfurcht, aber auch in aller Erhabenheit und allem Stolze löst."

Endlich erschien in den „Blauen Büchern" von Heinrich Lhotzky:

Vom Erleben Gottes.**)

Ein Band, der Auszüge aus den großen religiösen Werken des Meisters bietet und der Manchem den ersten Eindruck einer Geisteskraft und einer Geistesfreiheit vermitteln durfte, die er bisher in all den „liberalen" und „orthodoxen", „gläubigen" und „ungläubigen" Strömungen und Richtungen unserer Gegenwart nicht fand.

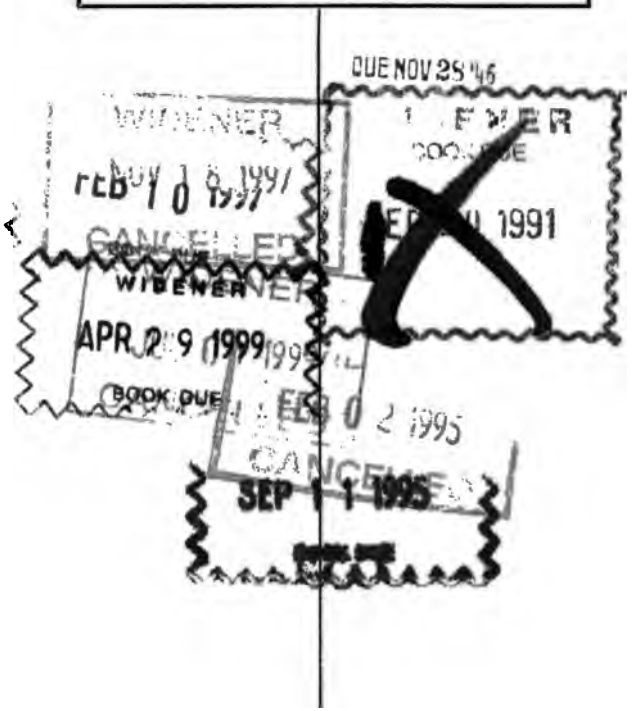
---

*) Achtzigstes Tausend. **) Dreißigstes Tausend. Preis auch dieser Bände je 1.80 Mk. In den Buchhandlungen gern zur Ansicht.

DIE
BLAUEN
BÜCHER

3 2044 011 776 556

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.